

Codex Weimar Q565

Konzeption – Funktion – Intention

Dissertation  
zur Erlangung des akademischen  
Grades doctor philosophiae (Dr. phil.)

der Philosophischen Fakultät  
der Technischen Universität Chemnitz  
vorgelegt von Sara Rodefeld

geboren am 10.06.1982

Chemnitz, 14.04.2015

# Inhalt

1.	Einleitung.....	1
1.1	Der Forschungsgegenstand.....	1
1.2	Räumliche und zeitliche Verortung der Handschrift .....	3
1.3	Inhaltliche Übersicht und Einordnung der Texte .....	5
1.4	Spätmittelalterlicher Literatur im Kontext Stadt .....	6
1.5	Q565 im Kontext spätmittelalterlicher Sammelhandschriften .....	9
2.	Die Handschrift: Aufbau und Gestaltung .....	11
2.1	Lagenstruktur, Blattanzahl und Folierung.....	12
2.2	Wasserzeichen .....	15
2.3	Schreiber .....	16
2.4	Struktur und Markierung.....	20
3.	Die Texte: Inhalt und Funktion .....	24
3.1	Die Mären .....	25
3.1.1	<i>Der fahrende Schüler</i> .....	27
3.1.2	<i>Der fünfmal getötete Pfarrer</i> .....	30
3.1.3	<i>Die Wolfsgrube</i> .....	32
3.1.4	<i>Der verklagte Zwetzler</i> .....	35
3.1.5	Zusammenfassung.....	39
3.2	Die Reden .....	41
3.2.1	<i>Die 15 Klagen</i> .....	42
3.2.2	<i>Gespräche dreier Frauen</i> .....	45
3.2.3	<i>Die Auslegung der Ehe</i> .....	48
3.2.4	<i>Der gefundene Ring</i> .....	49
3.2.5	<i>Die Bauernmagd</i> .....	52
3.2.6	Die Nutzerspuren dieser Texte.....	53
3.2.7	Zusammenfassung.....	54
3.3	Das Fastnachtspiel.....	56
3.4	Die Sprüche .....	62
3.4.1	Spruchkomplex 1: Priameln und Sprüche.....	63
3.4.2	Spruchkomplex 2: Sprüche .....	68
3.4.3	Spruchkomplex 3: Klopfan .....	69

3.4.4	Die Nutzerspuren dieser Texte.....	73
3.4.5	Zusammenfassung.....	77
3.5	Die Rätsel.....	78
3.5.1	Rätselgruppe 1 .....	81
3.5.2	Rätselgruppe 2 .....	88
3.5.3	Rätselgruppe 3 .....	90
3.5.4	Einzelrätsel.....	91
3.5.5	Rätselgruppe 4 .....	92
3.5.6	Nutzerspuren dieser Texte.....	93
3.5.7	Zusammenfassung.....	97
3.6	Die Berichte.....	99
3.6.1	<i>Eroberung der Stadt Fudanna</i> .....	100
3.6.2	<i>Bericht aus Italien</i> .....	102
3.6.3	Zusammenfassung.....	103
3.7	Die Lieder .....	104
3.7.1	Hymnus.....	105
3.7.2	Minnelied .....	107
3.7.3	<i>Das Almosen</i> .....	108
3.7.4	Polemische Lied.....	110
3.7.5	<i>Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg</i> .....	113
3.7.6	Zusammenfassung.....	115
3.8	Die Fachprosa.....	116
3.8.1	<i>Zwei Rezepte gegen Impotenz</i> .....	117
3.8.2	Papstdekrete.....	119
3.8.3	Kommunionsverbote.....	121
3.8.4	Zusammenfassung.....	124
3.9	Weitere Texte .....	125
3.9.1	Die ›Schlemmerversen‹ .....	125
3.9.2	Das Gelegenheitsgedicht .....	126
4.	Merkmale der Sammlung .....	128
4.1	Obszönität als Programm .....	128
4.1.1	Eingrenzung des Obszönitätsbegriffs .....	129
4.1.2	Obszönität und Komik.....	133

4.1.3	Absicht und Darstellung des Obszönen.....	141
4.2	Unterhaltungsanspruch versus Wissensvermittlung .....	148
4.3	Die Performativität der Texte .....	150
4.4	Die Funktion der Nutzerspuren .....	160
5.	Schluss .....	168
6.	Literatur- und Abbildungsverzeichnis .....	174

# 1. Einleitung

»Zu den Individuellsten unter den Handschriften zählen die so zahlreich vorhandenen Sammelhandschriften, also Codices, die mehrere Texte enthalten, die gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten zusammengestellt bzw. gebunden wurden. Bei ihnen erhebt sich die Frage: Welche Bedeutung hat ihre Zusammensetzung für die Gebrauchsfunktion der einzelnen in ihnen überlieferten Texte? Sind die Texte in ihnen auf willkürliche Weise angeordnet oder ergibt sich bei genauer Untersuchung ein bewußtes, vielleicht sogar wertendes Konzept der Anordnung, ein tieferer Sinnzusammenhang, der uns den heute häufig verlorengegangenen Stellenwert der einzelnen Texte zueinander, den sie für den Leser des Mittelalters hatten, wieder erkennen läßt. Man kann ferner nach den Motiven fragen, die den oder die Urheber veranlaßt haben, gerade diese Texte in der uns heute vorliegenden Anordnung zu sammeln.«<sup>1</sup>

## 1.1 Der Forschungsgegenstand

Die Fragen nach Gebrauch, Konzept, Stellenwert und Sammlerintention sind für den Codex Weimar Q565 bisher unbeantwortet geblieben. Über zwei Jahrhunderte gesammelt, enthält der Codex 31 kürzere Texte, teilweise in Textgruppen zusammengefasst, die 1982 von Elisabeth Kully ediert und kommentiert worden sind.<sup>2</sup> Sie gibt eine detaillierte Beschreibung des Codex, eine sprachliche Analyse sowie Hinweise zur Verbreitung und Gattungszugehörigkeit der einzelnen Texte. Obwohl die Herausgeberin Vermutungen über die Funktion der Handschrift anstellt und daraus Rückschlüsse auf einen möglichen Sammlertypus zieht, sind ihre Thesen kaum argumentativ belegt, da eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Gebrauchskontext der Handschrift, möglichen Sammlerinteressen, der Konzeption, inhaltlichen Besonderheiten und internen Textzusammenhängen im Rahmen einer Edition nicht geleistet werden kann.

Obgleich einige bekanntere Texte in Q565 in Forschungsarbeiten eingegangen sind, ist dem Codex als Ganzes bisher keine Beachtung geschenkt worden. Lediglich Jörn Reichel widmete in seiner Untersuchung zu Werk und Wirken Hans Rosenplüts der Frage nach

---

<sup>1</sup> MILDE, Metamorphosen, S. 34.

<sup>2</sup> ELISABETH KULLY, Der Codex Weimar Q565. Bern/München 1982.

der Funktion der Handschrift einige Zeilen. Er ordnet Q565 in die Kategorie Hausbücher ein.<sup>3</sup> Diese definiert er als »heterogene Sammlungen, die oft von mehreren Generationen eines Haushaltes benutzt und weitergeführt wurden« und »in die der jeweilige Besitzer allerlei nützliche Verse und auch beliebte Dichtungen eintrug.«<sup>4</sup> Ein weiteres gemeinsames Merkmal ist laut Reichel ein Wechsel zwischen Gebrauchstexten<sup>5</sup> und literarischen Texten, dem keine ersichtliche Motivation zugrunde liegt. Zum Weimarer Codex vermerkt er, dass der literarische Anteil den der Gebrauchstexte überwiegt. Die Handschrift scheine als literarische Sammelhandschrift begonnen worden zu sein und habe sich im 16. Jahrhundert zum Hausbuch entwickelt.<sup>6</sup>

Um Gebrauch und Stellenwert der Handschrift festzustellen, werden im Folgenden drei Bereiche untersucht. Zunächst wird die materielle Beschaffenheit und Gestaltung der Handschrift beschrieben. Unter anderem können Aufmachung, Anlage und interne Strukturierung Rückschlüsse auf die Funktion der Handschrift und den Umgang mit ihr geben. Aufwand und Kosten der Gestaltung zeigen den Stellenwert und Präsentationskontext auf. Eine sichtbare Strukturierung der Texte beziehungsweise ein Gestaltungskonzept der Handschrift kann Hinweis auf den Gebrauchskontext geben. Hierfür werden eigene Beobachtungen am Original mit den Angaben der Edition verglichen. Im zweiten Teil werden die in Q565 gesammelten Texte vorgestellt und in Hinblick auf Inhalt, Bedeutung und Stellung innerhalb der Handschrift in Zusammenhang zueinander gesetzt. Aus inhaltlichen Tendenzen und Einzelbedeutungen der Texte kann auf die Gesamtbedeutung des Codex und das Sammlerinteresse geschlossen werden. Zuletzt werden die wesentlichen Auffälligkeiten der Texte herausgegriffen, um daraus ein mögliches Konzept beziehungsweise Programm abzuleiten. Dieser dritte Teil soll Vorschläge für einen Zugang zur Weimarer Handschrift

---

<sup>3</sup> Zu den bekannten Exemplaren literarischer Hausbücher zählen die Sammlungen des Ulrich Mostl, des Valentin Holl und des Simprecht Kröll, vgl. RLW, Bd. 2, S. 13f, die von DIETER H. MEYER in zwei Bänden ausführlich behandelt worden sind, vgl. D. MEYER, Hausbücher.

<sup>4</sup> REICHEL, Rosenplüt, S. 34.

<sup>5</sup> Als Gebrauchstexte bezeichnet REICHEL geistliche, alltägliche und medizinische Regeln, Rezepte und Ratschläge, vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 34.

<sup>6</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 34f. Weitere Nennungen von Q565 finden sich vereinzelt in Anlehnung an Untersuchungen oder Überlieferungen darin gesammelter Texte oder im Rahmen von Aufzählungen spätmittelalterlicher Sammelhandschriften, wie beispielsweise bei RIDDER u.a. als Autorenwerk von Hans Rosenplüt, vgl. RIDDER u.a., Neuedition, S. 243; bei MIHM als gattungsneutrale bayrische Sammlung, vgl. MIHM, Überlieferung, S. 120; in FISCHERS Edition der Märendichtung im 15. Jahrhundert, vgl. FISCHER, Mären, S. 58, 188, 202, 217, 425; in KIEPES Analyse der Nürnberger Priameldichtung, vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 371, oder im Lexikonartikel zu Rätseln von FASBENDER, vgl. MLL S. 627f.

bieten. Hier steht die Frage nach einem übergeordneten Zusammenhang der Texte im Vordergrund, aus dem wiederum ein oder mehrere Sammlerinteressen und damit ein möglicher Gebrauch abgeleitet werden kann.

Aufgrund der generationenübergreifenden Entstehungszeit kann in jedem Fall von mehreren Sammlern ausgegangen werden. Ob es sich bei diesen auch um die Schreiber, möglicherweise bei manchen Texten auch um die Autoren, handelt, ist allerdings kaum nachweisbar. Die mit Kullys Edition vorgelegten Thesen finden bei diesen Fragen Berücksichtigung und Prüfung.

Sofern nicht Abweichungen zwischen Handschrift und Edition deutlich gemacht werden sollen, werden die Textzitate der Edition entnommen. Verweise in dieser Arbeit auf die Handschrift selbst werden nicht belegt, da es sich um die eigene Sichtung des Codex in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar handelt.<sup>7</sup>

## **1.2 Räumliche und zeitliche Verortung der Handschrift**

Kullys sprachliche Analyse belegt, dass es sich bei Q565 um eine Handschrift aus dem Nürnberger Raum handelt.<sup>8</sup> Da ein Teil der Texte auf die Verfasserschaft von Hans Rosenplüt zurückgeht und ein Gedicht, das *Artelshofen*, Rückschluss auf eine Nürnberger Patrizierfamilie mit dem Namen Tetzels zulässt,<sup>9</sup> ist Nürnberg als Entstehungsort der Handschrift sehr wahrscheinlich.

Eine zeitliche Einordnung lässt sich anhand der Datierungen einiger Texte vornehmen. Die früheste Datierung nennt das Jahr 1483, die letzte das Jahr 1629. Sowohl vor als auch nach den entsprechenden Jahresangaben befinden sich weitere Texte. Die Entstehung der Sammlung kann folglich für die Mitte des 15. Jahrhunderts bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein angenommen werden. Hansjürgen Kiepe hält die erste Datierung, die im letzten Text in einer Zusammenstellung von Kommuniionsverboten

---

<sup>7</sup> Der Codex ist in digitaler Form über die Bibliotheksseite einsehbar ist.

<sup>8</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 19-33.

<sup>9</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 18. Zum Status dieser Familie innerhalb der Nürnberger Gesellschaft vgl. J. MEYER, Patriziat, S. 33. In MEYERS Erläuterung zum Nürnberger Patriziat taucht der Name Hans Tetzels für die Mitte des 15. Jahrhunderts mehrfach auf. Seinem *Salbuch* aus dem Jahr 1464 zufolge hatte er vier Lehen und war in Handelsbeziehungen nach Venedig involviert. MEYER bezeichnet Tetzels Bücherei als kulturhistorisch bemerkenswert, vgl. J. MEYER, Patriziat, S. 40-74.

auftaucht, als Anhaltspunkt für eine zeitliche Verortung allerdings nicht für aussagekräftig, da dieser Text separat steht und so die anderen Texte der ersten Hand in keine zeitliche Reihenfolge gebracht werden können.<sup>10</sup> Kully gibt eine mögliche Datierung eines Klopfan-Spruches an, der 1457 oder 1462 entstanden sein könnte.<sup>11</sup> Ein Bibliotheksvermerk auf einem Zettel an der Innenseite der Vorderklappe nennt das Jahr 1914. In diesem wurde die Handschrift vermutlich in den Besitz der Weimarer HAAB überführt. Kully vermutet, dass der Codex zunächst in die Erotica-Sammlung von Herzog Carl August aufgenommen wurde und dann mit anderen Teilen seiner Bestände in die Bibliothek kam.<sup>12</sup> Das würde den heutigen Standort Weimar erklären. Wie die Handschrift nach Weimar gekommen ist, bleibt jedoch unklar.

Aufgrund des langen Zeitraums, in dem die Handschrift entstanden ist, muss von mehreren Sammlern ausgegangen werden. Hier stellt sich die Frage, ob ein Interessenwandel stattgefunden hat. Zunächst kann davon ausgegangen werden, dass der Codex im 16. und 17. Jahrhundert in einem anderen Gebrauchszusammenhang steht als bei seiner Entstehung im 15. Jahrhundert. Ob sich Funktion und Gebrauch im Lauf der Sammelperiode geändert haben, soll anhand der Arten und Inhalte der Texte geprüft werden. Genauer können hier die Nutzerspuren Aufschluss geben. Obwohl zuerst die Überlegung stand, diese komplex in einem Kapitel zu behandeln, um zugunsten der Struktur meiner Untersuchung die Rezeption von Produktion und Inhalt zu trennen, werden sie zunächst in der Reihenfolge ihres Vorkommens im Rahmen der betroffenen Texte beschrieben. Dies hat den Vorteil, sie im Einzelnen unmittelbar in Bezug zu den Inhalten, auf die sie referieren, setzen zu können. Im dritten Teil der Arbeit werden die Funktion der Spuren und ein daraus erkennbarer Gebrauch behandelt. Über den Gebrauch lässt sich letztlich auch ermitteln, ob es sich um ein individuelles Sammelinteresse oder ein kollektives handelt.

---

<sup>10</sup> Vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 371.

<sup>11</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 18.

<sup>12</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 18.



### 1.3 Inhaltliche Übersicht und Einordnung der Texte

Q565 umfasst eine Vielzahl an Gattungen. Neben vier Mären, von denen drei Hans Rosenplüt zuzuordnen sind, und einem Fastnachtsspiel, ebenfalls von Rosenplüt verfasst, finden sich vor allem Rätsel, Sprüche und Reden. Für eine der Reden, *Die 15 Klagen*, ist die Verfasserschaft Rosenplüts ebenfalls gesichert. Zudem trägt ein Spruchkomplex seine Signatur. Neben diesen bekannteren Texten sind einige Lieder, Berichte und religiöse Texte gesammelt, die weder einem Verfasser noch in den meisten Fällen einer Vorlage zugeordnet werden können. Singulär vertreten sind ein volksmedizinischer Text, ein Gelegenheitsgedicht und ein Text, der von Kully als ›Schlemmerversen‹ bezeichnet wird. Es sind also sowohl poetische als auch Gebrauchstexte vorhanden. Es handelt sich ausschließlich um Kleinformen.

Einige Texte tragen eine Überschrift, andere nicht. In der Ausgabe sind alle mit einem Titel versehen. Textgruppen sind mit der Gattungsbezeichnung überschrieben. Dies trifft auf die Rätsel, verschiedene Sprucharten und die religiösen Texte zu. Die Bezeichnungen und Textüberschriften der Edition sind im Folgenden übernommen worden. Falls ein Originaltitel vorhanden ist, wird darauf verwiesen. Kully ordnet die Texte Gattungen zu, die sich nach den von Hans Fischer aufgestellten Kriterien richten. Sie weist darauf hin, dass sie auf eine ausführliche Gattungsbestimmung verzichtet, da eine solche Arbeit im Rahmen einer Edition kaum zu bewältigen sei.<sup>13</sup> Ihre Klassifikation soll im Rahmen der vorliegenden Untersuchung beibehalten werden und als Strukturierungs- und Orientierungshilfe zur Aufarbeitung der Texte dienen. Da auch Gebrauchstexte in Q565 zu finden sind, wird nicht nur mit dem Begriff Gattung, sondern zudem mit dem linguistischen Begriff Textsorte operiert, der weiter gefasst ist und diese Art von Texten einschließt.<sup>14</sup>

Neben der Gattungszuordnung nimmt Kully eine Charakterisierung der einzelnen Texte vor. Sie verwendet die Attribute erotisch, priapisch, skatologisch, schwankhaft, gnomisch, sozial-kritisch, historisch, religiös, volksmedizinisch, politisch, gulistisch.<sup>15</sup> Ihre Zuordnung ist uneindeutig und zum Teil willkürlich, da einige Texte mehrere

---

<sup>13</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 34-35.

<sup>14</sup> Vgl. OLBERG, Textsortenforschung, S. 134-136.

<sup>15</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35-36.

Merkmale aufweisen. So werden beispielsweise einige Mären als erotisch gekennzeichnet, tragen jedoch auch schwankhafte Züge. Zudem sind die Grenzen zwischen einzelnen Charakterisierungen, etwa zwischen erotisch und priapisch, mitunter fließend.

Im Folgenden werden die von Kully verwendeten Bezeichnungen priapisch und skatologisch durch den Terminus »obszön« ersetzt beziehungsweise werden diesen ergänzen. Eine Begründung dieses Vorgehens und Eingrenzung des Begriffs wird in Kapitel 4.1.1 erfolgen. Kullys Charakterisierung der Texte im Bereich der Rätsel und Sprüche bezieht sich jeweils auf die gesamte Gruppe, obgleich die Inhalte innerhalb der Rätsel- und Spruchkomplexe stark variieren. Hier muss eine Differenzierung vorgenommen werden.

#### **1.4 Spätmittelalterlicher Literatur im Kontext Stadt**

Die Hinweise auf den Entstehungsort Nürnberg im 15. Jahrhunderts stellen Q565 in ein städtisches, bürgerliches<sup>16</sup> Umfeld. Literarische Formen wie das Fastnachtspiel sowie die Präsenz Rosenplüts als einem der ersten Vertreter städtischer Literatur<sup>17</sup> bestätigen dies. Bereits im 14. Jahrhundert ist ein Wandel in Herstellung und Funktion von Literatur zu beobachten.<sup>18</sup> Kostspielige Prachthandschriften werden von schlichten Papierhandschriften für den privaten Gebrauch verdrängt.<sup>19</sup> Die wachsende Popularität von Schriftlichkeit mündet laut Thomas Cramer in Nürnberg in einer regelrechten »Aufzeichnungswut«. Alles die Stadt und ihre Bewohner Betreffende wurde schriftlich festgehalten.<sup>20</sup> Zudem etablieren sich sesshafte Schreiber und Schreibstuben und

---

<sup>16</sup> DILCHER beschäftigt sich ausführlich mit dem Begriff Bürger und gibt Einblick in das Bürgertum im späten Mittelalter am Beispiel von Frankfurt am Main, vgl. DILCHER, Bürgerbegriff, S. 59-105. Er betont den rechtlichen Akt, der die Stellung als Bürger beschließt und damit im Gegensatz zu einem durch Geburt bestimmten Status steht. Neben der rechtlichen Gleichstellung aller städtischen Bürger verweist DILCHER auf die wirtschaftliche und soziale Ungleichheit unterschiedlicher bürgerlicher Gruppen, vgl. DILCHER S. 60f, 104f. Gleichsam erfährt der Begriff eine Eingrenzung durch RUH. RUH sieht ein Äquivalent zum Begriff ritterlich im Kontext des Höfischen, vgl. RUH, Begriffsbestimmung, S. 321.

<sup>17</sup> Vgl. KUGLER, Literatur, S. 396.

<sup>18</sup> Vgl. RÖCKE, Literatur, S. 464f.

<sup>19</sup> Vgl. J.D. MÜLLER, Kommunikation, S. 32.

<sup>20</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 242.

verdrängen fahrende Spruchsprecher.<sup>21</sup> Im Rahmen kultureller Veranstaltungen wie Schauturnieren, Festumzügen oder der Fastnachtszeit sind Sprecher in der Stadt dennoch unentbehrlich, ebenso die vorgetragenen literarischen Kleinformen wie Priameln und andere Sprucharten,<sup>22</sup> die in Q565 vertreten sind.

Cramer konstatiert für die spätmittelalterliche städtische Literatur, insbesondere für die Lehrdichtung, die Neigung zur Darstellung einer verkehrten Welt in satirischem und ironischem Ton. Die »Aufdeckung von Lastern, Unzulänglichkeiten und Fehlverhalten meist in komischer oder ironischer Form, ohne das positive Gegenbild zu zeichnen«<sup>23</sup>, findet sich in verschiedenen Formen städtischer Literatur wie in Satire, Märendichtung, Narrenliteratur oder verschiedenen Liedtypen.<sup>24</sup> Daneben existieren, meist in Sprüchen, Lebensweisheiten, städtische Alltagserfahrungen und Vorschriften.<sup>25</sup> Ein beliebtes Thema ist Cramer zufolge die Ehe als für den städtischen Bürger notwendiges Sozialgefüge. So ist auch ein Großteil der Mären auf die potentielle Gefährdung dieser sozialen Ordnung ausgelegt.<sup>26</sup> Daneben lässt sich eine kaum zu sichtende Fülle von Liedern im städtischen Kontext verzeichnen. Neben Liebesliedern in der Tradition des höfischen Minnesangs, Trink- und Gesellschaftsliedern und historisch-politischen Liedern existieren Parodien und obszöne Travestien erotischer Lieder.<sup>27</sup> Auch diese Gattungen sind in Q565 anzutreffen. Cramer geht davon aus, dass mit Ausnahme des weltlichen Spiels keine neue Gattung in der städtischen Literatur entsteht, sondern die höfischen Muster den städtischen Bedürfnissen inhaltlich angepasst werden. Hartmut Kugler betont, dass sich lediglich der Modus der literarischen Gestaltung beim städtischen Text ändert. Themen und Inhalte orientieren sich nicht zwangsläufig am Städtischen. Für die Reflexion der städtischen Lebenswelt seien lediglich Textsorten wie die Städtechronik und das Städtelob gedacht.<sup>28</sup> Mit der zunehmenden Autonomie der Autoren ergibt sich allerdings ein freier Umgang mit Stoffen und Themen und mehr Raum zu Kritik und Tabuverletzungen.<sup>29</sup> Die literarischen Interessen scheinen dabei

---

<sup>21</sup> Vgl. KUGLER, Literatur, S. 401.

<sup>22</sup> Vgl. KUGLER, Selbstdarstellung, S. 419.

<sup>23</sup> CRAMER, Geschichte, S. 262.

<sup>24</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 262-316.

<sup>25</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 262.

<sup>26</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 282.

<sup>27</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 313-328.

<sup>28</sup> Vgl. KUGLER, Literatur, S. 396.

<sup>29</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 280.

eher auf kurzen Erzählformen zu liegen. Das städtische Umfeld im 15. und 16. Jahrhundert bringt nur wenige Romane hervor.<sup>30</sup>

Kurt Ruh generiert drei Kriterien, die er für städtische Literatur als konstitutiv erachtet: die untergeordnete Bedeutung des Autors, das über städtische Räume adressierte Publikum, beispielsweise Weinstube, Wirtshaus oder Marktplatz, und die Verankerung in Institutionen, etwa in Singschulen für den Meistersang oder Handwerksgesellschaften für das Fastnachtsspiel.<sup>31</sup> Darüber hinaus verweist er auf die strukturelle Veränderung der Literatur vom Reim zur Prosa.<sup>32</sup> Ein Ablösen der Reimform kann in Q565 für die Texte aus dem 16. und 17. Jahrhundert nicht beobachtet werden. Lediglich die Gebrauchsliteratur des 15. Jahrhunderts ist in Prosa verfasst. Die anderen, auch die späten Texte bedienen sich des Paarreims. Außer Rosenplüt wird in der Weimarer Handschrift kein Autor benannt. Der städtische Schauplatz ist allerdings nur in einigen Texten gegeben, wie an späterer Stelle noch gezeigt wird; andere Texte verweisen dagegen explizit auf ein ländliches beziehungsweise bäuerliches Umfeld.

Kugler nennt das Repertoire bekannterer, in Städten bezeugter Spruchsprecher des 15. Jahrhunderts. Lebenslehren, Geistliches, Klagen über den moralischen Verfall der Gesellschaft entsprechen seiner Ansicht nach dem Verständnishorizont eines städtischen Klientels.<sup>33</sup> In Q565 finden sich diese Themen wieder. Das Zusammentragen unterschiedlicher Wissensformen und Themenbereiche, das für die Gebrauchshandschriften im 15. Jahrhundert zu beobachten ist, zeigt laut Werner Röcke eine veränderte Lektürehaltung. Der Leser entwickelt hier die Lust am Vergleich, am Spiel, an der Kombination verschiedener Texte und erprobt so neue Denkmuster.<sup>34</sup> Diese Motivation könnte aufgrund des breiten Spektrums an Textsorten und Themen auch für Q565 sichtbar werden. Röcke betont eine sich entwickelnde Autonomie des Lesers, da durch die wachsende Anonymisierung des literarischen Marktes die Kontrolle über literarische Produkte sinkt. Die private Lektüre bedeutet Rückzug aus der moralischen, religiösen und rechtlichen Reglementierung von Wissen.<sup>35</sup>

---

<sup>30</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 304.

<sup>31</sup> Vgl. RUH, Begriffsbestimmung, S. 313-316.

<sup>32</sup> Vgl. RUH, Begriffsbestimmung, S. 312.

<sup>33</sup> Vgl. KUGLER, Literatur, S. 400.

<sup>34</sup> Vgl. RÖCKE, Literatur, S. 466.

<sup>35</sup> Vgl. RÖCKE, Literatur, S. 494.

Ob es sich bei Q565 um eine für den privaten Gebrauch bestimmte Handschrift handelt, kann im Folgenden mit Blick auf ihre Gestaltung und die vertretenen Themenbereiche geklärt werden. Einen klaren Hinweis auf ihre Besitzer gibt die bereits erwähnte Nennung der Patrizierfamilie Tetzl im Jahr 1626. Julie Meyer sieht die Aufgabe des Patriziats darin, Bildung und Kunst zu unterstützen.<sup>36</sup> Klaus Wolf stellt fest, dass diese gesellschaftliche Gruppe einen großen Teil des kulturellen Angebotes der Stadt gestaltet und Vorträge und öffentliche Spiele initiiert.<sup>37</sup> Am Beispiel von Frankfurt verweist er auf die zahlreichen Privatbibliotheken der Patrizier, die teilweise zu Repräsentationszwecken gedient haben sollen und teils pragmatische Fachtextsammlungen beinhalten, beispielsweise politische oder rechtliche.<sup>38</sup> Frank Fürbeth leitet aus den Frankfurter Beständen drei Grundtypen privaten Buchbesitzes ab: Frömmigkeitspraxis, Beruf und Arbeit, allgemeine Bildung und persönliche Interessen.<sup>39</sup> Er betont das Wachstum, aber auch die Exklusivität privater Bibliotheken<sup>40</sup> im 16. Jahrhundert, da Bücher trotz veränderter Produktionsbedingungen teure Güter darstellten.<sup>41</sup> Er geht jedoch davon aus, dass zumindest die deutschsprachigen Bücher keinen höheren Stellenwert besessen haben, da sie nicht inventarisiert wurden.<sup>42</sup> Aufgrund seiner Prämissen kann angenommen werden, dass auch Q565 ab dem 16. Jahrhundert zum Bestand einer privaten Bibliothek gehörte.

## **1.5 Q565 im Kontext spätmittelalterlicher Sammelhandschriften**

Mit den Parallelüberlieferungen der Texte in Q565 hat sich Kully ausführlich beschäftigt.<sup>43</sup> Alle von ihr angegebenen Parallelüberlieferungen befinden sich in Sammelhandschriften des 15. Jahrhunderts, die dem bayrischen, zum Großteil dem

---

<sup>36</sup> Vgl. J. MEYER, Patriziat, S. 62.

<sup>37</sup> Vgl. K. WOLF, literarisches Leben, S. 44

<sup>38</sup> Vgl. K. WOLF, literarisches Leben, S. 45-47.

<sup>39</sup> Vgl. FÜRBEETH, Literatur, S. 64.

<sup>40</sup> FÜRBEETH steht dem Begriff Bibliothek in Zusammenhang mit privatem Buchbesitz kritisch gegenüber, da sich die Vorstellung privater Bibliotheken vor dem Hintergrund öffentlicher Bibliotheken im 19. Jahrhundert entwickelt hat. Er merkt zudem an, dass zu prüfen sei, ob das individuelle Sammlerinteresse nicht hinter einem öffentlichen Interesse im Sinne eines grundlegenden Zeitgeschmacks zurücktritt, vgl. FÜRBEETH, Privatbibliotheken, S. 185-188.

<sup>41</sup> Vgl. FÜRBEETH, Literatur, S. 62.

<sup>42</sup> Vgl. FÜRBEETH, Literatur, S. 72.

<sup>43</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

Nürnberger Sprachraum zugeordnet werden können. Einige der Handschriften weisen einen umfangreichen Bestand Rosenplütscher Werke auf.<sup>44</sup> Die meisten bestehen aus einer Sammlung an Mären, Sprüchen und Liedern.<sup>45</sup> Sie ähneln nicht nur in der Textauswahl dem Weimarer Codex, sondern auch in ihrer optischen Gestaltung, beispielsweise in Bezug auf Einbandgestaltung, Beschreibungsstoff und einfache Rubrizierungen. Insgesamt hat Kully Parallelüberlieferungen in 19 Handschriften festgestellt.<sup>46</sup> Sie verweist darauf, dass keine dieser Handschriften in ihrem Bestand als kanonisch gelten kann. Die in Q565 gesammelten Texte sind, bis auf eine Gruppe von Priameln, in keiner anderen Handschrift gemeinsam oder in einer größerern Gruppe überliefert.<sup>47</sup> Einige Texte finden sich auch einzeln in keiner anderen Handschrift wieder. Eine konkrete Vorlage lässt laut Fischer allein das Märe vom *Verklagten Zwetzler* vermuten.<sup>48</sup> Zu den ausschließlich in Q565 überlieferten Texten zählt Kully die Rätsel, die Klopfan-Sprüche, den Hymnus, das Minnelied, *Zwei Rezepte gegen Impotenz* und *Die Auslegung der Ehe*.<sup>49</sup> Ihre Auflistung an Überlieferungsträgern weist auch auf eine fehlende Überlieferung der Texte des 16. und 17. Jahrhunderts sowie des *Almosen*, der *Eroberung der Stadt Fudanna* und der ›Schlemmervorse‹ hin.

Die Rätsel und Sprüche ohne parallele Überlieferung sowie die späten Reden und Berichte zeichnen sich durch einen auffallend obszönen Ton aus. Inhaltlich enthält keine der von Kully aufgeführten Parallelüberlieferungen eine so eindeutige Tendenz wie Q565, geschweige denn eine derartige Fülle an obszönen Texten. Die Parallelüberlieferungen werden in Kapitel 3 an entsprechender Stelle Berücksichtigung finden.

---

<sup>44</sup> Beispielsweise Dresden Mscr. M 50 und Leipzig MS 1590.

<sup>45</sup> Beispielsweise Hamburg Cod. germ. 13 und München Cgm 713 sowie Cgm 714.

<sup>46</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

<sup>47</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 38.

<sup>48</sup> FISCHER verweist auf die Nürnberger Redaktion, vgl. FISCHER, Mären, S. 529. Sie findet sich in Hs 5339a.

<sup>49</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 38.

## 2. Die Handschrift: Aufbau und Gestaltung

Wie bereits von Kully beschrieben, handelt es sich um eine im Quartformat angelegte Papierhandschrift.<sup>50</sup> Der Koperteinband aus Leder weist Verzierungen durch Einkerbungen und Lederschnürung auf. Diese Art der Ausführung ist für den gesamten Zeitraum des Mittelalters nicht unüblich.<sup>51</sup> Ungewöhnlich sind allerdings die Verzierungen durch Einkerbung.<sup>52</sup> Die Gestaltung lässt vermuten, dass diese Handschrift für den privaten Gebrauch bestimmt war. Da sich keine Spuren einer früheren Bindung finden lassen, handelt es sich wahrscheinlich um den Originaleinband mit der ursprünglichen Bindung. Die Schließung befindet sich am hinteren Teil des Einbands.

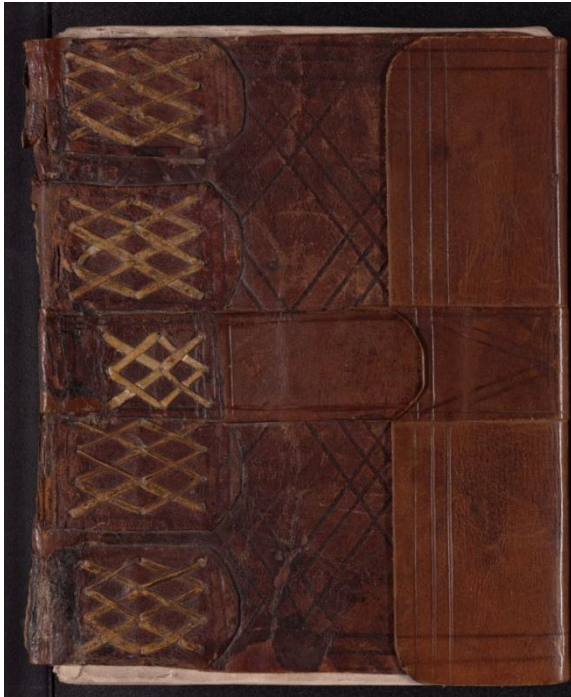


Abb. 1: HAAB digital. Q565. Einband Vorderseite.

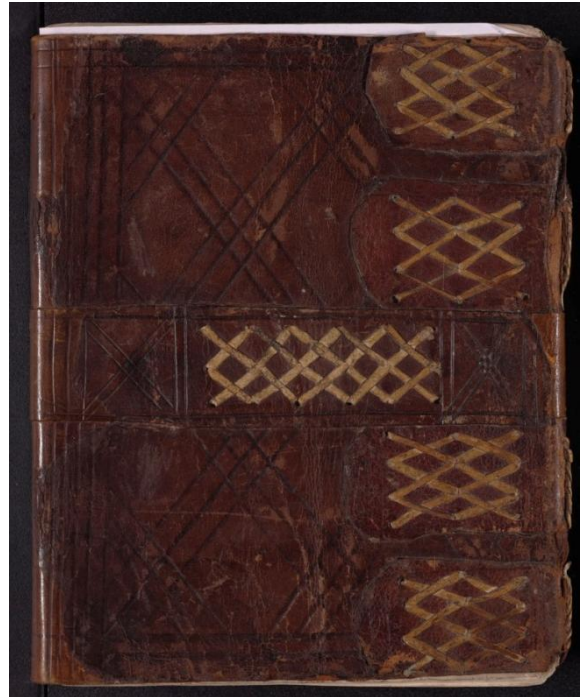


Abb. 2: HAAB digital. Q565. Einband Rückseite.

Der Aufbau der Handschrift in Hinblick auf Lagenanzahl, Blattanzahl, Material, sprachliche Herkunft, Gestaltung und Hände ist von Kully bereits analysiert worden. Ihr

---

<sup>50</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 13f.

<sup>51</sup> Vgl. K. SCHNEIDER, Paläographie, S. 172. Laut KIEPE ist die Form des Einbandes so gewählt, dass er optimalen Schutz und leichte Transportierbarkeit gewährleistet, folglich also auf die Mobilität des Besitzers verweist, vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 371.

<sup>52</sup> Vgl. LGB, Bd. 4, S. 308f.

Beitrag wird im Folgenden berücksichtigt, anhand eigener Untersuchungen präzisiert und stellenweise korrigiert. Der Lagen- und Blattbestand, die Anzahl der Schreiber, die Aufmachung sowie die Anordnung und Strukturierung der Texte können Aufschluss über die Konzeption der Handschrift, ihren Stellenwert und Gebrauch und dessen Veränderungen geben.

## 2.1 Lagenstruktur, Blattanzahl und Follierung

Der vorliegende Buchblock umfasst zwölf Lagen zu je sechs Bögen. Der nicht vorhandene Beginn des ersten Textes legt nahe, dass am Anfang der Handschrift mindestens eine Lage fehlt. Auch der Umstand, dass das letzte Blatt der zwölften Lage an den hinteren Deckel geklebt wurde, das erste jedoch nicht an den vorderen, spricht für diese Vermutung.<sup>53</sup> Die Lagen eins, vier, acht, zehn und elf sind vollständig.<sup>54</sup> Aus den anderen Lagen wurden Blätter herausgetrennt. In den Lagen zwei, fünf, sieben und zwölf fehlen jeweils die letzten beiden Blätter, in Lage drei die ersten drei.<sup>55</sup> In Lage sechs fehlt das erste Blatt, in Lage neun das zweite. Es lässt sich folgende Lagenformel bilden<sup>56</sup>:

$$VI^{12} + (VI-2)^{22} + (VI-3)^{31} + VI^{43} + (VI-2)^{53} + (VI-1)^{4*} + (VI-2)^{14*} + VI^{4\#} + (VI-1)^{15\#} + 2 \times VI^{73} + (VI-2-1)^{82}$$

Der letzte Blattabzug der zwölften Lage verweist auf das Einkleben des letzten Blattes. Der Stern kennzeichnet eine erste separate Follierung der leeren Blätter, die Raute eine zweite separate Follierung. Es wird ersichtlich, dass die durch eine späte Hand mit Bleistift vorgenommene Follierung dreimal neu ansetzt. Ziel der dreifach beginnenden Blattzählung scheint die Separierung der leeren Blätter und Lagen zu sein, die sich

---

<sup>53</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 15.

<sup>54</sup> Nach Kully ist auch Lage sechs vollständig, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 15. Es fehlt jedoch das erste Blatt der Lage.

<sup>55</sup> Nach Kully sind es die letzten drei Blätter der sechsten Lage, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 15.

<sup>56</sup> Der Dank für die Hilfe bei einer Systematisierung des Bestandes und Entwicklung dieser Formel gilt Dr. Monika Studer. Bei KIEPE findet sich eine ähnliche Lageordnung, die allerdings einem anderen System unterliegt. Auch er zählt 130 Blätter, vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 370.



zwischen den Texten finden.<sup>57</sup> Des Weiteren wurde eine doppelte Zählung der letzten 14 Blätter vorgenommen, fortlaufend ab Blatt 69 sowie neu beginnend.<sup>58</sup> Kully geht von einem Total von 129 Blättern aus. Tatsächlich sind 130 Blätter vorhanden.<sup>59</sup> Zwei aufeinander folgende Blätter sind mit der Nummer 71 foliiert. Dies kann zu der abweichenden Zählung führen.

Eine Besonderheit der Handschrift ist die Vielzahl an leeren Blättern und Seiten. Diese deuten darauf hin, dass die Handschrift auch nach ihrer Bindung sukzessive ergänzt werden sollte. Daraus lässt sich schließen, dass das Manuskript von Beginn an als Ganzes vorgelegen hat beziehungsweise seine Lagen nicht zuerst beschrieben und später zusammengebunden wurden. Warum der Großteil des leeren Blattbestandes nicht genutzt wurde, bleibt fraglich. Möglicherweise weist der Befund auf ein umfangreiches Gestaltungsvorhaben des ersten Schreibers oder Sammlers hin, welches nicht fertiggestellt werden konnte und nur teilweise durch spätere Schreiber fortgeführt wurde. Dafür spricht, dass der größte Teil der Handschrift von einer Hand im 15. Jahrhundert – nach Kully Hand A – <sup>60</sup> beschrieben und bis ins 17. Jahrhundert ergänzt wurde.<sup>61</sup>

Neben dem Leerbestand sind die diversen herausgetrennten Blätter augenfällig, deren Rückstände eine genauere Betrachtung verdienen: Während in Lage neun ein Blatt herausgerissen wurde, weisen die anderen Blattrückstände saubere Schnittkanten auf. Die Überreste der letzten beiden Blätter der fünften Lage lassen zudem Textspuren erkennen. Hier liegt die Vermutung nahe, dass eine Zensur vorgenommen wurde, da die Blätter zwar sauber, aber nicht zugunsten des Erhaltens des Textes herausgetrennt wurden. Die Möglichkeit, dass hier Texte für den Gebrauch herausgenommen wurden, ist damit nicht gegeben. Beide Blätter sowie das erste Blatt von Lage sechs sind gemeinsam herausgetrennt worden, wie der gleiche Verlauf der Schnittkante nahelegt. Die Reste der anderen herausgeschnittenen Blätter zeigen keine Spuren früherer Beschriftung. Bei den fehlenden Blättern der zweiten und dritten Lage ist allerdings

---

<sup>57</sup> Die unterschiedlichen Folierungen sind bei KULLY aufgeschlüsselt und stimmen mit den eigenen Beobachtungen überein, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 15. Allerdings zählt KULLY lediglich bis Blatt 80. Die Folierung endet mit Blatt 82.

<sup>58</sup> Die letzten Texte beginnen am Ende der Handschrift und stehen auf dem Kopf.

<sup>59</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 15.

<sup>60</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

<sup>61</sup> Zu den verschiedenen Schreibern vgl. Kapitel 2.3.

anzunehmen, dass dort der Anfang des Märes *Die Wolfsgrube* stand. Dieses wurde von der Haupthand im 15. Jahrhundert niedergeschrieben. Der Anfang fehlt, so dass der Text auf Blatt 23r inmitten der Handlung einsetzt. Auf Blatt 22v wurde der Beginn des Textes von einer anderen Hand nachgetragen, und die Stelle, an die er einzufügen ist, durch ein Kreuz gekennzeichnet. Kully hat dem Schreiber die Bezeichnung B gegeben und festgestellt, dass er für Korrekturen und Ergänzungen der ersten Hand verantwortlich ist.<sup>62</sup>

Die herausgeschnittenen Blätter zwischen den heutigen Blättern 22 und 23, auf denen sich ursprünglich der Anfang des Märes und vermutlich ein oder mehrere weitere Texte befanden, deuten ebenfalls auf Zensur hin. Aufgrund der zahlreichen leeren Blätter ist es unwahrscheinlich, dass an dieser Stelle Leerbestand auf Kosten des Textanfangs herausgenommen wurde. Da die Herausnahme eines Textes für den Gebrauch mit dem Verlust des Märenanfangs einhergeht, ist auch diese fraglich. Der Schnitt ist in diesem Fall ähnlich der in Lage fünf und sechs. Die fehlenden Schriftspuren auf den Überresten der herausgeschnittenen Blätter zwischen 22 und 23 sind durch das Schriftbild des Schreibers der *Wolfsgrube* erklärbar, von Kully als Schreiber A gekennzeichnet.<sup>63</sup> Seine Texte stehen zentriert und lassen so einen breiten Rand. Alle aus der Handschrift geschnittenen Blätter befinden sich im Arbeitsbereich des Schreibers A, außer jene in der bereits erwähnten fünften Lage, deren Schriftspuren auf Texte eines späteren Schreibers mit breiterem Schriftbild zurückzuführen sind. Bis auf die letzten beiden Blätter von Lage zwölf schließen alle Schnittstellen unmittelbar an Texte an und sind nicht innerhalb der großteiligen Leerbestände vorgenommen worden. Dieser Befund bestätigt den Verdacht einer absichtlichen Herausnahme der Texte. Der Verlust von Textteilen beim Herausschneiden lässt annehmen, dass es sich nicht um die Weiterverwendung der Texte, sondern um Zensuren gehandelt haben muss, was aufgrund der später ausführlich behandelten inhaltlichen Tendenz der Sammlung bestätigt werden kann.<sup>64</sup>

---

<sup>62</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

<sup>63</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

<sup>64</sup> Die Zensurpolitik in Nürnberg, besonders im Zeitraum der Reformation, wird von ARND MÜLLER ausführlich besprochen. Er stellt fest, dass sich Mitte des 16. Jahrhunderts die Zensurpolitik des Nürnberger Rats in Bezug auf Druckwerke zunehmend verschärft, vgl. A. MÜLLER, Zensurpolitik, S. 42. Die Zensur dient vorrangig »der UNTERBINDUNG ÖFFENTLICHEN UNFUGS UND ÄRGERNISSES, das mitunter

Eine weitere Auffälligkeit der Weimarer Handschrift ist der auf dem Kopf stehende Text in den letzten beiden Lagen. Dies hat Kully zur Frage bewogen, ob die beiden Lagen in dieser Form beschriftet oder bereits beschriftet verkehrt herum eingebunden wurden.<sup>65</sup> Wie bereits vermutet und im Folgenden bestätigt, ist jedoch davon auszugehen, dass die Lagen nicht nach ihrer Beschriftung den Weg in die Handschrift fanden, sondern dass Q565 als Gesamtkonzept vorlag und von vorn sowie von hinten beschrieben wurde.

## 2.2 Wasserzeichen

Kully identifiziert drei Wasserzeichen: Lage eins zeigt zwei gekreuzte Pfeile, Lage zwölf einen Ochsenkopf mit einer fünfblättrigen Blume auf Stange. Die anderen Lagen besitzen ein zweikonturiges Kreuz. Die Wasserzeichen lassen sich Kully zufolge in die Mitte des 15. Jahrhunderts datieren.<sup>66</sup> Reichel vermutet den Entstehungszeitraum um 1470.<sup>67</sup> Die Datierung der Wasserzeichen bringt Reichel zu dem Schluss, dass die auf dem ersten Blatt der letzten Lage eingetragene Jahreszahl 1483 ein späterer Zusatz sein muss. Die Wasserzeichen sind gemäß Reichel alle ausschließlich vor 1473 belegt. Eine Lagerung und spätere Verwendung dreier unterschiedlicher Papiersorten schließt er aus.<sup>68</sup> Folglich müsste Schreiber A die Sammlung vor 1473 begonnen haben.

Unter Berücksichtigung der Wasserzeichen kann nochmals die These einer verkehrten Bindung aufgegriffen werden, welche in Bezug auf die Stellung der letzten Texte und somit für das Konzeptionsvorhaben der Handschrift relevant ist. Wie bereits erwähnt, stehen die auf den letzten beiden Lagen niedergeschriebenen Texte kopfüber und sind somit von den restlichen beschrifteten Blättern isoliert. Es stellt sich die Frage, ob diese Sonderstellung von Schreiber A intendiert war oder durch spätere (Fehl-)Bindung bedingt ist. Die Wasserzeichen sprechen eindeutig für Ersteres. Lage elf besteht aus Papier mit demselben Wasserzeichen wie der gesamte mittlere Teil der Handschrift. Es ist unwahrscheinlich, dass die zweitletzte Lage ursprünglich von der drittletzten

---

auch zu politischen Verwicklungen führen konnte«, A. MÜLLER, Zensurpolitik, S. 6. Inwiefern Handschriften von dieser Politik betroffen waren, ist bisher ungeklärt.

<sup>65</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

<sup>66</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 14.

<sup>67</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 26.

<sup>68</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 244.

separiert war. Der Übergang von Lage elf zu zwölf, der mit einem Wechsel der Wasserzeichen von den überkreuzten Pfeilen zum zweikonturigen Kreuz einhergeht, geschieht außerdem innerhalb eines Textes. So kann auch hier eine Zusammengehörigkeit beider Lagen über die Papiergrenze hinaus festgemacht werden. Das spricht dafür, dass Q565 bereits gebunden vorlag, bevor der Codex beschrieben wurde, und dass Schreiber A die Texte auf Lage elf und zwölf nicht auf einzelnen Lagen, sondern direkt in den Codex eintrug. Auch die Linierungslöcher, die sich einheitlich durch den gesamten Blattbestand ziehen, lassen den Schluss auf eine zusammenhängende Gestaltung der gesamten Handschrift von Beginn an zu.

## 2.3 Schreiber

Kully identifiziert sechs Hände, die an der Sammlung mitgewirkt haben und kennzeichnet sie alphabetisch von A bis F.<sup>69</sup> Die Anzahl der Schreiber ist in Frage zu stellen. Zunächst soll jedoch Kullys Annahme ausgeführt werden. Laut Kully können die Schreiber zeitlich wie folgt verortet werden: A, B und C gehören dem 15. Jahrhundert an<sup>70</sup>, D stammt möglicherweise aus dem 16. Jahrhundert, E und F aus dem 17. Schreiber A hat den Großteil der Handschrift gestaltet. Seine Hand tritt auf den Blättern 1r bis 46v auf, fährt, unterbrochen von D, E und F, auf Blatt 61r fort und endet zunächst auf Blatt 68r. Hand C findet sich auf den dann folgenden drei Blättern und wird wiederum von Schreiber A abgelöst, der gemeinsam mit C den auf dem Kopf stehenden Teil am Ende der Handschrift gestaltet. Die zweite Hand, B, ist lediglich für Ergänzungen und Nachträge von Hand A verantwortlich.<sup>71</sup>

Kullys Beobachtungen zeigen, dass die erste, aus dem 15. Jahrhundert stammende Hand dominiert und für den Großteil der Texte und ihre graphische Ausgestaltung maßgebend ist. Im Gegensatz zu den späteren Schreibern scheint der erste einen höheren Anspruch an das Erscheinungsbild der Sammlung zu richten. Die Rubrizierungen der Versanfänge, der einheitliche Rand, klare Verstrennungen und

---

<sup>69</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16-18.

<sup>70</sup> MIHM nennt nur eine Hand für das 15. Jahrhundert, geht allerdings nicht näher auf diesen Befund ein, vgl. MIHM, Überlieferung, S. 120.

<sup>71</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

Absätze sowie das gut leserliche, gleichmäßige Schriftbild sind Indizien hierfür. Die Texte der späteren Hände sind schwer lesbar und zeigen keine Bemühungen einer einheitlichen und optisch ansprechenden Gestaltung.

Die Anzahl der Schreiber, die nach Kully an der Handschrift mitgewirkt haben, kann ich nicht bestätigen. Es ist vielmehr von vier Schreibern auszugehen. Die Schriftbilder von Schreiber A und C und jene von Schreiber D und F gleichen sich beträchtlich. Kully betont für die auf Blatt 45v und 46r nachgetragenen Verse eine Nachlässigkeit, die für Schreiber A untypisch sei und eher der Hand des Schreibers C ähnele. Sie führt mehrere Kriterien, beispielsweise Unterschiede im Duktus von A und C und verschiedene orthographische Indizien, ins Feld, die für eine Unterscheidung beider Hände sprechen.<sup>72</sup> Das »wuchtige« und »schwungvolle«<sup>73</sup> Schriftbild von C ließe sich jedoch auch durch die Verwendung einer anderen, vermutlich dickeren Feder erklären. Die orthographischen Unterschiede können durch Orientierung an der Vorlage entstanden sein. Die Gemeinsamkeiten beider Schriftbilder, beispielsweise die Ausführung von *w*, *g* und *und*, sind markant und erscheinen stärker als ihre Unterschiede.

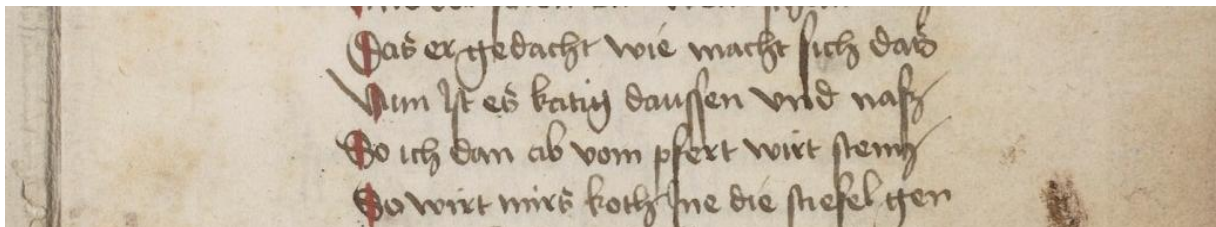


Abb. 3: HAAB digital. Q565. Blatt 2r. Schreiber A.

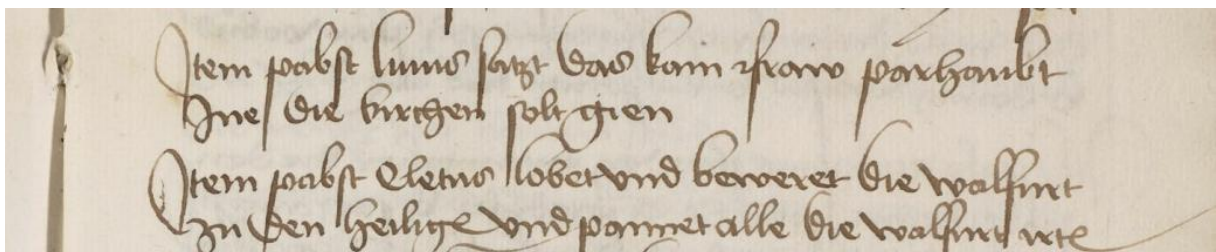


Abb. 4: HAAB digital.Q565. Blatt 71v (11r). Schreiber C.

<sup>72</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 17.

<sup>73</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 17.

Die gemeinsame Gestaltung des letzten, vom Rest der Sammlung separierten Teils spricht ebenfalls für die Vermutung, dass hier nur eine statt zwei Hände am Werk waren und Schreiber A und C identisch sind.

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Betrachtung der Hände D und F, deren Wechsel zwischen der Schnittstelle der herausgetrennten Blätter am Ende der fünften und Anfang der sechsten Lage verläuft. Die Unterschiede dieser beiden Hände liegen abermals in der Breite der Schrift, die durch die Verwendung einer anderen Feder beeinflusst sein könnte. Lexeme wie *zu* und *dir* und Schriftzeichen wie das großzügig geschwungene *M* und das offen gestaltete *d* sind Beispiele für die Homogenität im Schriftbild der beiden Schreiber. Kully nennt zur Unterscheidung lediglich die Abweichungen in der Seitenbreite und stellt in beiden Fällen die ausgreifenden Ober- und Unterlägen heraus, bei Schreiber F im Speziellen von *f* und *j*.<sup>74</sup>

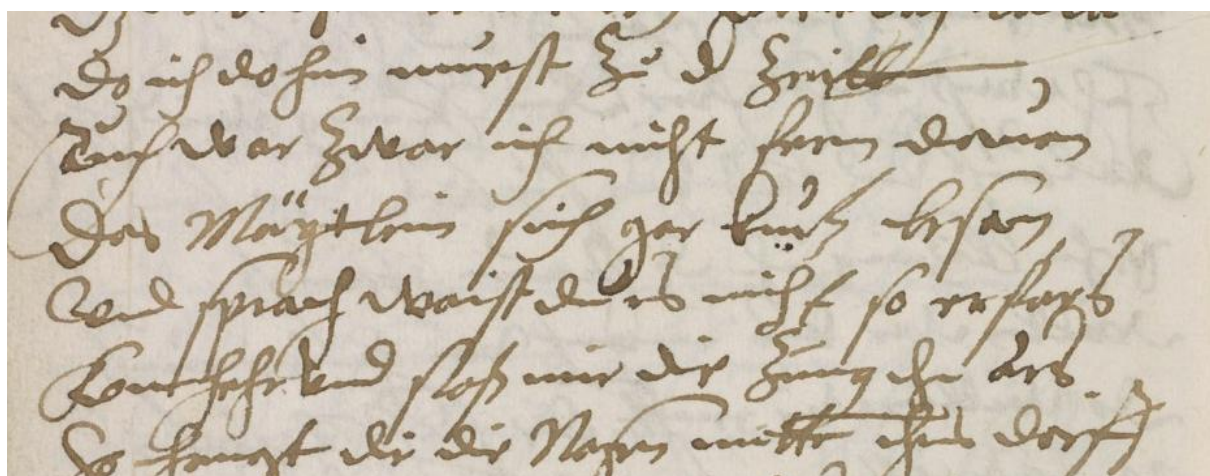


Abb. 5: HAAB digital. Q565. Blatt 53v. Schreiber D.

<sup>74</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 17f.

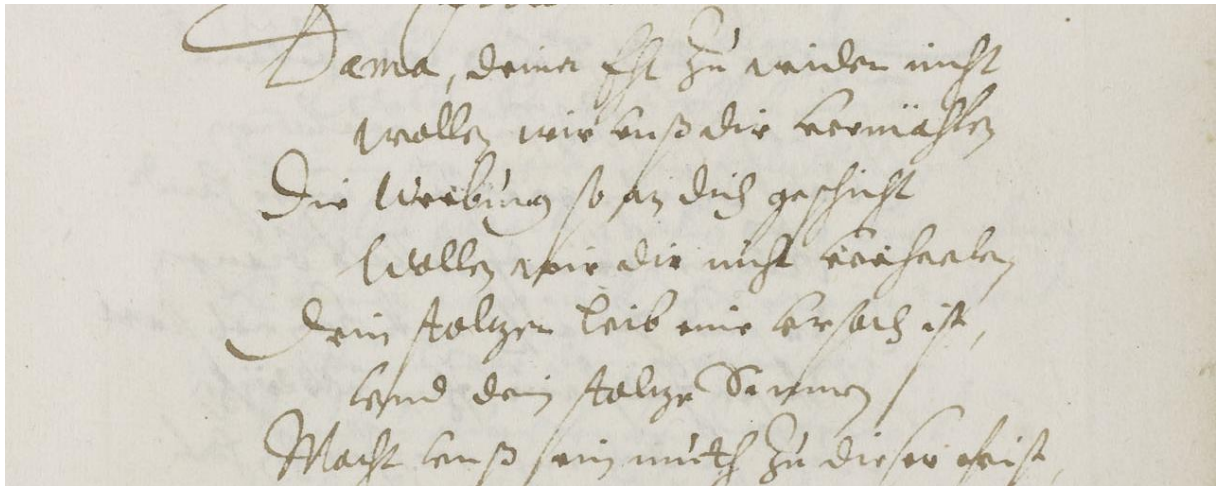


Abb. 6: HAAB digital. Q565. Blatt 58r. Schreiber F.

Auch hier sollte also die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, dass die Schreiber D und F identisch sind, sodass insgesamt lediglich vier statt sechs Schreiber an dieser Handschrift mitwirkten.

Eine letzte Beobachtung in Bezug auf die Hände betrifft Schreiber E, der lediglich einen Text niedergeschrieben hat. Seine Hand findet sich auf Blatt 48r bis Blatt 51r zwischen den Texten von D, mit jeweils nur einer Seite Abstand zu diesen. Der von E niedergeschriebene Text passt demnach genau zwischen die des anderen Schreibers. Dies legt die Vermutung nahe, dass Schreiber E zeitlich vor Schreiber D zu verorten ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass D seine Texte um die vier von E beschriebenen Blätter anordnete, ist höher als die, dass E Text und Lücke exakt abschätzen konnte.

Nur Weniges gibt Hinweise darauf, ob die Schreiber der Texte auch die Sammler der Weimarer Handschrift sind. Das saubere, relativ fehlerfreie Schriftbild und die einheitliche Gestaltung durch Hand A lassen, im Gegensatz zu den unsauberen, unstrukturierten Schriftbildern der häufig wechselnden, nur wenige Texte beitragenden späteren Händen, einen geübten Schreiber, aber nicht zwingend einen Berufsschreiber, vermuten. In der gesamten Sammlung finden sich keine persönlichen Notizen oder privaten Dokumente, die auf ein persönliches Aufzeichnen und damit auf eine unmittelbare Nutzung ohne Auftrag hindeuten, wie es Dieter H. Meyer für die Sammlungen Ulrich Mostls, Valentin Holls und Simprecht Krölls festgestellt hat.<sup>75</sup> Allerdings existieren keine Einträge zu einem Auftragsverhältnis oder Fremdbesitz.

<sup>75</sup> Vgl. D. MEYER, Hausbücher, Bd. 2, S. 743f.

Allein das im 17. Jahrhundert entstandene Gedicht *Artelshoven* weist zweierlei Namen auf, den des Verfassers und den Namen Jacob Tetzl, dem es gewidmet ist.

## 2.4 Struktur und Markierung

Folgt man der Hand des ersten Schreibers, präsentiert sich die Vorstellung einer dreigeteilten thematischen Ordnung der Sammlung. Während der erste Teil zunächst heterogen erscheint, finden sich – nach einigen leeren Blättern im Mittelteil – ausschließlich Klopfan-Sprüche. Am Ende der Handschrift sind, ebenfalls separiert und auf dem Kopf stehend, die religiösen Texte von erster Hand eingetragen. Die vorgenommene inhaltliche Strukturierung der Texte der ersten Hand, die sich über Lagengrenzen hinweg erstreckt, deuten nochmals auf eine gebundene Handschrift und ein damit einhergehendes feststehendes Konzept hin.

Neben dieser inhaltlichen Grobgliederung, die trotz der Einträge späterer Hände, erhalten geblieben ist, lassen sich auch Strukturierungselemente auf der Mikroebene feststellen. So beginnt ein neuer Text in der Regel auf der Recto-Seite des Folgeblattes.

Ein Beispiel für die Intention, unterschiedliche Texte zu separieren, sind die Sprüche auf Blatt 30r-v. Ein sich aus mehreren kurzen Sprüchen zusammensetzender Komplex, der die Signatur Rosenplüts trägt, findet sich auf Blatt 30r. Er folgt auf das von Rosenplüt verfasste Fastnachtsspiel, während der Rest dieser Seite leer ist. Auf 30v steht ein einzelner, anonymer Spruch. Auf Blatt 31r beginnt der erste Rätselkomplex.<sup>76</sup> Es erfolgt also ein Textsortenwechsel. Selbst wenn Inhalte und Textsorten in diesem ersten thematischen Teil der Handschrift variieren, ist eine bewusste Abtrennung der Texte sichtbar. Ab Blatt 43v, mit dem Beginn des *Almosen*, wird diese allerdings nicht mehr vollzogen. Neue Texte beginnen nun auch auf der Rückseite eines Blattes. Der Seitenanfang bleibt weiterhin Indiz für einen Neubeginn. Lediglich auf Blatt 45v folgt ein Rätsel unmittelbar auf eine kurze Rede, während ein zweites Rätsel allein auf der Folgeseite steht. Es wurde bereits erwähnt, dass es sich hierbei um einen Nachtrag des ersten Schreibers handelt.

---

<sup>76</sup> In diesem Komplex befinden sich auch wenige Sprüche. Eine klare Trennung zwischen Sprüchen und Rätseln ist hier nicht gegeben. Der einzelne Spruch auf Blatt 30v könnte auch ein Nachtrag sein. In beiden Fällen fungiert die Rückseite als Abtrennung zum vorangegangenen Rosenplütschen Oeuvre.



Ein zweites Beispiel für die thematische Strukturierung des ersten Teils ist die Gruppe von ›Schlemmerversen‹ auf Blatt 47r. Die Verso-Seiten der Blätter 46 und 47 sind freigelassen. Damit stehen die Verse deutlich abgegrenzt von den vorangegangenen Rätseln und dem nachfolgenden Bericht. Mit den ›Schlemmerversen‹ enden die Texte des ersten Schreibers. Sie werden später von Schreiber E ergänzt. Die nach diesem kurzen Komplex niedergeschriebenen Texte folgen ohne erkennbare Trennung aufeinander. Sie stammen von den Händen D und F oder der Hand D/F, die keine größeren Lücken, Blätter oder Seiten zwischen den einzelnen Texten freilässt. Eine klare thematische Abgrenzung der Texte ist folglich nur bei der ersten Hand erkennbar.

Stefan Matter stellt für das Augsburger Liederbuch fest, dass zur Strukturierung von Texteinheiten einzelne Sprüche dienen können. Sie markieren Textgrenzen und können in kommentierender wie ergänzender Funktion zum Voranstehenden beziehungsweise Nachstehenden genutzt werden.<sup>77</sup> In Q565 sind zwei Sprüche ohne Anbindung an einen größeren Komplex zu finden.<sup>78</sup>

Auf Blatt 14r schließt sich ein Spruch an den ersten Redebeitrag der *Gespräche dreier Frauen* an. Er könnte als Blattfüller gedacht sein, da er ans Ende der Seite gesetzt ist und der zweite Beitrag auf der Verso-Seite beginnt. An dieser Stelle ist nur wenig Platz für den Spruch vorhanden. Er beginnt mit geringem Abstand zum ersten Gespräch der Rede. Somit wurde hier der zur Verfügung stehende Platz ausgeschöpft, fast schon strapaziert, was an anderen Stellen der Handschrift nicht der Fall ist. Auf anderen Blättern sind größere Leerstellen zwischen Texten vorhanden. Folglich, und da er innerhalb eines Textes steht, muss dieser Spruch aus einem anderen Grund hier platziert worden sein. Thematisch knüpft er an die *Gespräche dreier Frauen* an. Diese behandeln Eigenschaften des männlichen Genitals aus weiblicher Perspektive. Das erste Gespräch, an das der Spruch anschließt, führt zu der Feststellung, dass das zähste und damit am längsten zu kochende Fleisch das männliche Glied sei. Der darauf folgende Spruch nimmt eine männliche Sicht ein, schildert den Geschlechtsakt mit einer Frau und bewertet das weibliche Sexualverhalten. Der Spruch bezieht somit Gegenposition, indem er der weiblichen Perspektive eine männliche entgegensetzt und die sexuelle Dominanz der Frau, die in den *Gesprächen dreier Frauen* figuriert wird, entkräftet. Damit könnte hier

---

<sup>77</sup> Vgl. MATTER, Minneredenhandschriften, S. 303.

<sup>78</sup> Neben größeren Spruchkomplexen sind immer wieder einzelne Sprüche in und an Rätselkomplexen zu finden.

tatsächlich eine kommentierende Funktion unterstellt werden. Eine gliedernde Aufgabe scheint der Spruch nicht zu besitzen, da die folgenden Redebeiträge nicht durch ähnliche Texte getrennt sind.

Der zweite separate Spruch auf Blatt 30v wurde in Zusammenhang mit dem Rosenplütschen Spruchkomplex bereits erwähnt. Auch wenn Kully diesen Spruch zu der davor stehenden Gruppe zählt, ist eine Zugehörigkeit nicht offensichtlich.<sup>79</sup> Die Rosenplütschen Sprüche werden durch die Signatur *H.R.* beschlossen und stehen auf 30r. Obwohl darunter noch ausreichend Leerraum vorhanden ist, befindet sich der folgende Spruch auf der Verso-Seite. Die Spruchgruppe kann als gnomisch bezeichnet werden. Hier werden Alltagsweisheiten aufgeführt. Der separate Spruch thematisiert einen sexuellen Sachverhalt, indem er dazu auffordert, bei Erregtheit des männlichen Gliedes den Geschlechtsakt zu vollziehen. Die auf 31r beginnenden Rätsel halten zum Großteil den obszönen Ton des Spruches. Hier ist also die Funktion einer Brücke denkbar, da die Gattung Spruch zunächst fortgeführt wird, der Inhalt sich aber bereits an den Inhalten der Texte der darauffolgenden Gattung orientiert. Es handelt sich freilich hier wie auch bei dem zuvor aufgeführten Beispiel um Einzelphänomene. Sprüche oder andere kurze Sentenzen werden in Q565 nicht konsequent zu Gliederungs- oder Überleitungszwecken eingesetzt.

Weitere Strukturierungselemente sind die Rubrizierungen des ersten Schreibers in Form von einfacher Strichelung der Anfangsbuchstaben. Das *J* als Anfangsbuchstabe ist mit einem Gesicht verziert, das an unterschiedlicher Stelle im Ausdruck variiert. Des Weiteren finden sich einzelne Textüberschriften. Diese sind jedoch nicht in einen übergeordneten Zusammenhang gestellt.

Aus dem Erörterten ergibt sich folgender Befund: Aufbau und Strukturierung der Handschrift machen deutlich, dass Schreiber A einen höheren Gestaltungsanspruch verfolgt als seine Nachfolger. Die thematischen Abgrenzungen der Texte und das gut lesbare, einheitlich gestaltete Schriftbild erleichtern das Vorlesen, Vortragen, Selbstlesen und das Auf- beziehungsweise Wiederfinden bestimmter Passagen und Texte. Auch wenn die Aufmachung des Codex einfach gehalten ist und er sicherlich nicht für repräsentative Zwecke bestimmt war, verweist die Gestaltung des ersten Schreibers auf

---

<sup>79</sup> KULLY gibt die räumliche und auch eine thematische Absetzung des Spruches an und vermutet aufgrund der Schriftführung, dass er später aufgeschrieben wurde, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 113.

eine Nutzung über private Zwecke hinaus. Das schwer lesbare Schriftbild der späteren Hände und die fehlende Strukturierung innerhalb der Texte und zwischen ihnen lassen einen Wandel im Gebrauch vermuten. Die Hände des 16. und 17. Jahrhunderts scheinen lediglich für den privaten Gebrauch zu produzieren. Aufgrund der nicht standardisierten und schwer lesbaren Schriften der späten Schreiber ist es wahrscheinlich, dass hier die jeweiligen Sammler und Schreiber eine Person sind.

### 3. Die Texte: Inhalt und Funktion

Die kodikologische Auswertung im zweiten Kapitel ließ bereits eine erste Annäherung an die Weimarer Handschrift zu, indem sie Einblick in Beschaffenheit und Entstehungskontext gibt. Im Folgenden steht die inhaltliche Analyse der auf 80 Blättern gesammelten Texte im Vordergrund. Kullys Gattungseinteilung soll hier genutzt werden, um die Texte gebündelt und übersichtlich vorzustellen. Sie soll nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden. An mancher Stelle bedarf ihre an Fischer angelehnte Klassifikation jedoch weiterer Erklärung oder einer Spezifikation, um das Textverständnis zu gewährleisten. Die Reihenfolge der hier behandelten Texte richtet sich mehrheitlich nach der Abfolge ihres Auftretens in der Handschrift. Da nicht alle Texte einer Gattung beieinander stehen, werden manche, an späterer Stelle aufgeschriebene Texte, vorgezogen, um sie im Kontext ihrer Gattung vorzustellen. Ein zweites, allerdings untergeordnetes Kriterium für die Reihenfolge ist die Berücksichtigung von Gattungsnähe. So folgen hier beispielsweise auf Sprüche Rätsel, obwohl sich in der Handschrift zwischen ihnen ein Fastnachtspiel befindet. Dieses wiederum wird in der vorliegenden Arbeit vorgezogen und folgt auf Mären und Reden, zu denen es als Gattung in verwandtschaftlicher Beziehung steht.

Insgesamt sind in Kullys Edition 31 Texte nummeriert. Die kleinsten Texteinheiten unter ihnen, Rätsel, Sprüche und ›Schlemmervorse‹, sind, soweit mehrere beieinander stehen, in Gruppen zusammengefasst. Neben ihnen beinhaltet die Handschrift Mären, ein Fastnachtsspiel, Reden, Berichte, Lieder, ein Gedicht und Fachprosa. Die folgende Analyse dieser breiten Zusammenstellung gibt nicht nur einen Überblick über die Textvielfalt und Einblick in ihre Inhalte, sie wird auch den Vergleich zwischen den gesammelten Texten suchen, etwa in Bezug auf Themenbereiche und Spielarten. Die Frage nach einem Programm des Weimarer Codex steht hierbei im Vordergrund. Dabei wird auf gemeinsame Merkmale und verbindende Elemente, aber auch auf Abweichungen geachtet, zudem auf Anordnung und Reihenfolge der Texte.

Die jeweilige Überlieferungstradition sowie -situation der Texte scheint in diesem Zusammenhang nicht grundsätzlich relevant zu sein und soll nur am Rande Berücksichtigung finden. Dafür werden Kullys Untersuchungen hinzugezogen.

### 3.1 Die Mären

*Fforcht dich nit, Er Ift do hin, / Wann ich fein wol gewaltig bin* (V. 171f.). Mit diesem Verspaar beginnen die Weimarer Sammlung und die letzten 12 Verse des Rosenplüt-Märes *Der fahrende Schüler*.<sup>80</sup> Das Fragment füllt etwa eine halbe Seite. Auf dem zweiten Blatt beginnt Rosenplüts Märe *Der fünfmal getötete Pfarrer*.<sup>81</sup> Während mit der nachfolgenden Rede *Die 15 Klagen* die Texte des Autors fortgeführt werden, wird die von Hanns Fischer begründete Gattung abgelöst. Erst Blatt 22v nimmt als weiteres Rosenplüt-Märe *Die Wolfgrube* auf.<sup>82</sup> Mit dem anschließenden Fastnachtsspiel enden nicht nur die Rosenplütschen Texte, sondern auch solche, die eindeutig den Mären zugeordnet werden können. Der Text *Der verklagte Zwetzler*, einige Blätter später folgend, verwehrt sich zunächst aufgrund seiner Kürze einer Zuschreibung zur Gattung Mären nach Fischer. Er besitzt nur 57 Verse und liegt somit unter Fischers Mindestanzahl von 150 Versen.<sup>83</sup> Fischer nimmt die Nürnberger Fassung dennoch in seinen Kanon auf und verweist auf die in Q565 vorliegenden »unbeholfenen Rekonstruktionsversuche« der Nürnberger Redaktion.<sup>84</sup> Diese hat einen umfangreicheren und kohärenteren Text hervorgebracht. Den *Gefundenen Ring* und in Anlehnung daran *Die Bauernmagd* zählt Fischer ebenfalls zu den Mären, was jedoch seinen eigens aufgestellten Kriterien widerspricht. Kully verweist neben der fehlenden Länge auf den mangelnden Vorgang in beiden Texten, der ausschlaggebendes Kriterium für die Zuordnung anderer Texte zu den Reden sei.<sup>85</sup> Folglich sind beide den Reden zugeteilt.

Demzufolge sind es vier Mären, drei davon Hans Rosenplüt zuzuschreiben, die die Weimarer Handschrift beinhaltet. Alle stammen von der ersten Hand und können ins

---

<sup>80</sup> Das Märe kann aufgrund seiner Signatur eindeutig Hans Rosenplüt zugeordnet werden, vgl. FISCHER, Studien, S. 529. Eine ausführliche Aufarbeitung von Verfasserschaft und Signatur Rosenplüts in den hier gesammelten Mären findet sich bei REICHEL, vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 59-103. Auskunft über das gesamte Corpus des Autors gibt das Verfasserlexikon, vgl. VL, Bd. 8, Sp. 196-232.

<sup>81</sup> Dieses Märe zählt mittlerweile ebenfalls zum Oeuvre Rosenplüts, vgl. FISCHER, Mären, S. 541.

<sup>82</sup> Hier ist der Autor ebenfalls durch sein Autograph gesichert.

<sup>83</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 62.

<sup>84</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 529.

<sup>85</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 40; zum Kriterienkatalog nach FISCHER vgl. FISCHER, Studien, S. 62f.

15. Jahrhundert datiert werden.<sup>86</sup> Zwei von ihnen bilden den Anfang der Handschrift, die anderen beiden stehen an späterer Stelle, aber immer noch im ersten Viertel.

Folgt man Fischer, so lassen sich die von ihm aufgestellten, seiner Märendefinition entsprechenden 200 Texte aufgrund der Eingrenzung ihrer Erzählinhalte auf zwölf Themenkreise zurückführen, welche wiederum drei Grundtypen unterliegen: das schwankhafte, das höfisch-galante und das moralisch-exemplarische Märe.<sup>87</sup> In Letzterem steht nach Fischer die Propagierung und Illustration einer bestimmten moralischen Situation im Vordergrund, die im Pro- und Epimythion klar formuliert ist.<sup>88</sup> Das höfisch-galante Märe sieht er eng mit dem höfischen Roman verbunden, da es sich im Rahmen von Minne, Aventure und der Erlangung ritterlicher Tugenden bewegt.<sup>89</sup> Dem schwankhaften Märe schreibt er als entscheidendes Element Komik zu, die auf unterschiedliche Weise zum Tragen kommen kann. Fischer unterscheidet vier Grundarten von Komik, bezogen auf Figuren, Situation, Wort und Handlung. Er stellt fest, dass die Handlungskomik den Großteil der Schwankmären gestaltet.<sup>90</sup> Fischers »stofflich-thematisch determinierte«<sup>91</sup> Untergliederung bietet die Möglichkeit, die im Q565 gesammelten Mären im Kontext der thematischen Breite ihrer Gattung zu greifen. Hans-Joachim Ziegeler betont, dass die von Fischer generierten Kategorien dem Bereich der Wirkung entstammen. Ziegelers Untersuchung richtet sich auf das Davorliegende, die Erzählmodi.<sup>92</sup> Mit dem Ziel, die Mären in Q565 kategorisch zu greifen, erscheint die Berücksichtigung der Themenkreise Fischers als geeignet.<sup>93</sup>

---

<sup>86</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35. Im Märe *Die Wolfsgarbe* ist eine zweite Hand zu finden, Hand B, die in Q565 ausschließlich Ergänzungen und Korrekturen der ersten Hand vornimmt. In der *Wolfsgarbe* sind die ersten 22 Verse des Märes von dieser Hand, auf der Verso-Seite des 22. Blattes nachgetragen, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 17.

<sup>87</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 93-115.

<sup>88</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 111.

<sup>89</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 109.

<sup>90</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 101f.

<sup>91</sup> FISCHER, Studien, S. 101.

<sup>92</sup> Vgl. ZIEGELER, Erzählen, S. 27f.

<sup>93</sup> Die Diskussion über die Haltbarkeit der Gattungskonstitution nach FISCHER ist für diesen Kontext irrelevant, da sie hier lediglich Hilfestellung zum Erfassen der Texte in Q565 bietet. HEINZLES Kritik an FISCHERS Kategorien, vgl. HEINZLE, Anleitung, S. 45-48, Märenbegriff, S. 277-296, JAN-DIRK MÜLLERS Ansatz, aus beiden Beiträgen heraus entwickelt, vgl. J.D. MÜLLER, Märe und Novelle, S. 290f, und ZIEGELERS Korrektur und Weiterentwicklung der FISCHERSCHEN Theorie sollen demnach unberücksichtigt bleiben, vgl. ZIEGELER, Erzählen, S. 27f.

### 3.1.1 *Der fahrende Schüler*

*Der fahrende Schüler* ist in sechs Handschriften tradiert und in zwei Fassungen überliefert.<sup>94</sup> Beide Fassungen weisen eine Anzahl an Plus- und Minusversen auf, die Unterschiede sind jedoch gering.<sup>95</sup> Die erste Fassung ist in der Nürnberger Hs 5339a, in der Gießener Hs 1264 und in Q565 überliefert. Die zweite findet sich im Dresdner Mscr. M 50, in der Dessauer Hs. Georg 150 und im Leipziger Codex Ms 1590.<sup>96</sup> Klaus Grubmüller sieht die zweite Fassung als die pointiertere Version an.<sup>97</sup> In Q565 sind lediglich die zwölf letzten Verse der ersten Fassung überliefert.<sup>98</sup> Das Ende ist kürzer gehalten und verzichtet auf die versöhnliche Rede der Ehefrau, wie der Vergleich mit Version zwei zeigt:<sup>99</sup>

#### Version eins

«Forcht dich nit, Er Ift do hin  
Wann ich fein wol gewaltig bin.  
Wjr wollenn vns nun zum tifch setzen  
Vnd wollen vnns vnnfers laidtz  
ergetzen.»  
Sie gingen jne die stuben vnd affenn;  
Die nacht sie beÿ einander saffen.  
Sie lebten wol die gantzen nacht,  
Vil kurtzweil er dem paurn macht.  
Des morgens gundt er von jm scheiden  
Vnd danckt der herberg fere jn peyden  
Vnd ging do mit frolichem gemut,  
Spricht Schneprrer Rofenn plutt.  
(V. 171-182)

#### Version zwei

»vorcht dich nimmer, er ist hin  
wann ich sein doch gewaltig bin,  
und vach ein herz und bis ein man.  
mein kunst ich wol beweret han.«  
die frau der hönerei do lachet,  
das ers so hübschlich hett gemacht,  
das er dem pfaffen half davon,  
das sein nicht kennen kond ir man,  
und sprach zu im: »du bist ein gesell.  
sweig still und laß in varn in die hell.  
Du bist in guter schul gewesen  
und hast die rechten bücher gelesen.  
wir wollen uns hinein in die stuben  
setzen  
und wollen uns unseres leids ergetzen.«  
sie gingen all drei in die stuben und  
aßen.  
die nacht sie bei einander saßen.  
die frau die trug in dar das pest,  
was sie von essen und trinken west,

<sup>94</sup> Zum Umfang vgl. FROSCH-FREIBURG, Schwankmären, S. 81; zu den Unterschieden der Überlieferungsstränge und zur Verfassersignatur vgl. hier und im Folgenden FISCHER, Mären, S. 529-554. FISCHER stellt in diesem Zusammenhang jeweils den schlechten Überlieferungsstand der Weimarer Texte im Vergleich zu anderen Handschriften heraus.

<sup>95</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Novellistik, S. 1313.

<sup>96</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 188f.

<sup>97</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Novellistik, S. 1313. Er bezieht diese Aussage insbesondere auf das in der zweiten Fassung ausführlicher gestaltete Ende.

<sup>98</sup> Auf die Wahrscheinlichkeit, dass vor der ersten Lage eine weitere existierte, wurde in Kapitel 2.1 verwiesen. Der Großteil des Märes müsste somit auf der ursprünglich ersten Lage gestanden haben und mit ihr verloren gegangen sein.

<sup>99</sup> Beide Versionen sind bei FISCHER abgedruckt, vgl. FISCHER, Mären, S. 188-201.

und lebten wol die ganzen nacht.  
vil kurzweil er dem pauern macht.  
des morgens begond er von im scheiden.  
er dankt in allen peiden  
so ser auß seinem ganzen gemüt.  
so hat geticht Hanns Rosenplüt.  
(V. 165-188)<sup>100</sup>

Stofflich lässt sich das Rosenplüt-Märe auf Strickers *Der kluge Knecht* zurückführen. Der zwei Jahrhunderte jüngere Text führt jedoch einen Studenten anstelle des Knechtes ein.<sup>101</sup> Personenkonstellation und Handlungsschema entsprechen in etwa dem Strickerschen Text, während die Einzelheiten der Ausgestaltung verschieden sind.<sup>102</sup> Ein Student bittet auf einem Hof um Herberge.<sup>103</sup> Diese wird ihm von der Hausherrin mit der Begründung verwehrt, ihr Ehemann sei nicht zu Hause. Im Folgenden kann der versteckte Student beobachten, wie sich die Ehefrau mit dem Pfarrer vergnügt.<sup>104</sup> Angesichts der unerwarteten Heimkehr ihres Mannes versteckt die Ehebrecherin alle Hinweise auf ihr Treiben, auch den Liebhaber. Der Student klopft, nachdem der Ehemann zu Hause ist, erneut an die Tür. Er soll nun eine Bleibe erhalten, wenn er dem Hausherrn Unterhaltung bieten kann. Der Schüler nimmt das Angebot an und entlarvt im Zuge dessen die Ehebrecher, indem er durch List den Bauern die versteckten Hinweise finden lässt. Den Pfarrer überredet er, als Teufel nackt und mit Ruß beschmiert aus dem Haus zu stürmen. Der belustigte Bauer gewährt dem Studenten daraufhin Obdach.

Die List des Studenten führt zwar zur Rettung von Pfarrer und Ehefrau, scheint dabei aber einem Selbstzweck zu unterliegen. Während im *Klugen Knecht* die Beobachtung des Ehebruchs zur Entlarvung und Bestrafung führt, wird der Ordoverstöß im *Fahrenden Schüler* nicht gesühnt. Das Verhalten der Ehefrau bleibt unkommentiert. Der Pfarrer kann unentdeckt das Haus verlassen. Lediglich Bloßstellung und Würdeverlust, die er durch das Wissen des Rezipienten erleidet, können als Strafe betrachtet werden. Birgit Beine sieht in der physischen Entblößung des Pfarrers nicht nur eine soziale

---

<sup>100</sup> FISCHER, Mären, S. 201.

<sup>101</sup> Vgl. FROSCH-FREIBURG, Schwankmären, S. 80f. Zu weiteren Einflüssen des Stoffs vgl. ACHNITZ, Stricker, S.199.

<sup>102</sup> Vgl. FROSCH-FREIBURG, Schwankmären, S. 84f.

<sup>103</sup> Eingeführt wird dieser im Promythion, welches anstelle einer thematischen Beschreibung die Figur des Studenten und seine Eigenschaften aufzeigt, vgl. GRUBMÜLLER, Grotteske, S. 49.

<sup>104</sup> Dem körperlichen Vergnügen geht auch in diesem Fall ein kulinarisches voraus, eine in den Mären nicht unübliche Verknüpfung; vgl. ausführlich dazu BEINE, Wolf, S. 127.



Demütigung, sondern auch die Versinnbildlichung der Unterlegenheit.<sup>105</sup> Die Nacktheit demaskiert den Geistlichen in seiner Sünde. Seine beschmutzte Erscheinung trägt seine Lasterhaftigkeit nach Außen und ist Symbol für die beschmutzte Seele.<sup>106</sup> Die Verunreinigung der Geistlichkeit trägt zwar zur Belustigung und Schadenfreude des Rezipienten bei, das Märe entbehrt jedoch einer konkreten Bestrafung sowie einer Moral. So bleibt die List des Studenten unterhaltsame Gewitztheit, die zum Erhalt des Obdachs führt, jedoch nicht an Gerechtigkeit interessiert ist. Grubmüller spricht in diesem Zusammenhang von der »Freisetzung des Witzes als ungebundenes intellektuelles Vergnügen«<sup>107</sup> sowie von einer Figur, die »außerhalb fester Bindungen steht und nichts weiter vertritt als sich selbst und den Anspruch losgelöster Intelligenz.«<sup>108</sup> Grubmüller zufolge gibt es in einer solchen Welt keine Gerechtigkeit mehr. Der doppelt betrogene Bauer und die scheinbare Idylle des gemeinsamen Nachtmahls bestätigen das Bild einer aus den Fugen geratenen Welt.<sup>109</sup>

Die hier verwendeten Motive des Ehebruchs und der List stehen ganz in der Tradition des Märes und sind bereits im *Klugen Knecht* anzutreffen. Wolfgang Achnitz stellt in seiner Untersuchung fest, dass der Ehebruch dort jedoch lediglich »handlungsauslösendes Moment« sei, während der eigentliche Kern des Märes im Dienstverhältnis zwischen Herren und Knecht liege.<sup>110</sup> Ähnlich verhält es sich mit dem *Fahrenden Schüler*. Die Untreue der Ehefrau bietet nur die Vorlage, durch die sich das eigentliche Thema der Erzählung, die List des Studenten, entfalten kann; sie bleibt daher auch ungesühnt.

Orientiert man sich an Fischers Themenkreisen, könnte der *Fahrende Schüler* der Kategorie »schlaue Rettung aus drohender Gefahr«<sup>111</sup> zugeordnet werden, wobei List und Rettung nicht von der wie häufig anzutreffenden Ehebrecherin vollzogen werden, sondern von dem am Betrug unbeteiligten Studenten. Die Einordnung ist hier jedoch nicht eindeutig. Obgleich die Bestrafung für den Ehebruch nur bedingt vollzogen wird, greift auch der Themenkreis der »geglückten Entdeckung und Bestrafung des

---

<sup>105</sup> Vgl. BEINE, Wolf, S. 147.

<sup>106</sup> Vgl. BEINE, Wolf, S. 312.

<sup>107</sup> GRUBMÜLLER, Novellistik, S. 1315.

<sup>108</sup> GRUBMÜLLER, Grotteske, S. 49.

<sup>109</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Grotteske, S. 50.

<sup>110</sup> Vgl. ACHNITZ, Stricker, S. 192.

<sup>111</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 95.

Ehebruchs«<sup>112</sup>. Hierbei ist wiederum eine untypische Komponente festzustellen. Entdeckung wie Bestrafung geschehen nicht durch den Gehörnten, sondern durch den außenstehenden Studenten, der diese nicht teilt, sondern für seine Zwecke nutzt. Dem Studenten kommt als der in dieser Dreieckskonstellation externen Figur in jedem Falle die für gewöhnlich intern besetzte Rolle zu, wie sie beispielsweise in der *Wolfsgrube* vergeben ist.<sup>113</sup> Er ist das neue, hinzukommende, unberechenbare Element, dem Einsicht in die Zusammenhänge gegeben wird, mit der er das Geschehen lenkt.

### 3.1.2 *Der fünfmal getötete Pfarrer*

Das Märe ist in zwei Handschriften überliefert, dem Hamburger Cod. germ. 13 und der Weimarer Handschrift.<sup>114</sup> Es ist in Q565 vollständig erfasst. Der Hamburger Codex bietet laut Fischer jedoch die bessere Variante, da die Weimarer Handschrift »im einzelnen vielfach schlechter[...]« sei.<sup>115</sup>

Über 300 Verse hinweg erzählt Rosenplüt die Verschleppung eines toten Pfarrers. Nachdem der Kirchenvater durch ein Ungeschick seines Schusters das Leben verliert, entledigt sich der Verantwortliche der Leiche, indem er sie einem anderen unterjubelt. Jener glaubt, selbst durch unglückliche Umstände den Pfarrer getötet zu haben und will die Verantwortung dafür ebenfalls nicht tragen. Also handelt er wie sein Vorgänger. Auf diese Weise durchwandert die lebendig geglaubte Pfarrersleiche vier Stationen, die letzte ist die Kirche. Zur Sonntagsmesse lehnt der tote Pfarrer am Altar, bis eine fromme Beterin sein Gewand küsst, er daraufhin umfällt und sie erschlägt. Rosenplüt beschließt seine Erzählung mit den Worten: *Alfo het der pfaff den funfftenn tot / gelidenn noch der weyber lere* (V. 302f.).

---

<sup>112</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 96.

<sup>113</sup> Die interne Aufdeckung und Regelung ehelicher Missstände in Mären führt beispielsweise WALTENBERGER anhand der Strickermären auf, vgl. WALTENBERGER, Situation, S. 295-303. Mit Blick auf die Strickermären fällt auf, dass die Strickersche Vorlage für Rosenplüts *Fahrenden Schüler* eine Sonderstellung einnimmt. Im *Klugen Knecht* ist der Knecht derjenige, der außerhalb der ehelichen Beziehung und des Betrugs steht. Er entdeckt jedoch den Betrug der Frau am Mann. Um seinen Herren nicht bloßzustellen und Mitschuld am Betrug zugesprochen zu bekommen, inszeniert er die Entdeckung neu. Der Ehemann ist nun der, der seine Frau entlarvt und sie bestraft. Es wird also auch in diesem Märe Einsicht und Wissen an einen Außenstehenden gegeben. Dieser gibt es zurück an den Involvierten und lässt die Handlungsvollmacht somit innerhalb der Ehe – beim Ehemann.

<sup>114</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 217.

<sup>115</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 541.

Wie im letzten Vers deutlich wird, treiben die weiblichen Protagonisten die Handlung voran. Während der jeweilige Entdecker der Leiche, von Ratlosigkeit gelähmt, seine Ehefrau herbeiruft, ist es diese, die zur Vertuschung anleitet. Dass am Ende eine Frau ihr Leben durch diese Verkettung von Listen verliert, wirkt ironisch. Rüdiger Schnell bietet dafür mehrere Deutungen an: Es kann sich um ein Konterkarieren des Rates, Männer sollen nicht auf ihre Frauen hören, handeln oder das dem spätmittelalterlichen Publikum zur Genüge bekannte Modell der listigen Frau wird über die Handlungsunfähigkeit des Mannes bestätigt und soll somit eine Bekräftigung erhalten. Des Weiteren kann der Tod der frommen Beterin eine falsch verstandene weibliche Frömmigkeitspraxis aufdecken, da sie selbst Hand an das Gewand des Pfarrers legt und ihr Tod somit selbstverschuldet ist. Eine weitere These Schnells ist, dass die intellektuelle Herrschaft der Frau am Ende ihresgleichen trifft, indem ein Mann eine Frau tötet.<sup>116</sup> Diese letzte Deutung ist im Hinblick auf die anderen Texte in Q565 programmatisch, da die Dominanz zwischen den Geschlechtern immer wieder thematisiert wird. Auf körperlicher Ebene zeigt sich dies überwiegend in den obszönen Texten.<sup>117</sup>

Fischer nimmt das Märe in seinen achten Themenkreis »Schelmenstreiche und schlaue Betrügereien« auf.<sup>118</sup> Damit legt er, wie später auch Schnell, den Fokus auf die Listenkette des weiblichen Personals. Das Handeln der Männer rückt in den Hintergrund. Das Fortschieben der Verantwortung nimmt zunehmend gewaltsame Züge an. Der Leichnam wird gesteinigt, gestoßen, vollgestopft und herumgezerrt. Auch wenn das Gewaltpotential dieses Märes im Vergleich zu anderen weniger ausgeprägt ist,<sup>119</sup> lässt die Schändung des Pfarrers die Geringschätzung seiner Person deutlich werden. Der Misshandlung, mit dem die Protagonisten dem Pfarrer begegnen, ihn an seine Lehre erinnern und sein scheinbares Handeln tadeln, bestärkt diesen Eindruck:

*Nun wolt ich, wenn dw foltest mir  
Vnd andern lewten lere gebenn  
Wie wir furter ein Rechtens leben,*

---

<sup>116</sup> Vgl. SCHNELL, Erzählstrategie, S. 375f.

<sup>117</sup> Vgl. dazu Kapitel 4.1.3.

<sup>118</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 98.

<sup>119</sup> Hier sei auf das nachstehende Märe *Die Wolfsgrube* verwiesen, in welchem die Kastration des Pfarrers geschildert wird. Einen knappen, aber eindrucksvollen Überblick über die Ausübung von Gewalt in Mären gibt GRUBMÜLLER, vgl. GRUBMÜLLER, Tor, S. 340-348.

*So biftu felbs einem geschleck nach gangen  
Des ein Saw kaum folt gelangen.*(V. 238-242)

Beine führt die Textstelle an, um den expliziten Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit des klerikalen Verhaltens zu belegen.<sup>120</sup> Sie hält des Weiteren fest:

»Allein aufgrund seiner [des Pfarrers, S.R.] Standeszugehörigkeit traut ihm das Pfarrvolk die vermeintlichen Schandtaten zu und rechtfertigt damit sein rohes Vorgehen gegen den verblichenen Seelsorger.«<sup>121</sup>

Der Kampf gegen die Pfarrersleiche ist im übertragenen Sinn ein Kampf gegen den Zufall, der diese herangetragen hat und der laut Walter Haug »als abstrus-hoffnungsloses Unterfangen erscheint.«<sup>122</sup> Folgt man Haugs Ausführung zur Konstitution des Witzes einer solchen Erzählung, ist gerade der letzte und vielleicht auch dem Zufall am nächsten stehende Tod, nämlich der der vom Pfarrer erschlagenen Beterin, die entscheidende humoristische Komponente. Hier wird die wiederkehrende Struktur von Ordnungsverstoß und Replik übertroffen durch eine zufällige Reprise und so das Vergnügen am Chaos hergestellt.<sup>123</sup> Grubmüller spricht in diesem Zusammenhang von der Demonstration einer nicht beherrschbaren grundsätzlichen Willkür des Weltlaufs.<sup>124</sup> »Der Tod, immerhin eines der Schlüsselereignisse für die christliche Sinngebung der Welt, wird vorgeführt als Selbsttäuschung oder als purer Zufall, als Element einer sinnlosen Welt.«<sup>125</sup> Wahrnehmung und Darstellung dieser Welt schließen so an die von Chaos befallene Welt im *Fahrenden Schüler* an. Das Grundprinzip, dass der Tod gewiss ist, sein Wann aber bis zuletzt ungewiss bleibt, dient hier als einzig verlässliche Größe.

### 3.1.3 Die Wolfsgrube

Das dritte in Q565 überlieferte Märe findet sich auch in der Nürnberger Hs 5339a, in der Dresdner Mscr. M 50, in der Nürnberger Handschrift Valentin Holls, in der Dessauer

---

<sup>120</sup>Vgl. BEINE, Wolf, S. 59.

<sup>121</sup> BEINE, Wolf, S. 282.

<sup>122</sup> HAUG, Theorie, S. 22.

<sup>123</sup> Vgl. HAUG, schwarzes Lachen, S. 60f.

<sup>124</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Groteske, S. 53.

<sup>125</sup> GRUBMÜLLER, Ordnung, S. 199.

Hs Georg 150 und in der Gießener Hs 1264, hier allerdings nur als Fragment.<sup>126</sup> Fischer stellt fest, dass die überlieferten Texte größtenteils übereinstimmen. Lediglich Mscr. M 50 zeigt stärkere Abweichungen.<sup>127</sup> In Q565 sind die ersten 20 Verse von Hand B auf Blatt 22v nachgetragen.<sup>128</sup>

Auch dieses Märe wartet mit der Konstellation von Ehepaar und Pfarrer auf und thematisiert wie *Der fahrende Schüler* den Ehebruch. Es beginnt mit der Entdeckung des Betrugs durch den Ehemann.<sup>129</sup> Gemeinsam mit seinen Knechten, die er glauben lässt, Wölfe fangen zu wollen, hebt er an der Hintertür des Hauses eine Grube aus und bindet eine Gans als Köder daran. Mit seinen besten Dienern legt er sich des Nachts auf die Lauer. Nachdem zunächst tatsächlich ein Wolf in die Falle gegangen ist, trifft es den Pfarrer auf seinem Weg zur heimlichen Zusammenkunft. Als die Hausherrin die Magd nach dem sich verspätenden Pfarrer schicken lässt, fällt auch die Dienerin in die Grube. Letztlich schleicht sich die Herrin selbst zur Hintertür hinaus, um nach dem Verbleiben der beiden zu sehen, und auch sie fällt der List ihres Ehemannes zum Opfer. Dieser lässt nach der Verwandtschaft schicken, um die Ertappte bloßzustellen. Unter der öffentlichen Anklage bittet die Frau um Vergebung für sich und ihren Liebhaber. Sie bleibt von körperlicher Strafe verschont, dem Pfaffen hingegen werden die Hoden abgeschnitten. Als Andenken an ihren unmoralischen Dienst soll die Magd den einen, in eine Kette gefassten Hoden, fortan um den Hals tragen. Der andere dient der Herrin als Mahnung an ihre Sünden und wird über das Ehebett gehängt. Mit einer Warnung an alle Frauen, sich solcher Sünden nicht hinzugeben, beendet Rosenplüt seine Erzählung.

Kastration als Bestrafung des Ehebruchs ist kein ungewöhnlicher Bestandteil spätmittelalterlicher Mären.<sup>130</sup> Grubmüller spricht vom Prinzip der Spiegelstrafe, bei welchem auf die Verletzung der Ordnung die entsprechende Verletzung des Körpers folgt.<sup>131</sup> Hier wird sie zudem als didaktisches Mittel zur Re-Sozialisation der Frau

---

<sup>126</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 202.

<sup>127</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 540.

<sup>128</sup> Ausführlich dazu siehe Kapitel 2.3.

<sup>129</sup> Die Bezeichnung *Edlmon* (V. 2) lässt im Gegensatz zu den vorangegangenen Mären auf einen höfischen Kontext schließen.

<sup>130</sup> Beispiele für Kastration als Bestrafung sind Kaufringers *Die Rache des Ehemannes* und Rosenplüts *Der Hasengeier*. Ausführliche Beschäftigung erfährt dieses Thema bei GRUBMÜLLER, Ordnung, S. 213-223, DICKE, Mären-Priapeia, S. 268-281 und TUCHEL, Kastration, S. 257-289. TUCHEL geht zudem auf die Rolle des Pfaffen ein, der in den meisten Fällen für seine geschlechtlichen Sünden als Ehebrecher durch Kastration bestraft wird, vgl. TUCHEL, Kastration, S. 259f.

<sup>131</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Ordnung, S. 219.

verwendet. Durch die physische Sanktion des Pfarrers und die psychische Sanktion der Ehefrau kann der Ordoverstoß gesühnt und die Ordnung wiederhergestellt werden. Im Kontext der Themenkreise Fischers befindet sich *Die Wolfsgrube* in der Kategorie »Geglückte Entdeckung und Bestrafung des Ehebruchs«.<sup>132</sup> Die physische Gewalt, die hier zum Tragen kommt und in ihrem Ausmaß das Komische zurückdrängt,<sup>133</sup> spiegelt sich in der Jagdmetaphorik wider, die Beine in der sexuellen Jagd des Pfarrers umgesetzt sieht.<sup>134</sup>

»Der eigentliche ›Wolf‹, der Pfaffe, der auf dem Weg zu seiner Geliebten dem Edelmann schließlich auch [wie der leibhaftige Wolf, S.R.] in die Falle geht, wird zwar im Verlauf des Geschehens niemals als Wolf bezeichnet, doch indem der Gatte ihn behandelt wie einen Wolf im Hühnerhof, werden Priester und Wolf als wesensgleich identifiziert«<sup>135</sup>

Die Analogie zwischen Pfaffe und Wolf krankt jedoch laut Hans-Jürgen Bachorski an entscheidender Stelle. Da die Ehefrau nach dem Pfaffen schicken lässt und ihn aufzusuchen versucht und so letztlich von ihr die ursprüngliche Jagd ausgeht, sei sie der eigentliche Wolf. Ihre Strafe dient allerdings der Re-Sozialisation, während der Pfaffe eine Bachorski zufolge zu hohe Strafe erfährt.<sup>136</sup> Susan Tuchel umgeht die Problematik der Zuordnung und formuliert es allgemein: »»Die Wolfsgrube« demonstriert, was in die Grube gehört und was folglich bestraft werden soll.«<sup>137</sup>

Die amourösen Dienste des Pfarrers werden des Weiteren von Metaphern aus dem Kaufmannsmilieu begleitet und verweisen so auf die Geschäftstüchtigkeit der Frau, die aus einem geistlichen Liebhaber Kapital schlagen will.<sup>138</sup> So schickt sie die Magd mit den Worten aus:

*Sprich, wöl er kommen, das er trab,  
die weyl der kremer offenn hab,  
Die weyl die pfenvert kauffkün fein,  
Die kremer wollen schier legenn ein. (V. 86-89)*

---

<sup>132</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 96.

<sup>133</sup> Vgl. BEINE, Wolf, S. 322.

<sup>134</sup> Konsequenterweise kann die Ehefrau in diesem Kontext als die Gans betrachtet werden. Es eröffnen sich drei Bedeutungsfelder der Jagdmetaphorik, ausführlich zur Metaphorik in der *Wolfsgrube* vgl. REICHLIN, Rhetorik, S. 281-285.

<sup>135</sup> BEINE, Wolf, S. 302.

<sup>136</sup> Vgl. BACHORSKI, Geschlecht, S. 269.

<sup>137</sup> TUCHEL, Kastration, S. 275.

<sup>138</sup> Vgl. BEINE, Wolf, S. 72; vgl. REICHLIN, Rhetorik, S. 283.

Auch auf das höfische Umfeld wird verwiesen, zum einen durch die Bezeichnung des Mannes als *Edlmon*, zum anderen durch die Schmuckstück-Metaphorik.<sup>139</sup> Nur ist das Kleinod in diesem Falle keine Liebesgabe im höfischen Sinne, sondern Ermahnung, ebenso wie der zweite Hoden, der über das Bett gehängt an ein Kruzifix erinnert.<sup>140</sup> Mahnung, Erziehung und Herstellung der Ordnung stehen im Vordergrund der *Wolfsgrube*. Die klar formulierte, an das Publikum gerichtete Lehre verdeutlicht die Intention der Erzählung. Der tatsächliche Wolf, der zwar ebenfalls in die Falle geht, dann jedoch keine weitere Erwähnung erfährt, ist laut Bachorski Metapher für den eigentlichen Kern der Geschichte: die Angst vor dem naturhaften Trieb.<sup>141</sup>

### 3.1.4 *Der verklagte Zwetzler*

Die Überlieferung im Codex Q565 beruht auf der Redaktion der Nürnberger Hs 5339a, welche eine verkürzte Version einer zweiten Überlieferung, die des Karlsruher Codex K 408, darstellt.<sup>142</sup> Der Weimarer Text ist laut Fischer »durch Auslassungen, Verwirrungen des Reimgefüges und unbeholfene Rekonstruktionsversuche« verunstaltet.<sup>143</sup> Anders als die bisher aufgeführten Mären ist dieses nicht nur aufgrund seiner Kürze, sondern auch in Bezug auf seinen Inhalt ungewöhnlich.

Das Personal besteht aus einem Knaben, einem jungen Mädchen, einer Mutter, einem Richter und einem *zwatzler*, der durch direkte Ansprache und Personifikation Autonomie erhält.<sup>144</sup> In dem Versuch, das Mädchen zu verführen, stellt der Knabe ihr seinen *zwatzler* vor. Die Verführung gelingt, wird jedoch von der Mutter entdeckt, die ihr sündiges Kind vor einen Richter führt. Dieser ordnet an, den personifizierten Übeltäter köpfen zu lassen.<sup>145</sup> Als der vor der Kastration stehende *zwatzler* das Mädchen erblickt, regt er sich, worauf die Sünderin Partei für ihn ergreift und darum bittet, ihn zu

---

<sup>139</sup> Vgl. REICHLIN, Rhetorik, S. 283.

<sup>140</sup> Vgl. REICHLIN, Rhetorik, S. 283.

<sup>141</sup> Vgl. BACHORSKI, Geschlecht, S. 269.

<sup>142</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 529.

<sup>143</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 529.

<sup>144</sup> Zur psychologischen Motivation der Selbstständigkeit von Geschlechtsteilen vgl. DICKE, Mären-Priapeia, S. 281-290.

<sup>145</sup> In der Nürnberger Vorlage wird deutlich, dass das Mädchen die Hinrichtung vornehmen soll, vgl. FISCHER, Mären, S. 60, V. 78-80, während es in der Weimarer Handschrift heißt: *Man trug jr here ein stock: / man folt abhauenn dem zwatzler fein kopff* (V. 42f).

verschonen. Nach Grubmüller wird hier das durch Kastration zu bestrafende Sexualdelikt durch die Nicht-Durchführung eben dieser in ein Lusterlebnis umgedeutet.<sup>146</sup>

Der Handlungsablauf ist in allen drei Fassungen gleich, unterschieden sind diese aber durch ihre Länge. Der Weimarer Text umfasst 57 Verse. Die letzten sieben Verse stehen jedoch in keinem unmittelbaren Bezug zum Vorangegangenen. Kully nennt sie »Schreiberzusatz mit pseudo-gelehrten Ausdrücken«.<sup>147</sup>

*Jn ein lannd abylohn. Der felbig man  
Het ein knecht, der hieß alamagucka  
Vnd der felb alamagucka, Der nam fein steblin pulica  
Vnd trayb die Saw scoffa jn den wald loffa.  
Do kom jm ein wolff wulpa. Er schlug den  
Wolff auff den ars. Do enpfull jm ein treck.  
Derfelbig treck hieß naga. Jeczunt ys gar aus. (V. 51-57)*

Die Verse sind zwar nicht unmittelbar an den Inhalt des Märes gebunden, greifen jedoch das sexuelle Thema auf. So können der Stab des Knechtes und das Treiben der Sau auf die sexuelle Eroberung referieren, die im Verklagten Zwetzler vollzogen wird. Hier zeigt sich die Vorliebe des ersten Schreibers für Wortspiele und Mehrdeutigkeit.

Die Nürnberger Vorlage des *Verklagten Zwetzlers* ist mit 92 Versen fast doppelt so lang wie der Weimarer Version. Während sich diese an die wesentlichen, den Handlungsverlauf grob skizzierenden Aussagen hält, wirkt der Nürnberger Text kohärenter, indem er die Handlungsmotivation offenlegt, Aussagen erläutert und erklärende Beiträge leistet. So wird beispielsweise aus der Reaktion des Mädchens beim ersten Kontakt mit dem Lustobjekt ihre Verzückung darüber und eine emotionale Verbundenheit deutlich:

*sie sprach: »halt vast, zwatzler, verzag nit!  
ei, pistu oft herein kumen  
und hast den zwatzler nit mit dir genumen,  
und woltstu mer herein gan,  
so saltu den zwatzler nit hinter dir do lan.*

---

<sup>146</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Ordnung, S. 226.

<sup>147</sup> KULLY, Codex Weimar, S. 129.



*das will ich für ein große gob von dir haben  
und dich alweg haben für ein stolzen knaben.«  
Ich weiß nit, wie sie pei im verhart,  
piß das ir müterlein kam von markt. (V. 42-50)<sup>148</sup>*

Die Weimarer Version verkürzt diese sieben Verse auf einen: *Sie sprach: «lieber zwatzler, halt dich her wider!»* (V. 27). Darauf heißt es: *Des ward jr muter gewar* (V. 28). Während die Entdeckung der Mutter ohne kontextuelle Einbettung erfolgt, gibt die Nürnberger Fassung an, dass sie vom Markt zurückkommt und die beiden vorfindet. Das Ende der Erzählung erscheint dennoch auch hier abrupt und lässt den Rezipienten ohne Ausgang zurück.

Der Karlsruher Text mit 196 Versen bietet hierfür keine Alternative oder weitere Ausführung an, ist jedoch an anderen Stellen ausführlicher. Der Verführung geht eine 52 Verse umfassende, wortreiche Werbung im höfischen Sinne voraus.<sup>149</sup> Diese ist explizit benannt (*Er hub gar hofflichen an*) (V. 5) und übernimmt Elemente des hohen Minnesangs, wie beispielsweise den Dienstgedanken (*Dein diner will ich vmmer sein*) (V. 22).<sup>150</sup> Auch die Entzückung des Mädchens über den Zwatzler ist wortreicher gestaltet als in der Weimarer Version und übertrifft ebenso die Nürnberger:

*Sie sprach: «her zweczler,  
Nu verzaht nit mer,  
Wann ir habt tugentlichen sit,  
Die euch volgen mit.  
Het ich dich herkant,  
Jch het dich gemant,  
Daß du werst worden  
Bruder in disem orden,  
Wann du bist ein rechter helt.  
Alle meyn freud ist gezelt,  
Daß du kumpst zu mir  
Vnd nempst den zweczler mit dir.  
Kumpst it mer zu mir  
So loß in nit hinder dir,  
Jch will zu gob von dir hon.» (V. 81-95)<sup>151</sup>*

---

<sup>148</sup> FISCHER, Mären, S. 59.

<sup>149</sup> Vgl. SCHMID, Codex Karlsruhe, S. 447, V. 5-57.

<sup>150</sup> SCHMID, Codex Karlsruhe, S. 447.

<sup>151</sup> SCHMID, Codex Karlsruhe, S. 449.

Die Bestrafung geschieht zunächst durch elterliche Hand und anschließende Bloßstellung vor der hinzugezogenen Öffentlichkeit.<sup>152</sup> In diesem Fall ist es der Vater, der die Initiative ergreift und seine Tochter vor den Richter bringt. Auch die Gerichtsszene und die Fürsprache durch die Verführte sind umfangreicher ausgestaltet. Die Wohltaten und Vorzüge des personifizierten Geschlechtes werden dabei intensiver betont als in den anderen Versionen.<sup>153</sup>

Stephen Wailes gliedert das Märe in zwei Teile: Werben und Verführen, Entdeckung und Prozess.<sup>154</sup> Die Version des Weimarer Codex lässt diese Gliederung kaum mehr zu. Werbung und Entdeckung sind hier bis auf wenige Verse ausgespart. Wailes sieht im höfischen Werben, das im Gegensatz zum bäuerlichen Kontext der Erzählung steht, sowie in der naiven Begeisterung des Mädchens für das männliche Geschlecht, humoristische Züge. Ein solcher »social humor« fehlt in der Nürnberger und somit in der Weimarer Fassung, während die sexuelle Doppeldeutigkeit bestehen bleibt.<sup>155</sup> Der Unterhaltungswert dieser beiden Texte ist demzufolge auf den sexuellen Witz reduziert, auf die Eigenständigkeit des Geschlechtsteils, das ein Mädchen verführt und durch seine Versiertheit eine treue Gefährtin und Fürsprecherin findet, die es vor Strafe schützt. Die Unmittelbarkeit des sexuellen Erlebnisses liegt dabei sowohl in der Naivität des Mädchens, die einen vorurteilsfreien Blick gewährt, sowie auf der Reduktion des männlichen Parts auf den Penis.

»Die Unerfahrenheit erweist sich als Voraussetzung für unbehinderte Erfahrung, und die so mögliche Unmittelbarkeit drückt sich in der Reduktion auf elementare Geschlechtlichkeit aus, die als Emblematisierung des Phallus ins Bild gerückt wird.«<sup>156</sup>

Mären, in denen das Genital eine eigenständige Rolle erhält, fallen nach Fischer in die im Vagen bleibende Themenkreis-Bezeichnung »Priapeia«.<sup>157</sup> Einziges Merkmal dieser Kategorie ist die »zentrale, manchmal sogar personhafte Rolle, die dem Genitale zugewiesen wird.«<sup>158</sup> Peter Strohschneider erläutert diesen Themenkreis wie folgt:

---

<sup>152</sup> SCHMID, Codex Karlsruhe, S. 449f, V. 112-129.

<sup>153</sup> SCHMID, Codex Karlsruhe, S. 450f, V. 133-192.

<sup>154</sup> Vgl. WAILES, Humor, S. 140f.

<sup>155</sup> Vgl. WAILES, Humor, S. 141.

<sup>156</sup> GRUBMÜLLER, Ordnung, S. 227.

<sup>157</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 97.

<sup>158</sup> FISCHER, Studien, S. 97.

»Im Zentrum der von Fischer aufgeführten priapeischen Mären steht in der Regel eine maskuline Wunschphantasie, die nämlich von der ungeheuren Faszination, welche das männliche Genital auf Frauen auszuüben vermag.«<sup>159</sup>

Strohschneider zufolge wird diese Fantasie in einem zweigliedrigen Verlaufschema verarbeitet: die Verführung der Frau und die Dauerhaftigkeit der Verführung, die im Kontext der Kastration des Mannes steht.<sup>160</sup> Somit lässt der *Verklagte Zwetzler* der Nürnberger und Weimarer Version wieder eine Strukturierung zu. Der Fokus bleibt dennoch auf dem priapischen Aspekt, der weiblichen Faszination für das männliche Geschlecht, der nach Strohschneider lediglich »ein Verlachen der dummen oder naiven Frau [...] und die Bestätigung, dass die Macht des Phallus die Frauen völlig in ihren Bann schlage«<sup>161</sup> mit sich bringe. Der Unterhaltungsanspruch, der aus dem höfischen Werben und der Brechung dieses literarischen Musters entsteht und somit eine literarische Vorbildung voraussetzt, stellt für die Nürnberger und die Weimarer Redaktion keinen Wert dar.

### 3.1.5 Zusammenfassung

Alle in die Weimarer Handschrift aufgenommenen Mären fallen unter den Typus Schwankmäre.<sup>162</sup> Jeder der Texte erhält seinen Nutzen durch die Erzeugung von Komik. In den drei Erzählungen *Rosenplüts* wird diese durch Handlungsverlauf und Personenkonstellation hervorgerufen. *Der fahrende Schüler* und *Die Wolfsgarbe* stellen den Ehebruch von Ehefrau und Pfarrer voran. Während in der *Wolfsgarbe* die Handlungskomik der sich zunehmend füllenden Garbe und der Kastration des Pfarrers durch ein didaktisches Moment abgelöst wird, bleibt sie im *Fahrenden Schüler* bestehen, indem der Listenreiche und Überlegene gesättigt und ausgeruht weiterzieht. Ähnlich verhält es sich im *Fünfmal getöteten Pfarrer*. Zufälliger Tod und Vertuschung treiben die Handlung bis zuletzt voran, ohne auf die grotesken, komischen Entwicklungen eine Lehre folgen zu lassen. Hier greift zudem die situative Komik, die durch das Absurde einzelner Szenen, wie beispielsweise die Leiche des Pfarrers im Teigtopf, erzeugt

---

<sup>159</sup> STROHSCHNEIDER, Märe, S. 150.

<sup>160</sup> Vgl. STROHSCHNEIDER, Märe, S. 150. Er nennt in diesem Zusammenhang zugehörige Mären, unter anderem den *Verklagten Zwetzler*.

<sup>161</sup> STROHSCHNEIDER, Märe, S. 150.

<sup>162</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 101.

wird.<sup>163</sup> Beine sieht im *Fünfmal getöteten Pfarrer* nicht nur eine humoristische Grundlage, sondern bittere Satire:

»Hier scheint sich die Satire gegen sich selbst zu kehren. Die Abwehr des vermeintlichen Störenfriedes erweist sich als Scheingefecht, denn der so vehement Bekämpfte ist unschuldig [...]. Der Dichter führt die Folgen der Vorverurteilung eines Standes vor [...]. Als Ausprägungen der bitteren Satiren gelten auch die Erzählungen, in denen der Priester seine Vergehen mit dem Verlust der Männlichkeit bezahlen muss.«<sup>164</sup>

Ihre Charakterisierung betrifft damit auch *Die Wolfgrube*. Grubmüller argumentiert ähnlich. Er sieht im Lachen über jene Mären ein sarkastisches Lachen über die Demaskierung des gesellschaftlichen Wertesystems.<sup>165</sup>

Im *Verklagten Zwetzler* birgt das zum Leben erweckte Geschlecht des Knaben bereits einen gewissen Grad an Komik. Stärker hervor tritt jedoch situative Komik des höfischen Verbens und des naiven Bestaunens. Letzteres beginnt zwar mit dem Lachen über das Naive, das vom durchtriebenen Helden überlistet wird, wie es auch Bachorski in seiner Typologie der sexuellen Begegnungen für den spätmittelalterlichen Schwank konstatiert.<sup>166</sup> Das naive und somit verlachte Objekt wandelt sich im Lauf der Erzählung jedoch zum Verfechter, Fürsprecher und Retter des Überlegenen, was einen Wandel der Komik anzeigt. Der zweite, in der Nürnberger und in der Weimarer Fassung fokussierte Unterhaltungsträger, der sexuelle Witz, basiert auf Wortkomik, wie beispielsweise die mehrdeutige Vorstellung des Knaben zeigt: *es ift mein zwatzler / Vnd des lannds pallirer; / Sicherlichen, lieftu dich damit bestreichenn, / Es ging dir ficher defter pas* (V. 18-21). In jedem der hier vorgestellten Texte ist es vor allem der Bruch mit gesellschaftlichen Wertevorstellungen, der den Rezipienten zum Lachen anregt.

Doch nicht nur die Komik lässt die vier Mären in einem gemeinsamen Licht erscheinen. Mit dem spätmittelalterlichen Schwank geht der Bruch des vom Stricker begründeten Ordo-Schemas einher, der im *Fahrenden Schüler* sowie im *Fünfmal getöteten Pfarrer* offensichtlich ist. Grubmüller geht davon aus, dass hier ein Punkt erreicht ist, an dem die Gattung »vor der durch den Stricker geprägten Aufgabe versagt, die gerechte Ordnung

---

<sup>163</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 61, V. 200-204.

<sup>164</sup> BEINE, Wolf, S. 321.

<sup>165</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Ordnung, S. 201.

<sup>166</sup> Vgl. BACHORSKI, Diskurs, S. 312f. Das Märe *Der verklagte Zwetzler* ordnet BACHORSKI allerdings in die Kategorie Vermögen vs. Versagen ein aufgrund der Bestrafung am Glied, auch wenn hier nur angedroht. Er sieht in den früheren Mären, wie dem vom Zwetzler, einen positive Umgang mit der Potenz, der in späteren Schwänken eine sehr pessimistisch-makabre Dimension erlangt, vgl. BACHORSKI, Diskurs, S. 319.

der Welt zu demonstrieren, und stattdessen nur noch (oder endlich) deren krude Abstrusität vorzeigt.«<sup>167</sup> Rosenplüt steht mit der Aussage seiner Mären im Q565 nicht allein. Auch *Der verklagte Zwetzler* offenbart diese Abstrusität und führt das sittenwidrige sexuelle Zusammenkommen ad absurdum. Die ursprüngliche Aufgabe eines Märes, Ordnung zu stiften oder aufzuzeigen, mündet hier in sich ins Chaos stürzende Triebe und wahnwitzige Bilder.<sup>168</sup> Rüdiger Schnell lenkt in Bezug darauf den Blick auf die Eigenleistung des Rezipienten und betont die Mehrschichtigkeit schwankhafter Kurzerzählungen, die eine Welt der Unordnung und des Sinnlosen zeichnen, um einen Erkenntnisprozess beim Rezipienten anzuregen.<sup>169</sup> Vor diesem Hintergrund kommen den im Weimarer Codex gesammelten Mären zwei zentrale Funktionen zu: Unterhaltung und das Aufzeigen einer brüchigen Welt.

### 3.2 Die Reden

Auf die ersten beiden Mären folgen die von Kully als Rede deklarierten *15 Klagen*. Die Verfasserschaft Rosenplüts sowie die sozial-kritische Tendenz des Inhaltes lassen die Anknüpfung an die Mären logisch erscheinen.<sup>170</sup> Die daran anschließende Rede *Gespräche dreier Frauen* bricht durch ihre obszönen Züge mit den zuvor gesammelten Texten. Beide Texte sind von der ersten Hand geschrieben und weisen Korrekturen von Hand B auf.<sup>171</sup> Obgleich 16 Blätter zwischen den *Gesprächen dreier Frauen* und der nächsten Rede *Die Auslegung der Ehe* liegen, stammt auch diese von der ersten Hand.<sup>172</sup> Sie befindet sich isoliert zwischen Fachprosa und Rätseln, schließt jedoch an den sozial-kritischen Ton der *15 Klagen* an. Wenige Texte darauf stehen *Der gefundene Ring* und *Die Bauernmagd* beisammen, beides Obszönreden, die von der späteren Hand D niedergeschrieben wurden und dem 16./17. Jahrhundert zugeordnet werden können.<sup>173</sup> Außer den *15 Klagen* sind die hier aufgeführten Reden ausschließlich in Q565 überliefert.

---

<sup>167</sup> GRUBMÜLLER, Grotteske, S. 51.

<sup>168</sup> GRUBMÜLLER, Grotteske, S. 54.

<sup>169</sup> Vgl. SCHNELL, Erzählstrategie, S. 371.

<sup>170</sup> Die Rosenplüt-Signatur fehlt in dieser Überlieferung. Sie ist in der 15., hier nicht überlieferten Klage zu finden. Die Verfasserschaft gilt jedoch als gesichert, vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 90-93.

<sup>171</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

<sup>172</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

<sup>173</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar S. 16, 36.

Umfang, Form und Inhalt der von Kully als Reden deklarierten Texte sind heterogen. Allen gemeinsam ist lediglich die Erörterung eines Sachverhaltes,<sup>174</sup> wenngleich diese auf unterschiedliche Weise umgesetzt wird. In den *15 Klagen* kommen verschiedene Figuren zu Wort, in der *Auslegung der Ehe* allein der Sprecher. Die *Gespräche dreier Frauen* und *Der gefundene Ring* bedienen sich einer Gesprächssituation, die Fischer als inszenierte Reihum-Äußerungen zu einem bestimmten Thema bezeichnet. Er nimmt an, dass es sich bei der Revue um ein vorwiegend Nürnberger Genus handelt.<sup>175</sup> In der *Bauernmagd* ist keine Revue vorhanden. Das Personal beschränkt sich auf den Ich-Erzähler und eine von ihm adressierte Protagonistin. Die erzählerischen Elemente dieser Rede, die ebenfalls im *Gefundenen Ring* anzutreffen sind, lassen die Nähe zur Gattung der Mären deutlich werden.<sup>176</sup>

Alle hier unter dem Begriff Rede aufgeführten Texte entsprechen Fischers weit gefasster Definition der kleineren Reimpaardichtung, die durch Einzelvortrag oder Wechselgespräch ein Thema erörtert.<sup>177</sup> Die Bandbreite der thematischen Möglichkeiten schlägt sich bereits in den in Q565 stehenden durchgehend weltlichen Reden nieder.

### 3.2.1 Die 15 Klagen

Diese weltliche Rede ist in drei weiteren Handschriften überliefert, der Dresdner Mscr. M 50, der Nürnberger Hs 5339a und dem Wolfenbütteler Cod. 76.3. Aug. 2°. Letzterer beinhaltet nur 12 Klagen.<sup>178</sup> In Q565 sind lediglich 14 der 15 Klagen überliefert. Die 15. Klage wurde vermutlich nicht aufgeschrieben, da keine Spuren herausgetrennter Blätter oder andere Hinweise auf einen Verlust zu finden sind. In

---

<sup>174</sup> FISCHER spricht von einer »stagnierenden Erörterung, die Gedankenfolgen in lediglich logischer Verknüpfung reiht (es wird etwas ›beredet, besprochen‹)«, FISCHER, Studien, S. 34.

<sup>175</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 73.

<sup>176</sup> Auf die Problematik der Einordnung wurde bereits im Teilkapitel Mären verwiesen. HOLZNAGEL schließt narrative Elemente in längeren Reden ein, solange das ›Besprechende‹ dominiert, vgl. HOLZNAGEL, Verserzählung, S. 294.

<sup>177</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 34f.

<sup>178</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 65.

Klage Nummer 9 auf Blatt 11v findet sich ein Nachtrag von Hand B, der an den unteren Blattrand gesetzt ist.<sup>179</sup>

Weshalb die Klage des Dichters, auf unkritische Unterhaltungsdichtung für die Gewinnung von Zuhörerschaft ausgelegt, nicht aufgenommen wurde, bleibt fraglich. Fehlendes Interesse oder Ablehnung der Publikumskritik, von der auch die Unterhaltungsliteratur<sup>180</sup> der Weimarer Sammlung betroffen ist, bleibt Spekulation. Reichel diskutiert in Anlehnung an Fischer, Roether und Kiepe die Funktion dieser letzten Klage und hebt die darin bezeugte Vortragstätigkeit Rosenplüts hervor.<sup>181</sup> Das Aussparen der Klage könnte in Bezug darauf auf die neue Vortragssituation durch einen anderen Sprecher verweisen

Die Kritik der in Q565 aufgenommenen 14 Klagen richtet sich gegen Rollen und Berufe des städtischen Milieus. Trinkerei, Verschwendung, sündiges Verhalten, Korruption und Ausbeuterei sind die Themen dieser Rede. Vorgetragen werden sie vom Personal unterschiedlicher Stände<sup>182</sup>, das stets im ersten Vers als klagendes vorgestellt wird und dessen Beschwerde jeweils zwischen 13 und 16 Verse einnimmt. Klage Nummer 14, die Klage des *Herolt*, erstreckt sich auf 20 Verse. Sie nimmt einen Großteil der genannten Missstände, wie moralisches Fehlverhalten, Armut, geistliches Recht und weltliche Gerichtsbarkeit noch einmal auf und beschließt die konkreten Darstellungen der anderen Klagen mit der Nennung grundlegender sozialer Problematiken:

*Die miltigkait fleücht fere uon dem reichen,  
Den frid ficht man von den Furftn weichn,  
Die demütigkait reißt ab von den hohen.  
Die ftuck got all gar fere verfchmohen (V. 204-207)*

---

<sup>179</sup> KULLY ediert die beiden beigegefügtten Verse in ihrem Apparat: *Wie woll der arm auch das recht erkendt / mytt hübfchen worden er jm das verquemdt*, KULLY, Codex Weimar, S. 73. Dieser Zusatz bekräftigt die Aussage der 9. Klage und des hier zu Wort kommenden Schuldigers, der Richter würde in seinem Amt keine Gerechtigkeit üben.

<sup>180</sup> Unterhaltungsliteratur soll im Kontext dieser Arbeit als Literatur verstanden werden, die vornehmlich auf das Erzeugen von Komik ausgerichtet ist beziehungsweise ein kurzweiliges Lesevergnügen bietet, ohne den Anspruch Erkenntnis zu generieren und Lehre zu vermitteln. Ich vernachlässige hier einschlägige Definitionen, nach denen eine Differenzierung zwischen Unterhaltungsliteratur und Hochliteratur erst ab dem 18. Jahrhundert erfolgt, vgl. RLW, Bd. 3, S. 691.

<sup>181</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 157.

<sup>182</sup> Der Begriff des Standes wird hier, wie ihn REICHEL verwendet, gebraucht, nicht soziologisch oder berufsständisch, sondern im Sinne unterschiedlicher Typisierungen, die auf gesellschaftliche Missstände verweisen. Folglich steht Rosenplüt in der Tradition der ständedidaktischen Moralisierung, vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 174.

Neben Figuren wie der Ehefrau, dem Trinker und der Witwe lässt Rosenplüt Berufsgruppen wie den Kaufmann, den Handwerker und den Richter auftreten und »ein detailliertes Bild sozialer Spannungen«<sup>183</sup> entwerfen. Die Darstellung der sozialen Missstände und des Fehlverhaltens ist stark auf das städtische Leben und hierfür typische Erscheinungsformen bezogen.<sup>184</sup> Der Wirt übervorteilt seine Gäste, Witwen und Alte klagen über mangelnde Hilfeleistungen, der Richter missbraucht sein Amt, und Prostituierte stehen im Kampf um ihre Kunden. Auch hier ist die Figur des Pfarrers zu finden. Während aber in den in der Weimarer Handschrift gesammelten Rosenplütschen Mären der Pfarrer die Rolle des Opfers bekleidet, geschunden, gefangen und bloßgestellt wird, richtet sich hier die Klage gegen sein fehlendes Pflichtbewusstsein und dessen Auswirkung auf die Gemeinde.

*So fie der pfarrer nit gegen wart.  
So lig es manchem kind fo hart,  
Das es ane die tauff verfert,  
Dem funft fein leben wer beschwert. (V. 165-168)*

Als weiterer Kirchenvertreter wird der Domherr in seiner Habgier beschrieben. Reichel stuft die Kritik an den Kirchenvertretern im Vergleich zu anderen spätmittelalterlichen Darstellungen als gering ein.<sup>185</sup> Ein weiteres Thema ist die Ehe, die ebenfalls zwei Klagen einnimmt. Die Ehefrau eröffnet die Rede mit der ersten Klage über die Trinkerei und Geldverschwendung ihres Gatten. Dieser lässt Kritik an ihrer Aufsässigkeit und Vernachlässigung seiner Versorgung folgen:

*Nympt ers bey dem zaum, Sie vaft den zugel,  
Macht er ein fauft, Sie nympt ein prügel.  
Leßt er jr dann nit jrenn streit,  
So muß er vaftenn vnntz vefper zeit (V. 23-26)*

Der Ehefrieden ist damit ein weiteres Thema, das bereits in den Mären tonangebend ist. In Rosenplüts Rede steht allerdings nicht der Ehebruch, geschweige denn eine sexuelle oder emotionale Komponente im Vordergrund. Die Ehe als wirtschaftliche

---

<sup>183</sup> VL, Bd. 8, Sp. 206.

<sup>184</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 174. REICHEL betont das Fehlen des Standes der Bauern und Bürger in Rosenplüts Reden. Eine Differenzierung nach Berufen und Typen ist anstelle einer sozialen Differenzierung zu finden, vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 176.

<sup>185</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 176.



Gemeinschaft, in welche die Beteiligten ihre Arbeitskraft einbringen, wird hier vom Zerfall bedroht.<sup>186</sup>

Die Darstellung der jeweiligen Situationen bleibt stereotyp und ohne Folgen oder Forderungen. Rosenplüt scheint lediglich am Aufzeigen der Missstände interessiert, nicht an einer Belehrung. Die Lehre muss vom Publikum in Eigenleistung erschlossen werden. Dennoch zielt seine Ausführung auf »eine Unterweisung des Menschen im rechten Weltverhalten« und entspricht so der weltlich-didaktischen Rede nach Fischer.<sup>187</sup> Kully stellt diese Rede in die Tradition der Contemptus-Mundi-Literatur und bezieht sich auf Walther Rehm, der dieser seit Mitte des 14. Jahrhunderts Popularität zuschreibt.<sup>188</sup> Als Rezipientengruppe dieser Rede nennt Reichel ein handwerkliches Publikum und spricht von Rosenplüts Intention einer städtischen Popularisierung der Literatur.<sup>189</sup>

### 3.2.2 *Gespräche dreier Frauen*

Auf einen ländlich-bäuerlichen Schauplatz wird in der zweiten Rede des Weimarer Codex verwiesen, die *Gespräche dreier Frauen*. Am wohl deutlichsten wird dies an der Gruppe der *Gras meiden*, der Viehmägde.<sup>190</sup> Die Rede setzt sich aus sechs Gesprächen zusammen, von denen das fünfte, *Vonn Dreien Nunnan*, auch im Dresdner Mscr. M 50 überliefert ist.<sup>191</sup> Fischer klassifiziert die sechs aufeinander folgenden, jeweils gleichermaßen aufgebauten, zwischen 16 und 19 Verse umfassenden Gesprächssituationen als revueartige Obszönrede.<sup>192</sup> Er vermerkt, dass sich kaum Grenzfälle zwischen Märe und Obszönrede feststellen lassen, diese Rede jedoch ein Beispiel dafür sei. Allerdings zeige sie nur wenig Vorgang.<sup>193</sup> Zwischen dem ersten und

---

<sup>186</sup> Zur Relevanz der bürgerlichen Ehe und ihre Darstellung bei Rosenplüt vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 190-192.

<sup>187</sup> FISCHER, Studien, S. 36, 155.

<sup>188</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 40.

<sup>189</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 180.

<sup>190</sup> Vgl. DWB, Bd. 11, 2502.

<sup>191</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

<sup>192</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 46.

<sup>193</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 72.

zweiten Gespräch ist ein Spruch eingeschoben, der offensichtlich als Platzfüller verwendet wurde.<sup>194</sup>

Jedes Gespräch, mit Ausnahme des sechsten, beginnt mit der gleichen Ausgangssituation. Drei Frauen unterschiedlicher Berufsgruppen, *kuchen mayden*, *junge Dirnen*, *fleisch hackerin*, *Gras meiden* und *Nunnen*, sitzen beisammen und beschäftigen sich mit der Frage nach einem Superlativ, meist aus der Welt der Nahrung. Welches Fleisch ist am zähesten, wenn man es kochen will? Was kann am längsten wachsen in kurzer Zeit? Welches Tier ist am schwersten zu schälen? Welches Tier kann am schwersten tragen? Welches Fleisch ist das edelste? Jede der Frauen antwortet auf die im Raum stehende Frage und schöpft dabei aus der eigenen Erfahrung. Der je dritte Redebeitrag referiert auf das männliche Geschlechtsteil und ist durch die unerwartete Wendung, den Bezug des sexuellen Themas auf die Rahmenbedingungen alltäglicher Gegebenheiten und die damit verbundene Komik, auf eine Pointe<sup>195</sup> ausgelegt. Der offene Verweis auf das Geschlechtsteil, sei es durch Nennung oder Beschreibung, lässt dabei die jeweils zuvor ins Feld geführten Antworten harmlos erscheinen. Es ergeben sich jedoch an mancher Stelle auf Sexuelles auslegbare Mehrdeutigkeiten, wie im Gespräch Nummer 4 auf die Frage nach dem edelsten Fleisch deutlich wird:

*Die erste sprach: «Rephünlein, die fein mürb.  
Der nem ich genug bis ich stürb.  
[...]»  
Die annder sprach: «eines wilden hirschchen,  
Darnach man muß piaffen und pirffenn.  
[...]»  
Die drytte sprach zu den zwayenn:  
«[...]»  
Man Ißt es roch vnd vngefotenn  
Vnd Ißt rauch vnd hat zwen knoten  
Vnd wechft an einem klein schmalen flecklein.  
Das tragen die jungen gefellen zwischen  
Den paynen jn einem ploben fecklein.» (V. 3f., 7f., 11, 15-19)*

---

<sup>194</sup> Inhalt und Funktion des Spruchs wurden in Kapitel 2.4 bereits behandelt.

<sup>195</sup> Die Pointe ist konstitutives Merkmal vieler in Q565 gesammelter Gattungen. Ich schließe mich bei der Verwendung des Begriffs dem Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft an. Im diesem Sinne ist die Pointe eine »komische oder auch geistreich überraschende Wendung«, die aus dem »Effekt der plötzlichen Erkenntnis eines Zusammenhangs zwischen inkongruenten Konzepten« entsteht, vgl. RLW, Bd. 3, S. 115.

Rebhühner gelten unter anderem als unkeusch.<sup>196</sup> Dass das Rätsel Nummer 69 auf Blatt 45v das Huhn Teil eines sexuell aufgeladenen Bildes werden lässt, welches der Rätselsteller erzeugt, bestärkt die Annahme, dass auch das *Rebhühnlein* auf Sexuelles referiert.<sup>197</sup> Der Hirsch gilt als erotisches Symbol und die, im Gespräch durch *paiffen* und *pirfffen* angedeutete, Jagd nach ihm steht für die Spannung der Gewalt zwischen den Geschlechtern.<sup>198</sup> Der direkten sexuellen Beschreibung geht also eine implizite voraus.

Das erste Gespräch weist am Ende eine Ergänzung von Hand B auf. Dieser letzte Vers *Dar vumb Solchs flayfch am aller zechften ifst zuo kochen* (V.19) führt auf die Ausgangsfrage zurück und rechtfertigt so die außergewöhnliche Wahl des letztgenannten Objektes. Die letzte der sechs Redesequenzen weist einen anderen Gesprächsverlauf auf als die vorangegangenen.

*Item: dreÿ Rockenmayd fassen befunder;  
Jr jetliche nam jr für ein wunder.  
Die erfte sprach: «So wundert mich,  
Das mein votz lft elter dann Ich.  
Die hat gewunen einen rauhen part  
Vnd sie doch mit mir geporen wart.»  
Die annder sprach: «liebe Schwester,  
Eins dings wundert mich noch vester:  
Das ein votz kainen poden hat  
Vnd tag vnd nacht voll wasser stat.  
Vnd wasser helt vnd nit rint  
Vnd sie doch niemand mit raiffen pint.»  
Die dritte sprach: «so wundert mich,  
Das mein votz lft junger dann Ich.  
Sie faugt noch ein dutten als gern,  
Als wen einem hunt ein fleisch kann wern.  
Jr faugen macht mich vaißt und faull.  
Sie het heint ein dutten jm maull.»*

Diesmal gibt es keine Ausgangsfrage, die zum Wetteifern anstiftet und ihren Höhepunkt in der dritten, eindeutig sexuellen Antwort findet. Der sexuelle Ton der Gespräche ist hier von Beginn an evident und wird nicht gesteigert. Statt des männlichen wird das weibliche Geschlecht charakterisiert und an manchen Stellen mit Anderem gleichgesetzt, so beispielweise im zweiten Gespräch mit einem Fass ohne Boden. Cyril W. Edwards schreibt dazu: »Hier spielt offensichtlich das Wortspiel *vaz* : *voz* neben dem körperlichen

---

<sup>196</sup>Vgl. DWB, Bd. 14, Sp. 335.

<sup>197</sup>Vgl. Kapitel 3.5.5.

<sup>198</sup> Zur sexuellen Bedeutung des Wortes vgl. MLS S. 184.

Vergleich eine Rolle.«<sup>199</sup> Edwards stellt fest, dass Handwerk und Landarbeit, in unserem Fall ist der Bezug durch die Bezeichnung der Protagonisten (*Rockemaÿdenn*) gegeben, literarisch erotisiert wurden.<sup>200</sup> Von der rein äußerlichen Erscheinung über Eigenschaften hin zum sexuellen Vorgang steigert sich der sexuelle Gehalt des Gesprächs, das von der naiven Verwunderung der Beteiligten über Aussehen und Verhalten ihrer Geschlechtsorgane getragen wird. Die Naivität der Protagonistinnen ist bereits im ersten Gespräch erkennbar und zieht sich durch die gesamte Rede. Auf die Frage nach dem Gegenstand, der am schnellsten wächst, erzählt die dritte, wie es bei einem Streit mit dem Knecht ganz unverhofft zu einem sexuellen Kontakt kam: *Do entpfur mir fein dingk jne die hant plos* (Nr. 2, V. 15). Die Beschreibungen des männlichen Genitals wirken ebenfalls infantil und erzeugen damit eine erotische Naivität: *Das tregt vier feÿten fleisch an feinem kragen / Vnd hinten an feinem halls zwen ers* (Nr. 4, V. 14f.); *Man ißt es roch ungefotenn / Vnd Ift rauch vnd hat zwen knoten / Vnd wechft an einem klein fchmalen flecklein* (Nr. 5, V. 15-17). Die Inkongruenz zwischen naiver Beschreibung des männlichen wie des weiblichen Geschlechts und der Wissen und Erfahrung fordernden Ausgangsfrage der Gespräche führen den Wettstreit ad absurdum.

### 3.2.3 Die Auslegung der Ehe

Die letzte von Hand A niedergeschriebene Rede ist *Die Auslegung der Ehe*. Sie gehört zu den letzten Texten der ersten Hand und ist die einzige Rede, die nicht im Reim verfasst ist. Sie steht zwischen sexuell konnotierter Gebrauchsliteratur und zwei obszönen Rätseln, knüpft jedoch an den Grundton der Rosenplütschen Klagen an. Damit bricht sie sowohl thematisch als auch in Bezug auf ihre Gattung mit den umliegenden Texten.

Der Titel *Außlegung der Ee* verweist auf die Bezeichnungen *altiu ê* und *niuwiu ê* für das alte beziehungsweise neue Testament.<sup>201</sup> Der Redner beschreibt die Etappen der Ehe und orientiert sich dabei teilweise an biblischen Orten. Die Reise führt vom gelobten Land über das Land der Sorge (*Sorgmeina*) und das Land der Armut (*aramatia*) in das Betteland (*Bethleem*). Dort ende gewöhnlich das Leben der Eheleute, es sei denn, es

---

<sup>199</sup> EDWARDS, Erotisierung, S.135.

<sup>200</sup> Vgl. EDWARDS, Erotisierung, S. 126-149.

<sup>201</sup> Vgl. LEXER, Mittelhochdeutsch, S.58.

ende in *Gahleam* oder gar am Galgen.<sup>202</sup> Mit dem Ausspruch *Do behüt vns got vor!* beschließt der Sprecher seine Rede.

Obwohl der Titel einen religiösen Text, eine Predigt, vermuten lässt, ist die Rede, trotz biblischer Verweise, in erster Linie sozial-kritisch. Die Verarmung der Eheleute ist das zentrale Thema. Im Vergleich zu den *15 Klagen* wirkt die hier ausgeführte Darstellung sozialer Missstände schonungsloser. Der unausweichliche Verlauf der Ehe ist nicht nur allgemeingültig geschildert, sondern auch konsequent zu Ende gedacht. Auf Armut folgt Tod. Damit steht diese Rede, wie Kully feststellt, wie schon *Die 15 Klagen* in der Contemptus-Mundi-Tradition.<sup>203</sup> Die Verachtung der Welt und die Vergänglichkeit des Lebens treten hier jedoch stärker hervor als in Rosenplüts Rede. Die gesellschaftlichen und literarischen Auswirkungen durch das Aufkommen des Bürgertums und soziale Umschichtungen, die Rehm ausführlich beschreibt, wird in beiden Reden deutlich.<sup>204</sup> *Die Auslegung der Ehe* zeigt den Verfall der kirchlichen Institution auf.

### 3.2.4 *Der gefundene Ring*

Etwa ein Jahrhundert später entstanden, bewegt sich diese Rede wie auch die *Gespräche dreier Frauen* zwischen Obszönrede und Märe. Zwar in eine Narration eingebettet, steht jedoch die Erörterung eines Problems durch Reihum-Äußerungen im Vordergrund, während der von Fischer als »Vorgang« bezeichnete und als entscheidendes Kriterium gewählte Handlungsverlauf in den Hintergrund tritt.<sup>205</sup>

Ein Mann berichtet davon, wie er in ein Bad kommt, in welchem drei junge und schöne *dirn* sitzen, die einen Ring gefunden haben.<sup>206</sup> Im Wettstreit darum, wer ihn behalten

---

<sup>202</sup> *Bethleem, aramatia, Gahleam* könnten den Orten Bethlehem, Arimathia und Galiläa entlehnt sein. Eine dem Text entsprechende, vermutlich ironische, Bedeutung ließe sich lediglich für Bethlehem ableiten. In der *Auslegung der Ehe* als Bettelland bezeichnet, erhielt Bethlehem seinen Namen aufgrund der Fruchtbarkeit der Region und bedeutet »Haus des Brotes«, vgl. Lexikon zur Bibel, Sp. 223. Ein weiterer Hinweis für eine biblische Ausdeutung ist, dass Bethlehem als Schauplatz vorwiegend im alten Testament genannt wird, Arimathia und Galiläa erscheinen ausschließlich im neuen Testament. Galiläa verweist zudem auf die Hochzeit zu Kana, vgl. Evangelium des Johannes, Kap. 4.

<sup>203</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 40.

<sup>204</sup> Vgl. REHM, Kulturverfall, S. 301-330.

<sup>205</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 72-74.

<sup>206</sup> Die Übersetzung des Begriffs *dirn* ist mit Blick auf die Entstehungszeit des Textes uneindeutig, wenngleich in Bezug auf den Kontext eher von unzüchtigen Frauen ausgegangen werden sollte. Zum

darf, wird der Erzähler zum Streitschlichter auserkoren. Er will den Disput lösen, indem er den dreien die Frage stellt, wer seinem Liebsten am nächsten sei. Diese verdiene den Ring. Offen und anschaulich schildert eine nach der anderen die körperliche Nähe zu ihrem Geliebten. Die erste und jüngste wählt als Maßstab einen Floh, der nicht zwischen beide gelangen könne, so nah reibe sie sich an seinem Geschlecht. Die zweite schildert, wie sie und ihr Liebhaber gemeinsam bereits in einen engen Krug flatulierten.

*Die ander sprach: «fo hörtt mich auch!  
Ich hab auch ein jungen gauch,  
Der ift mir holtt vnd woll gewegen  
Vnd ift auch viell neher gelegen.  
Es füegtt sich eins auf einer kiften,  
Das wir beedte ihn ein engfter fiften.» (V. 25-30)*

Die dritte bezieht die Nähe auf die Intensität des Geschlechtsaktes, die sie vergessen ließ, welche Körperteile die ihren gewesen seien. Auch wenn eine leichte Steigerung der sexuellen Nähe in den Redebeiträgen zu finden sein mag, nicht zuletzt durch das steigende Alter der Rednerinnen impliziert, kürt der männliche Protagonist keine der drei Frauen zur Siegerin. Er lobt ihre sexuelle Offenheit, betont jedoch, dass diese allein in Worten dargestellt wurde. Drauf schlägt er vor, gemeinsam von dannen zu ziehen, um die Angelegenheit weiter zu erörtern.

Nicht nur Ergebnis und Ende der Rede, bereits die Ausgangssituation lässt auf den sexuellen Gehalt schließen. Mit dem Aspekt des Wettstreites und der damit verknüpften Bedingung der Schilderung von Nähe wird der obszöne Verlauf der Revue schnell deutlich. Die bildhaften Berichte der drei Frauen und die Verwendung eines eindeutig sexuell konnotierten Vokabulars belegen diesen Eindruck: *So genau reib ich mich ahn fein wurtzell* (V. 24); *Das wir beedte ihn ein engfter fiften* (V. 30);<sup>207</sup> *Das wir nicht wuften, wo wirs anfangen, / Vor welchem arß die hodten hiengen* (V. 39f.) – das sind die Resultate des Wettstreites um die Nähe zum Geliebten.

---

Bedeutungswandel des Wortes *dirne* vgl. DWB, Bd. 2, Sp. 1185f. Bereits hier klingt ein ironischer Unterton an, wenn jene Frauen von zweifelhafter Moral um ein Symbol von Bindung und Ehre streiten.

<sup>207</sup>MÜLLER nennt in seiner Untersuchung zum Nürnberger Fastnachtspiel ein Beispiel, in welchem ebenfalls beide Partner so eng beisammen sind, dass sie in ein Gefäß flatulieren. Das Skatologische tritt laut ihm dabei in den Hintergrund und verweist eher auf den Koitus, da die Protagonisten »ihre Ani so nahe zusammenbringen [...], dass sich ihre Genitalien mindestens ebenso nahe kommen«, J. MÜLLER, Schwert, S. 158.

Fischer definiert die Gattung Obszönrede als einen in die Form der Rede gefassten Sexualscherz.<sup>208</sup> Im Falle des *Gefundenen Rings* liegt der Scherzcharakter in der Interpretation der drei Rednerinnen von Nähe und ihrer unverschleierte Ausführung. Wie bereits in den *Gesprächen dreier Frauen* liegt in der Offenheit und Selbstverständlichkeit, mit welcher sie von ihren Liebesabenteuern berichten, eine Naivität, die Teil der Erzeugung von Komik ist. Inhaltlich ist der Kern beider Reden die naive Thematisierung des Obszönen durch die jeweilige Sprecherin, die über eine zu Beginn angeführte Aufgabenstellung beziehungsweise einen Wettstreit gerechtfertigt wird. Strukturell zeichnen sich beide Reden durch ihre Dreigliederung aus, die zunehmend ins Obszöne gesteigert wird. In beiden Fällen ist die Auflösung des Wettstreites nicht Ziel – in den *Gesprächen dreier Frauen* wird kein Sieger bestimmt, im Falle des *Gefundenen Rings* wird die Auflösung explizit vertagt. Der Wettbewerb dient lediglich als Antrieb zur Steigerung des Darlegens von Obszönitäten. Damit erinnern die Reden an Heinrich Kaufringers Erzählung *Drei listige Frauen*.<sup>209</sup> Der Streit um einen übrig gebliebenen Heller beim Eierverkauf veranlasst drei Frauen zu einem Wettstreit darüber, welche ihren Ehemann am stärksten überlisten kann. Nachdem der Erzähler die Grausamkeiten, die den drei Männern daraufhin durch ihre Frauen widerfahren, geschildert hat, lässt er den Ausgang des Wettstreites offen mit den Worten:

*nun wolt ich gern wissen das  
 wölhe iren man nun bas  
 betrogen und gelaichet hiet.  
 [...]  
 des waiß ich selb nit sicherlich. (V. 551-553, 559)<sup>210</sup>*

Die inhaltlichen wie strukturellen Ähnlichkeiten des *Gefundenen Rings* zu den *Gesprächen dreier Frauen* verleiten dazu, die früher aufgenommenen *Gespräche dreier Frauen* als Impulsgeber für die spätere Rede zu vermuten. Der Wettstreit dreier Frauen um einen gefundenen Ring findet sich allerdings auch in den *Drei buhlerische Frauen* wieder, einem Text aus dem 14./15. Jahrhundert.<sup>211</sup>

---

<sup>208</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 45.

<sup>209</sup> Aufgrund der zeitlichen Einordnung des Schaffens Kaufringers ins 15. Jahrhundert, vgl. SAPPLER, Kaufringer, S. VIII, kann dieses Märe dem Autor des *Gefundenen Rings* bekannt gewesen sein.

<sup>210</sup> SAPPLER, Kaufringer, S. 130.

<sup>211</sup> Im Verfasserlexikon ist dieser Text als Schwank bezeichnet und mit dem Hinweis versehen, dass *Der gefundene Ring* eine »kurze, derbere Version« sei, vgl. VL, Bd. 2, Sp. 224-226.

### 3.2.5 *Die Bauernmagd*

Wie schon vorangestellt wurde, schließt *Die Bauernmagd* sowohl in der Handschrift als auch in Bezug auf Gattung und Charakter an den *Gefundenen Ring* an. Diese, von derselben Hand aufgeschriebene Obszönrede ist mit 16 Versen um etwa zwei Drittel kürzer als ihr Vorgänger. Fischer, der den *Gefundenen Ring* im Anhang seiner Märensammlung abgedruckt hat, nimmt auch *Die Bauernmagd* als »einen Text ähnlicher Art« in diesem Zusammenhang auf.<sup>212</sup>

Wiederum beginnt der Ich-Erzähler und bettet die Rede in eine Situation ein. Auf einer Wiese begegnet der Sprecher einem Bauernmädchen und nutzt die Gelegenheit, um nach dem Weg in ein Dorf zu fragen. Der Name des Dorfes, *futbach [...]*, / *[...] ihm landt bey dreckbach* (V. 4f.), veranlasst die Gefragte zu einer ausfälligen Reaktion: *Kom hehr vnd stoß mir die zung ihn ars, / So hengt dir die Nafen mitte ihns dorff* (V. 10f.). Der Gedeimütigte zieht darauf schweigend davon, in einem inneren Monolog auf das Mädchen und die Welt schimpfend.

Von der zunächst als unverfänglich erscheinenden Frageabsicht des Erzählers ausgehend, ist seine Empörung über die weibliche Verdorbenheit ein logischer Schluss. Doch die Sexualmetaphorik ist bereits in der Frage überdeutlich, die eine Aufforderung zum Geschlechtsverkehr darstellt und eine ebenbürtige Antwort erhält. Die sexuelle Naivität der Frau, die bisher zur Belustigung beigetragen hat, fehlt hier völlig, wird vielleicht sogar ins Gegenteil verkehrt. Die Protagonistin tritt in der Rolle der sexuell Fordernden auf. Während das Angebot des Mannes seine sexuellen Wünsche offenbart, ist die Aufforderung der Frau auf ihre sexuelle Befriedigung ausgelegt. Dieser Verlauf ist nicht nur für den Erzähler, sondern auch für den Rezipienten unerwartet. Die Komik der Rede liegt neben der offensichtlichen Sexualmetaphorik in eben dieser Wendung.

---

<sup>212</sup> Vgl. FISCHER, Mären, S. 553.



### 3.2.6 Die Nutzerspuren dieser Texte

Auf Blatt 14r sind erstmals Hervorhebungen von Textteilen durch rote Tinte zu finden, die im Folgenden mehrfach in der Weimarer Handschrift auftauchen. Im ersten Gespräch der *Gespräche dreier Frauen* sind drei Verse des dritten Redebeitrags unterstrichen. Es sind jene, in denen das Geschlechtsteil des Mannes genannt wird: *Do sprach die dritte: «eines mannes schnabell, / ein spann gewachsen unter seinem nabel, / der bedarff zue fiden die groften vnrrwe* (V. 13-15.) Die darauffolgende Beschreibung ist ohne Markierung. Am rechten Rand der betreffenden Verse steht ein *N* für Nota. Der Nutzer wollte diese Stelle folglich nicht nur hervorheben, sondern sie sich merken. Der an das erste Gespräch anschließende obszöne Spruch ist vollständig unterstrichen und zudem mit einer Schlangenlinie am rechten Rand versehen. Im weiteren Verlauf weisen alle Gespräche der Rede an ähnlichen Stellen Markierungen auf. Im zweiten Gespräch sind es die letzten fünf Verse, in denen die dritte Rednerin von ihrer Erfahrung mit dem Genital des Knechtes berichtet:

*Ich schympfet hewt mit vnnerm knecht,  
Do entfur mir fein dingk jne die hant plos.  
Das wuchs darinnen so lang vnd gros,  
Het ichs ein stund gehabt bey dem zaum,  
Es wer gewachsen gröffer dann ein wißpaum.* (V. 14-18)

Im dritten Gespräch sind es zwei Verse, in welchen des *mannes zagell* in Beziehung zur Ausgangsfrage gesetzt wird: *So wais ich, das eines mannes zagell / Zue schinden bedarff das lengft zill* (V. 14f.). Im vierten und fünften Gespräch sind die Geschlechtsbeschreibungen hervorgehoben.<sup>213</sup> Das fünfte trägt darüber hinaus noch eine weitere Unterstreichung. Zu Beginn des ersten Redebeitrags ist das Wort *Rephünlein* unterstrichen. Diese Markierung fällt, trotz der sexuellen Konnotation des Wortes, aus dem bisherigen Muster, in welchem der Fokus der Markierungen auf die Rede der dritten Frau, genauer auf Bezeichnung und Beschreibung von männlichen Geschlechtsteilen, gerichtet war.

---

<sup>213</sup> Im fünften Gespräch endet die Unterstreichung mitten im Vers. Allerdings scheint hier lediglich die Tinte nachgegeben zu haben, wie sich am Original nachvollziehen lässt.

Es liegt zunächst die Vermutung nahe, dass die, meist am Ende einer jeden Rede ausgeführten, Unterstreichungen weniger auf die Obszönität der Beiträge gerichtet sind, als vielmehr die jeweilige Pointe kennzeichnen sollen. Die Nutzerspuren des letzten Gesprächs widerlegen diese Vermutung. Hier finden sich in jedem Gesprächsteil Unterstreichungen. Die Reden der ersten und der zweiten Frau bedienen sich der Bezeichnung *votz*. Der jeweilige Vers, in welchem Verwunderung über besagtes Geschlecht ausgedrückt wird, ist unterstrichen. Der dritte Beitrag ist ausgreifender markiert. Die Einleitung, Nennung und Verwunderung über das Genital weist keine Unterstreichung auf. Erst die Beschreibung des Saugens, die sich über die letzten vier Verse erstreckt, ist hervorgehoben.<sup>214</sup>

Letztlich stehen die markierten Stellen fast ausschließlich in Bezug zu obszönen Inhalten. Nennung und Beschreibung von Genitalien sind in jedem Gespräch zum Teil oder vollständig unterstrichen. Die einzige davon abweichende Unterstreichung ist die des Wortes *Rephünlein*. Besondere Aufmerksamkeit haben der dritte Beitrag des ersten Gesprächs und der eingeschobene Spruch erhalten. Hier wurden mehrere Formen des Hervorhebens gewählt. Alle Markierungen wurden mit roter Tinte vorgenommen, allerdings einer schwächeren als der, die für die Rubrizierungen genutzt wurde. Es scheint sich nicht um dieselbe Tinte zu handeln, was eine spätere, dem Schreiber nicht zuzuordnende Spur bedeuten könnte. In den anderen Reden sind keine Nutzerspuren sichtbar.

### 3.2.7 Zusammenfassung

Die *Gespräche dreier Frauen* stehen in Bezug auf die Nutzerspuren den anderen Reden entgegen. Gemäß ihrer Redeform und inhaltlichen Charakteristik ähneln sie der Rede *Der gefundene Ring*. Gleich der *Bauernmagd* weisen beide Reden eine sexuelle Thematik auf und stehen an der Grenze zwischen Obszönrede und Märe. Die Nähe der im 15. Jahrhundert niedergeschriebenen *Gespräche dreier Frauen* zu den im

---

<sup>214</sup> KULLY vermerkt im Apparat ihrer Edition nur die Unterstreichung der Verse 15 und 16, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 84. Doch auch die beiden darauffolgenden Verse sind unterstrichen.

16./17. Jahrhundert entstandenen Texten deutet auf die Intention hin, die Sammlung ihren Anfängen entsprechend fortzuführen.

Im Gegensatz dazu bedienen sich die Reden *Die 15 Klagen* und *Die Auslegung der Ehe* sozial-kritischer Themen. Beide klagen über den Verfall existentieller Sicherheit, beispielsweise im Rahmen der Institution Ehe. Rosenplüts Rede zeigt dabei ein breites Spektrum an Missständen im bürgerlich-städtischen Milieu auf. Seine Klagen beschreiben Situationen und Verhaltensweisen, ohne die Konsequenzen aufzuzeigen. So kritisieren Eheleute Verschwendung und Vernachlässigung am anderen. Das Resultat der ehelichen Zwiste ist jedoch nicht aufgeführt. Demgegenüber entwickelt *Die Auslegung der Ehe* ein Szenario, das den Verfall der Institution bis in die letzte Konsequenz schildert – Tod in Armut oder durch Galgen. Damit steht diese Rede stärker in der Tradition des Contemptus Mundi als *Die 15 Klagen*. Die Grausamkeit irdischen Lebens, deren logische Quintessenz die Weltflucht sein muss, wird hier klar herausgestellt. Dennoch ist, wie auch in den *15 Klagen*, der Wunsch erkennbar, das dem gesellschaftlichen Umbruch zum Opfer fallende ethische wie soziale Ideal aufrechtzuerhalten.<sup>215</sup> Die Zielführung der Rosenplütschen Rede ist dabei jedoch deutlich in einem didaktischen Anspruch verankert und folglich nicht durch die Abkehr vom Weltlichen gekennzeichnet. Die Zuordnung zur Tradition des Contemptus Mundi, wie Kully sie vornimmt, ist daher kritisch zu betrachten.

Die gesellschaftliche Kritik und ihr belehrender wie verächtlicher Ton sind in den später gesammelten Reden nicht mehr anzutreffen. Sozialkritische Reden wurden allein von der ersten Hand festgehalten, im Gegensatz zu den obszönen Reden, die mit späteren Sammlerinteressen weiterhin Eingang in Q565 fanden. Mit den Inhalten scheint auch eine Zugehörigkeit zu einem sozialen Umfeld einherzugehen. Selbst wenn dieses nicht immer explizit genannt wird, verweisen zwei der Obszönreden, die *Gespräche dreier Frauen* und *Die Bauernmagd*, auf ein dörfliches Milieu, während die sozial-kritischen Texte eher dem städtischen Kontext entlehnt sind.<sup>216</sup>

---

<sup>215</sup> Zur spätmittelalterlichen Didaktik und den genannten Bemühungen vgl. REHM, Kulturverfall, S. 303.

<sup>216</sup> Bei Rosenplüt ist dies bereits biographisch erkennbar, in seiner Rede zudem durch die Benennung des im städtischen Bürgertum zu verortenden Personals. *Die Auslegung der Ehe* gibt wie auch *Der gefundene Ring* keine Hinweise auf den lokalen Kontext.

Die Ordnung der Texte in der Handschrift zeigt dagegen ein recht heterogenes Bild. *Die 15 Klagen* haben, wie eingangs erwähnt, aufgrund der Verfasserschaft Anschluss an die umliegenden Texte. Die *Gespräche dreier Frauen* schließen an die Klagen an, was zu einem inhaltlichen Bruch führt, jedoch Kontinuität in der Textsorte zeigt. Die späten Obszönreden stehen ebenfalls beieinander und folgen auf einen weiteren als obszön zu kennzeichnenden Text. Lediglich *Die Auslegung der Ehe* hat keinen Anschluss an die vor- und nachstehenden Texte. Als einer der letzten Texte der ersten Hand steht er in Bezug auf Inhalt, Verfasserschaft und Textsorte separat. Allerdings kann anhand der inhaltlichen Verschlüsselung durch sprachliche Metaphorik eine Verbindung zur Gattung der Rätsel gezogen werden und somit zu den beiden auf die Rede folgenden Texten. Die Nähe dieser Rede zu den Räseltexten wird erst durch die räumliche Reichweite deutlich. Auf *Die Auslegung der Ehe* folgt unmittelbar ein Rätsel. Länge der Texte und inhaltliche Verschlüsselung sind in jedem Falle gemeinsame Merkmale.

### 3.3 Das Fastnachtspiel

Das Ende der Rosenplütschen Texte im Weimarer Codex bildet das Fastnachtspiel *Vom Papst, Cardinal und von Bischöfen* (KF 78)<sup>217</sup>. Es folgt auf das Märe *Die Wolfsgrube* und steht so teils unmittelbar, teils mittelbar in Gesellschaft der anderen Rosenplüt-Werke.<sup>218</sup> Neben der Überlieferung in Q565 ist es im Münchner Cgm 714 und im Wolfenbütteler Cod. 76.3. Aug. 2<sup>o</sup>, hier allerdings unvollständig, tradiert.<sup>219</sup> Gerd Simon vermerkt, dass die Fassung in Q565 der Wolfenbütteler Handschrift sehr nahe steht, allerdings nicht unmittelbar von ihr abhängt.<sup>220</sup>

---

<sup>217</sup> Entsprechend der Textnummerierung der Edition ADALBERT VON KELLERS, vgl. KELLER, Fastnachtspiele Bd. 1, S. 642-647.

<sup>218</sup> Im umfangreichen Oeuvre der Fastnachtspiele unter der Verfasserschaft des Dichters sind laut KULLY lediglich zwei politische Spiele zu finden. Beim zweiten politischen Spiel handele es sich um die *Türkenfastnacht*, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 42. REICHEL nennt weitere Spiele, vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 162. STUPLICH führt einen ganzen Kanon an politischen Spielen auf, vgl. STUPLICH, Fastnachtspiel, S. 166.

<sup>219</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

<sup>220</sup> Vgl. G. SIMON, Fastnachtspieltradition, S. 18.

Die Einführung in KF 78 durch den Herold<sup>221</sup> lässt bereits einen brisanten Verlauf vermuten: Geistliche wie weltliche Vertreter machtpolitischer Positionen werden ihrer hierarchischen Ordnung entsprechend eingeführt. Papst, Kaiser, König, Kardinäle, Fürsten, Bischöfe, Grafen, Ritter und Knechte kommen zusammen, um, wie es der Herold ausdrückt, *all fach schlecht [zu] machen* (V. 10).<sup>222</sup> Dem Publikum, so der Herold, könne das jedoch zum Lachen gereichen. Nun folgen die einzelnen Beiträge der Anwesenden. Ein Ritter beginnt, richtet das Wort an den Papst und schildert die Situation der Armen, nicht ohne Kritik am Tun der Geistlichen zu üben. Darauf wendet sich der Papst mit diesem Missstand an den Bischof und stellt die Ausübung seines Amtes in Frage. Jener ergreift das Wort und schiebt die Schuld an Kriegstreiberei, Ausbeutung der Armen und fehlender Hilfeleistung auf die Fürsten. Hier lässt, laut Brigitte Stuplich, Rosenplüt das wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis der beiden Gruppen erkennen.<sup>223</sup> Der Kardinal bringt daraufhin den Kaiser ins Spiel, der das Unrecht beheben soll. Der König wiederum bittet den Kaiser einzugreifen, um das Rauben und Morden der Fürsten auf Kosten der Armen zu unterbinden. Der Graf spricht für die Armen und schildert seine eigene Situation, die Vertreibung vom eigenen Land. Demnach ist der Adel von der Willkür Höhergestellter nicht ausgenommen.<sup>224</sup> Der Kaiser beschuldigt den Herzog als Kriegstreiber, der seine geistlichen Orden verwaissen lasse. Der Herzog ist der erste, der Stellung zu den Anschuldigungen und zur Ausbeutung bezieht: *Die pauren vnd die stet, die wurden zu reich, / Ließ wir sie fitzenn Fridenntleich* (V. 106f.). Seine Ausführung kommt allerdings keinem Schuldeingeständnis gleich. Er sieht sein Handeln im Recht und in der Ausübung seiner Pflichten begründet. *Der dem kayser das schwert tregt* bringt ein weiteres Argument ins Spiel. Der durch Frieden gewonnene Wohlstand würde über Steuereinnahmen zur Obrigkeit zurückfließen. Dieser Aspekt bewegt den Ritter dazu, erneut anzuheben. Der Frieden sei zu gefährlich für den Adel, da die unteren Schichten Möglichkeit und Mittel zur Meuterei gegen die oberen Stände nutzen könnten. Hier stellt sich die Frage, ob es sich um denselben Ritter handelt, der zu Beginn des Spiels die Klage der Armen vorgetragen hat. Die Ambivalenz der Redebeiträge ist in jedem Fall

---

<sup>221</sup> Der sonst als Einschreier bezeichnete, wird im höfischen wie politischen Bereich als Herold vorgestellt. Zudem erweist sich die Figur dieser Nennung in der Regel stärker dem Stück zugehörig, vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 208.

<sup>222</sup> *Schlecht machen* kann im Sinne von (etwas Verfehltes) »einrenken« verstanden werden, vgl. GÖTZE, Frühneuhochdeutsches Glossar, S. 189.

<sup>223</sup> Vgl. STUPLICH, Fastnachtspiele, S. 173.

<sup>224</sup> Vgl. STUPLICH, Fastnachtspiele, S. 173.

augenscheinlich. Führt der Ritter zu Beginn als Stimme der Armen die soziale Problematik in das Spiel ein, wendet er sich letztlich gegen die schwächer Gestellten. Victor Michels sieht im Widerspruch der Figur oder Figuren des Ritters die Vollendung der Satire: »der, welcher zuerst das Wort für die Unterdrückten führte, wird ihr Gegner in dem Moment, wo er sich selbst bedroht sieht.«<sup>225</sup> Am Ende meldet sich der Narr zu Wort und legt Verhalten und Absichten des Adels offen. Dass gerade der Narr unverhüllt Kritik äußert und laut Werner Lenk mit seiner Äußerung die Achillesferse des Adels, nämlich das Geld, trifft, schmälert nicht die Brisanz des Stoffes.<sup>226</sup> Dennoch erinnert es an den freimütigen, ausgelassenen Kontext der Fastnachtspiele, in welchem sich das politische Stück sicher bewegen konnte. Der Narr als Weiser, der die wahren Umstände erkennt, steht ganz im Sinne der Fastnachtspieltradition, da hier die »Verkehrung der Welt«, von Simon als Prinzip der Fastnachtspiele postuliert, deutlich wird.<sup>227</sup> Auch Cramer sieht den satirischen Charakter des Narren, indem er ihn als Außenseiterfigur beschreibt, die »Ordnung als Borniertheit, Weisheit als Narrheit und Werte als Konventionen entlarvt.«<sup>228</sup> Mit dem Vorschlag des Ritters, den Narren dafür vom Hof zu jagen oder zu ertränken, schließt das Spiel. Ein *annder Herolt* entlässt das Publikum mit dem Hinweis darauf, dass ihre Sache nicht gelöst, sondern aufgeschoben wurde.

Brigitte Stuplich kritisiert an dieser Stelle, dass der Epilog in seiner Harmlosigkeit der inhaltlichen Brisanz des Spiels nicht gerecht werde.<sup>229</sup> Die Vertagung als Schlusselement findet sich allerdings in zahlreichen Spielen, besonders in Gerichtsspielen, wie Eckehard Catholy feststellt. Neben dem inhaltlichen Aspekt gebe sie die Möglichkeit, auf eine Aufführung im folgenden Jahr zu verweisen.<sup>230</sup>

Das Verschleppen und Vertagen der angesprochenen Problematik deutet sich schon am Beginn des Stücks *Vom Papst, Cardinal und von Bischöfen* im Rahmen der Schuldfrage an. Der aufgetragene Missstand wird zwar nicht in Frage gestellt, negiert oder verschleiert, doch die Schuld daran durch alle beteiligten Instanzen gereicht. Erst Herzog und Ritter stellen sich der Anklage, indem sie das Verhalten des Adels rechtfertigen. Am Ende ist es

---

<sup>225</sup> Vgl. MICHELS, Studien, S. 190.

<sup>226</sup> Vgl. LENK, Fastnachtspiel, S. 90.

<sup>227</sup> Vgl. E. SIMON, Fastnachtspiele, S. 117.

<sup>228</sup> Vgl. CRAMER, Geschichte, S. 278.

<sup>229</sup> Vgl. STUPLICH, Fastnachtspiele, S. 179.

<sup>230</sup> Vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 200.

ausgerechnet der Narr, der die Zusammenhänge erkennt, offenlegt, dem Adel den Spiegel vorhält und dafür bezahlen muss. Reichel spricht von einer schonungslosen Darstellung der Adelsfeindschaft, wie sie in den politischen Sprüchen Rosenplüts nur verdeckt zu finden sei.<sup>231</sup> Der Dichter bediene sich in diesem Spiel einer Polemik und Satire, wie sie zu Zeiten von Folz und Sachs nicht denkbar gewesen wäre.<sup>232</sup> Wolfgang Spiewok postuliert, dass die Schärfe des Spiels das Maß literarischer Satiren bei Weitem übersteige.<sup>233</sup> Stuplich erkennt darin die revolutionäre Aufforderung, sich des Adels zu entledigen,<sup>234</sup> während Reichel betont, der Autor rufe nicht zur gewaltsamen Veränderung der Verhältnisse auf.<sup>235</sup> Neben dem klar formulierten Rat des Narren, den Adel nicht länger finanziell zu stützen,<sup>236</sup> liegt im vom Ritter entworfenen Schreckensszenario der Vertreibung des Adels durch die Bauern durchaus eine Handlungsanweisung verborgen. Nach Reichel bietet bereits die Beschreibung der sozialen Ungerechtigkeit gegenüber Bürgern und Bauern politischen Zündstoff.<sup>237</sup>

Thematisch lässt sich eine Verwandtschaft zu Rosenplüts Rede *Die 15 Klagen* feststellen. Die Themen Habgier, Korruption, Ausbeutung, die in ähnlicher Weise im KF 78 dargestellt sind, werden ebenfalls durch das entsprechende Personal vorgetragen, ohne dass der Dichter eine Handlungsanleitung daraus entwickelt. Beide Texte verdeutlichen den Verfall des Wertesystems durch eine Vielzahl an Sprechern unterschiedlicher Stände. In den *15 Klagen* kommen ausschließlich die Betroffenen zu Wort, das Fastnachtspiel hingegen entwickelt die Problematik über Positionen der Verantwortlichen. Dabei versteht es der Dichter, die hierarchischen Verhältnisse und Beziehungen im Rahmen des Spiels aufzuzeigen.

Beide Perspektiven sind ausschließlich in ernstem Ton vorgetragen. Selbst der Narr im KF 78 verzichtet auf jegliche Art von Komik, obgleich zu Beginn der Herold auf das Lachen des Publikums spekuliert: *Gefchicht das, fo müg wir alle wol frolich lachen* (V. 11). Stuplich geht daher von einem Publikum aus, das nicht nur mit dem sozialen und

---

<sup>231</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 215.

<sup>232</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 162.

<sup>233</sup> Vgl. SPIEWOK, Fastnachtspiel, S. 62.

<sup>234</sup> Vgl. STUPLICH, Fastnachtspiele, S. 172. Auch Lenk spricht vom Aufruf zum Boykott, vgl. LENK, Fastnachtspiel, S. 90.

<sup>235</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 219.

<sup>236</sup> STUPLICH verweist an dieser Stelle darauf, dass dieser Aufruf dem finanzkräftigen Bürger gelte, da die sozial schwach Gestellten weder verleihen noch kaufen können, vgl. STUPLICH, Fastnachtspiele, S. 176. Bauern und Bürger gehören demnach beide zu den Betroffenen.

<sup>237</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 219.

politischen Hintergrund Nürnbergs Mitte des 15. Jahrhunderts vertraut gewesen sein muss, sondern auch aufgeschlossen gegenüber der ernsthaft prononcierten Thematik, die typische Unterhaltungselemente wie Derbheit und Pointen entbehrt. Sie verweist in diesem Zusammenhang auf Thomas Habels Untersuchung zur Nutzung von Fastnachtspielen.<sup>238</sup> Habel vermutet neben der Aufführungspraxis der Spiele einen Gebrauch als Lesetexte. Er betont die weniger aufwändige Gestaltung der Überlieferungsträger, die auf die private Lektüre schließen lassen.<sup>239</sup> Klaus Ridder, Rebekka Nöcker und Martina Schuler nehmen ebenfalls an, dass die in Sammelhandschriften tradierten Spiele nicht die Textgrundlage für Aufführungen bildeten, sondern zum Lesen gedacht waren und für die Praxis Abschriften erstellt wurden.<sup>240</sup>

Aufgrund seiner politischen wie sozialkritischen Thematik gehört KF 78 ohnehin einer recht kleinen Gruppe an Spielen an. Der Großteil der überlieferten Stücke zeichnet sich durch ausgelassene, pointierte Darstellung von Derbheiten und Obszönitäten aus.<sup>241</sup> Lenk spricht am Beispiel des KF 78 von der charakterlichen und sinngebenden Veränderung des Fastnachtspiels:

»Ein solches Spiel, in der Mitte des Jahrhunderts geschaffen, macht deutlich, daß das Fastnachtspiel bereits zu dieser Zeit deutlich als Dichtung ausgeprägt war und daß es als solche seiner eigenen Gesetzlichkeit nachging, sich sogar von dem Charakter der Fastnacht als einem Fest fröhlicher Ausgelassenheit entfernt hatte, daß es damit auch aus dem Bereich des Grobianismus zu kultivierter Gestaltung und Sinngebung fortgeschritten war.«<sup>242</sup>

---

<sup>238</sup> Vgl. STUPLICH, Fastnachtspiele, S. 185; zum historischen Hintergrund und Bezug des Spiels vgl. STUPLICH, Fastnachtspiele, S. 174f.

<sup>239</sup> Vgl. HABEL, Zeugniswert, S. 130f.

<sup>240</sup> Die Besitzer von Fastnachtspielsammlungen werden von den Autoren zum wohlhabenden Nürnberger Stadtbürgertum gezählt, was unter anderem die aufwendig gestalteten Sammelhandschriften andeuten, vgl. RIDDER u.a., Spiel, S. 204. Die These der Lesetexte kann durch die Argumentation Lenks gestützt werden. Er plädiert für die Anerkennung des Fastnachtspiels als literarisches Genre, das nicht allein brauchtümlichen Veranstaltungen zuzuordnen, sondern als Dichtwerk zu verorten ist. Unter anderem seien Quellennachweise und intertextuelle Bezüge Argumente für den literarischen Stellenwert, vgl. LENK, Fastnachtspiel, S. 109.

<sup>241</sup> Vgl. LLM S. 217f. CATHOLY nennt Obszönität als hervorstechendstes Merkmal der Fastnachtspiele, vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 232.

<sup>242</sup> LENK, Fastnachtspiel, S. 88-89.



Röcke hingegen verwahrt sich gegen die thematische Unterscheidung in Hinblick auf die Funktion der jeweiligen Spiele. In allen Fällen sieht er das entscheidende Merkmal in der Darstellung von Brüchen und Spannungen der Gesellschaft.<sup>243</sup>

Formal wie inhaltlich sind die Stücke, sofern für die Aufführung gedacht, an ihre Umgebung und den Kontext der Aufführung gebunden.<sup>244</sup> Das politische Spiel mag folglich, lässt man die von Stuplich genannte Toleranz als Voraussetzung außer Acht, auf den ersten Blick im Sinne eines Lesetextes besser zu nutzen gewesen sein. Glenn Ehrstine untersucht den kommunikativen Raum der Spiele und kommt zu einem anderen Schluss. Er stellt fest, dass dieser Raum sich bereits über den Inhalt erschließt. Ihm zufolge wurden Spiele mit einer politischen Thematik auch im öffentlichen Raum, wie beispielsweise dem Marktplatz, vorgetragen, während in Wirts- und Privathäuser familiäre Themen angesiedelt waren.<sup>245</sup>

Formal kann das Spiel *Vom Papst, Cardinal und von Bischöfen* dem Reihenspiel zugeordnet werden. Keine Handlung, sondern die aufeinanderfolgenden Reden der auftretenden Personen stehen im Vordergrund. Ein sich schließender Handlungsverlauf ist nicht erkennbar. Dieser Typus des spätmittelalterlichen Fastnachtspiels, der im Kontrast zum Handlungsspiel steht, ist in zahlreichen Spielen des Nürnberger Raums vertreten.<sup>246</sup> Allerdings sieht Catholy eine Einordnung von KF 78 in Reihen- oder Handlungsspiel als problematisch an, da es nicht ausdrücklich als Fastnachtspiel bezeichnet wird, keine Verweise auf die Fastnachtzeit enthält und keine Abhängigkeit zu anderen Spielen aufweist. Allein Formmerkmale und gemeinsame Überlieferung mit anderen Spielen im Wolfenbütteler Cod. 76.3 Aug. 2<sup>o</sup> rechtfertigen eine Zuordnung.<sup>247</sup>

---

<sup>243</sup> Vgl. RÖCKE, Gengewelten, S. 422.

<sup>244</sup> Vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 229.

<sup>245</sup> Vgl. EHRSTINE, Aufführungsort, S. 86.

<sup>246</sup> Vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 143. Er verweist zudem darauf, dass Rosenplüt fast ausschließlich Reihenspiele verfasst hat, und ordnet KF 78 darunter, vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 233, 236. Laut GLIER ist die Aufteilung in Reihen- und Handlungsspiel für die Rosenplütschen Spiele wenig brauchbar, da die Zahl der Handlungsspiele zu gering ist. Zudem markieren beide Kategorien Außenpunkte, zwischen denen sich eine Vielzahl an Formen entfaltet, vgl. VL, Bd. 8, Sp. 219. Dies lässt sich auch an KF 78 erkennen. Obwohl hier keine Handlung im Vordergrund steht, findet die Erörterung eines Sachverhaltes statt. Die Redebeiträge sind nicht in sich geschlossen, sondern stehen in Bezug zueinander. Damit kann nicht von einem Reihenspiel im eigentlichen Sinne gesprochen werden.

<sup>247</sup> Vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 299f.

### 3.4 Die Sprüche

In der gesamten Handschrift finden sich unterschiedliche Arten von Sprüchen, einzeln oder in Gruppen. Auch hier soll der Aufteilung Kullys gefolgt werden, die in Abgrenzung zu Fischer alle kurzen, bis zu acht Versen langen, sprichwortartigen Gedichte zu dieser Gattung zählt.<sup>248</sup> Die hier vorliegenden Texte sind, bis auf wenige Einzeiler, ausschließlich im Paarreim gehalten. Obgleich diese kurzen Sentenzen in vielen Teilen der Sammlung auftauchen, wurden sie von wenigen Händen geschrieben. Innerhalb der *Gespräche dreier Frauen* steht ein separater Spruch, von der ersten Hand verfasst. An das erste Gespräch angefügt, scheint er als Platzfüller verwendet worden zu sein. Die Hand deutet auf eine zeitnahe Einsetzung hin. Aufgrund seines obszönen Gehalts fügt sich der Text inhaltlich gut in die Rede ein.

In Anschluss an diese folgt ein Spruchkomplex, von Kully mit »Priameln und Sprüche« überschrieben.<sup>249</sup> Das Priamel ist eine Untergattung des Spruchs.<sup>250</sup> Ein Großteil der in dieser ersten Gruppe zusammengetragenen Sprüche ist, bis auf wenige Ausnahmen am Ende, auch in anderen Handschriften überliefert. Der Münchener Cgm 713 und 714, die Nürnberger Hs 5339a, der Wolfenbütteler Cod. 2.4 Aug. 2<sup>o</sup> und der Leipziger Codex Ms 1590 haben mehr als zehn Sprüche aufgeführt. Die meisten, insgesamt 19, finden sich im Münchener Cgm 713.<sup>251</sup> Dieser erste Spruchkomplex ist der einzige, der Parallelüberlieferungen besitzt.

Auf den Komplex folgt Rosenplüts Märe *Die Wolfgrube* und sein Fastnachtspiel. Im Anschluss daran steht ein weiterer Spruchkomplex. Wenige Sprüche finden sich in der nachstehenden Gruppe von Rätseln. Der erste folgt bereits an zweiter Stelle des Rätselkomplexes und ist optisch nicht gegenüber anderen Texten hervorgehoben.

---

<sup>248</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 41. FISCHER verwendet den Begriff Kurzgnomik und setzt ihn aufgrund der thematischen Gleichartigkeit trotz der sentenzenhaften Verknappung mit der »weltlich- (bzw. geistlich-) didaktischen Rede« gleich, vgl. FISCHER, Studien, S. 37. Fischers Terminus »Kurzgnomik« ist tautologisch, wenn man der Definition von Gnomen im Sinne von Orientierungs- und Erfahrungswissen, dass allgemeingültig und sentenzartig vorgebracht ist, folgt, vgl. RLW, Bd. 1, S. 732. Auf die umfangreiche Gattungsdiskussion sowie auf den Versuch einer Definition oder Eingrenzung des Begriffs Spruch wird verzichtet. Es wird jedoch angenommen, dass die hier gesammelten Verse als sprichwortartig bezeichnet werden und so dem Bereich Sprechspruch, wie unter anderem SCHNEIDER ihn versteht, zugeordnet werden können, vgl. H. SCHNEIDER, Spruchdichtung, S. 134-140.

<sup>249</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 85.

<sup>250</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 41.

<sup>251</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

Rahmenelement und Verszahl stimmen mit den angrenzenden Rätseln überein. Erst durch das Rezipieren des Textes wird aufgrund der fehlenden Rätselfrage deutlich, dass hier kein Rätsel vorliegt.<sup>252</sup> Die anderen drei Sprüche, die sich in dieser Gruppe befinden, fallen aufgrund ihrer Kürze auf und dadurch, dass sie anders als die restlichen Texte eingerückt sind. Auffällig ist, dass sich diese Sprüche ausschließlich am Ende einer Seite oder eines Blattes befinden. Sie scheinen als Platzfüller verwendet worden zu sein. Es handelt sich hierbei um knapp formulierte Lebensweisheiten. In der zweiten Hälfte der Handschrift ist eine weitere Untergattung von Sprüchen angesiedelt.

Die Klopfan-Sprüche sind wie die vorangehenden Sprüche von der ersten Hand aufgeschrieben. Sie stehen, wie in Kapitel 2.4 erwähnt, als eigenständige, durch freie Blätter separierte Einheit.

### 3.4.1 Spruchkomplex 1: Priameln und Sprüche

Nach Ende der Obzsönrede *Gespräche dreier Frauen* beginnt auf der Verso-Seite des Blattes der erste Spruchkomplex mit 41 Texten.<sup>253</sup> Alter und Sexualität sind die Themenbereiche, die einen Großteil dieser Gruppe ausmachen, Sexualität in den Nummern 1 bis 4, 8f., 14f., 18 und 24, das Alter in 5 bis 8, 14f. und 20f. Teilweise stehen die Themen in Bezug zueinander oder zu anderen. Kennzeichen für das Neue ist die partiell rubrizierte Überschrift des ersten Spruchs *Ein Votz wol gestalt*.<sup>254</sup> Dieser wie auch die drei nachfolgenden knüpfen inhaltlich an die vorangegangene Rede an. Auf die Aufzählung gewünschter Eigenschaften des weiblichen Geschlechtsorgans folgt ein Spruch über das zum Stehen verurteilte männliche Glied:

*Jtem: Es Ift ein gemeyner fytt,  
Das der zers vnd der schmidt*

---

<sup>252</sup> Kapitel 3.5 gibt Aufschluss über den Gattungsbegriff und damit einhergehende Merkmale wie Rahmenelemente.

<sup>253</sup> Die Zählung in der Handschrift beginnt erst ab dem fünften Spruch mit Nummer 3. Die von Beginn an vorgenommene Nummerierung in der Edition weicht somit um zwei Nummern ab, soll im Folgenden aber zur Orientierung dienen. Blatt 20 wurde nicht digitalisiert. Somit sind die Sprüche 22 bis 26 nicht im Digitalisat zu finden.

<sup>254</sup> Kully bezieht den Titel in die Verszählung mit ein. Grund hierfür ist vermutlich, dass er als erster Vers des Spruches fungiert, auf den die folgenden Verse aufbauen. Des Weiteren ist in diesem ersten Priamel der Zusatz *Zue eng* vor den zweiten Vers gesetzt. Es scheint sich um die erste Hand zu handeln, die während des Schreibens unbeabsichtigt etwas ausgelassen und im Anschluss vorangestellt hat.

*Albegen müffen Stan,  
So fie zu der arbeit fullen gan.*

Darauf erfolgt ein Wechsel zur Gefräßigkeit des weiblichen Genitals, um im nächsten Spruch die geschundenen Geschlechtsteile des Mannes nach dem Gang ins Freudenhaus zu beklagen.

Nach dem vierten Spruch wird dem sexuellen Sujet ein anderes gegenübergestellt: das Alter. Es wird in Nummer 5 bis 7 behandelt. Im achten Spruch werden beide Themen vereint. Das Unvermögen eines alten Mannes und die Lust einer jungen Frau führen zu häuslichem Unfrieden:

*Jtem: welcher man an Freüden Ift erlofchen  
Vnd vnten gar hat aus getrofchenn  
Vnd fchwach vnd kranck Ift an feinem leib  
Vnd hat ein fchöns, lieplichs jungs, geils weib,  
Die vnter der gürtel Ift So hungerig vnd geitig,  
Dem find die kifferbis über jar zeitig.*

Zwei Sprüche, die Nummern 26 und 29, schließen an den deutlich sozial-kritischen Ton des Fastnachtspiels und *Die 15 Klagen* an, indem hier der gesellschaftliche Werteverfall thematisiert wird. Obwohl sich weitere Themen, beispielweise das Verhältnis von Gast und Wirt, ausmachen lassen, steht bei den meisten Sprüchen die Gegenüberstellung semantischer Relationen im Vordergrund. Beispielsweise macht das Alter *manichen wilden zam / Vnd macht manichen geraden lam* (Nr. 5, V. 5f.), während *ein alter jud ane gut, / Vnd ein junger man an mut / Vnd ein alte fcheuern an meuß / Vnd ein alter peltz an leuß / Vnd ein alter pock an ein part* (Nr. 12, V. 3-7) unnatürlich sind.<sup>255</sup> Die Sprüche 16 bis 20 legen semantische Beziehungen offen, wie Ähnlichkeitsverhältnisse, synonyme und antonyme Wortfelder, etwa Spruch Nummer 16:

*Jtem: Ein hüpfcher waidman vnd ein geger  
Vnd ein fauler vnd ein treger  
Vnd ein verber vnd ein knapp  
Vnd ein maulaff vnd ein lapp  
Vnd ein tüncher vnd ein weißer  
Vnd ein laicher vnd ein befcheiffer*

---

<sup>255</sup> KULLY, Codex Weimar, S. 90, Nr. 12.

*Vnd ein kyßt vnd ein schrein  
Vnd ein Saw vnd ein schwein  
Vnd ein ochs vnd ein Rindt,  
Das find alle gefchwiftrige kindt.*

Die in diesen Sprüchen gewählte Darstellungsform entspricht einem bestimmten Spruchtypus: dem Priamel. Von Kully als Untergattung den Sprüchen zugeordnet,<sup>256</sup> definiert Karl Euling das Priamel als

»eine im 15. Jahrhundert selbstständige Gattung ursprünglich epigrammatischer Improvisation, die eine Reihe paralleler Einzelheiten in bestimmten Formen mit künstlerischer Absicht zu einer inneren Einheit zu verbinden sucht.«<sup>257</sup>

Die kurzen, dem Reihungsprinzip folgenden Reimpaargedichte laufen laut Kiepe auf eine Pointe hinaus.<sup>258</sup> Fischer spricht von einer Sonderform der Kurzgnomik, die vorwiegend komischen Charakter besitzt. Die in diesem Typus aufgelisteten Einzelphänomene, wie beispielsweise Eigenschaften, werden im Schlusssatz über eine Gemeinsamkeit zusammengeführt.<sup>259</sup> Reihung und Zusammenführung sind in den hier vertretenen Sprüchen häufig anzutreffen. Folgt man den genannten Kriterien, lassen sich im Codex Weimar 24 Priameln ausmachen.<sup>260</sup> Damit steht über die Hälfte der hier versammelten Sprüche in dieser Tradition, als deren Hauptvertreter Hans Rosenplüt gilt.<sup>261</sup>

Aufgrund der nicht eindeutig gesicherten Verfasserschaft spricht Kiepe im Rahmen der Priamelzuordnung vom »Werkkomplex Rosenplüt«.<sup>262</sup> Darunter zählt er die Sprüche Nummer 5 bis 7, 9 bis 11, 13, 16 bis 19, 22f. und 26. Zweifel hinsichtlich der Zuordnung äußert er bei den Nummern 8, 14f., 20f. und 24f.<sup>263</sup> Euling führt als Beispiele Rosenplütscher Priameldichtung die Nummern 5 bis 8, 10 bis 12, 16 bis 18 und 23 der

---

<sup>256</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 41.

<sup>257</sup> Vgl. EULING, Priameln, S. 15.

<sup>258</sup> Vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 2.

<sup>259</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 48.

<sup>260</sup> Nach eigener Einordnung handelt es sich um die Nummern 1, 3 bis 24 und 27. Bei EULING sind die Nummern 5 bis 8, 10 bis 12, 14 bis 24 und 27 gedruckt, vgl. EULING, Priameln, S. 495-571 und EULING, ungedruckte Priameln, S. 54-84. KIEPE listet in seiner Beschreibung des Q565 lediglich die ersten 33 Sprüche auf. Seinen Verweisen zufolge ordnet er Nummer 1 bis 27 den Priameln zu, vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 372f. Bei den Sprüchen Nummer 2, 25 und 26 ist diese Zuordnung nicht nachvollziehbar. Sie weisen weder Reihung noch andere anaphorische Verknüpfungen auf, die im Schlusssatz aufgelöst werden. Es zeigt sich eher ein typischer Spruchcharakter entsprechend der bereits genannten Kriterien, vgl. Anm. 248.

<sup>261</sup> Vgl. EULING, Priameln, S. 484.

<sup>262</sup> Vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 389; ausführlich zur Verfasserschaft Rosenplüts in Hinblick auf den Priamelbestand vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 45-54.

<sup>263</sup> Vgl. KIEPE, Priameldichtung, S. 349-404.

Weimarer Sammlung auf.<sup>264</sup> Bereits aus der Schnittmenge der beiden Aufzählungen geht hervor, dass fast die Hälfte der hier gesammelten Priamel dem Dichter zugeschrieben werden können. In Anbetracht seines Schaffensreichtums in der Nürnberger Priameldichtung ist das kaum verwunderlich. Im Weimarer Codex zeigt sich jedoch über die Priamel hinaus eine Vorliebe für das Sammeln Rosenplütscher Texte. Diese muss nicht primär dem Dichter gelten, sondern kann sich ebenso auf die für ihn typischen Textsorten und Themen beziehen.

Hinsichtlich Inhalt und Form stehen verwandte Texte beieinander. Die Priamel dominieren die erste Hälfte der Gruppe. Jene mit obszöner Spielart treten meist im Verbund auf, so beispielsweise die Sprüche 1 bis 4, 8 bis 9 und 14 bis 15. Die Nummer 18 und 24 stehen in Bezug auf ihren obszönen Gehalt allein. Priamel Nummer 18 stellt heraus, was zusammengehört, Nummer 24 was nicht beieinander zu finden ist. Dabei spielen die wenigen sexuell konnotierten Begriffe eine untergeordnete Rolle. Christoph Gerhardt kritisiert, dass die hier gesammelten »derb-deftigen bzw. erotischen Priamel« bei Kiepe lediglich unter den Rubriken »Lebensführung«, »Haushalt und Ehe«, »Gesundheit und Alter« oder »Gleich und Ungleich« aufgeführt sind.<sup>265</sup> In Kiepes Kategorien und Gerhardts Einwand zeigen sich die thematische Komplexität und strukturelle Vielschichtigkeit, die in den Texten vertreten sind.

Die Texte über das Alter sind ebenfalls im Verbund zu finden, so die Nummern 5 bis 8. Nummer 14 ist mit der Überschrift *Vom alter* versehen.<sup>266</sup> Da der darauffolgende Spruch dasselbe Thema bespricht, könnte der Titel für beide gedacht sein. Die anschließenden Sprüche anderen Inhalts sind von diesem, durch Überschrift abgesetzten Block nicht getrennt. Sie behandeln zwar unterschiedliche Themenbereiche, ähneln sich aber in der Art der Aufzählungen, indem sie verwandte, ähnliche und gegensätzliche Gegenstände, Eigenschaften, Lebewesen und Berufsgruppen gegenüberstellen. Die Pointe macht die jeweilige Wortbeziehung transparent. So werden beispielsweise in Spruch Nummer 18 unter anderem Acker und Pflug, Priester und Buch, Penis und Unterhose sowie Esel und Müller als zueinander gehörend bezeichnet. In Spruch Nummer 20 kehrt das Alter als

---

<sup>264</sup> Vgl. EULING, Priamel, S. 495-571. Er verweist zudem auf den schlechten Überlieferungsstand der Handschrift, der von willkürlichen Eingriffen geprägt sei, vgl. EULING, ungedruckte Priamel, S. 15.

<sup>265</sup> Vgl. GERHARDT, spruch, S. 326.

<sup>266</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 91.

Thema zurück. Es steht die semantische Relation der Antonyme alt versus jung im Zentrum:

*Jtem: Ein junger koch, jm alter ein preter  
Vnd ein junger reuter, jm alter ein petler  
Vnd ein junge hur, jm alter ein schutz,  
Die drew fein füßt zue nichte nütz.*

Nummer 21 verweist indirekt auf das Alter durch die Aufzählung von Verhaltensweisen, die in späteren Lebensjahren zu bereuen sind.

Daraus lässt sich schließen, dass diese Gruppe einer bewusst gewählten Anordnung der einzelnen Priamelsprüche unterliegt oder in größeren Teilen aus anderen Überlieferungen entnommen wurde. Aus den von Kully aufgeführten Parallelüberlieferungen wird ersichtlich, dass Cgm 713, Hs 5339a, Cod. 2.4 Aug. 2°, Cod. 76.3. Aug. 2°, Hs 1264 und Ms 1590 einen etwa zur Hälfte gleichen Bestand aufweisen.<sup>267</sup> Die Nummern 5 bis 25 sind ebenfalls in Cgm 713 tradiert. Mit einer Lücke für die Nummern 19 und 20 gilt dies auch für Cod. 76.3 Aug. 2°.<sup>268</sup>

Die Nummern 28 bis 41 weisen keine für Priamel typische Struktur auf. Die meisten von ihnen sind in keiner anderen Handschrift zu finden. Bis auf wenige Ausnahmen handelt es sich um zwei bis vier Verse lange Sprüche, die Weisheiten mit scherzhafter Pointe oder Wortspiel kombinieren. Durchgehend gilt dies für die Nummern 34 bis 41, die sich unter anderem mit Themen wie Untreue und Identität beschäftigen. Die Schwierigkeit, das jeweilige Thema klar zu greifen, kann Indiz dafür sein, dass der Schwerpunkt auf dem Wortwitz liegt. Damit wären eine Nähe zu den Priameln und der Grund für die gemeinsame Überlieferung gegeben.

---

<sup>267</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37. Für den Wolfenbütteler Cod. 76.3 Aug 2° gibt KULLY hier lediglich zwei Parallelüberlieferungen an. In ihrem Apparat zeigen sich jedoch weit mehr. Die Unstimmigkeit zwischen der Anzahl der parallel überlieferten Priameln in ihrer Übersicht und den Einzelangaben der Überlieferung im Apparat ist auch an anderen Stellen ersichtlich.

<sup>268</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 86-97.

### 3.4.2 Spruchkomplex 2: Sprüche

Nachdem das Rosenplütsche Fastnachtspiel am Ende der Verso-Seite des 29. Blattes schließt, beginnt auf 30r der zweite Spruchkomplex. Im Gegensatz zur ersten Spruchgruppe treffen hier zunächst Ein- bis Zweizeiler aufeinander, unter denen in Rot das Monogramm HR steht. Das voranstehende Spiel lässt darauf schließen, dass Hans Rosenplüt als Verfasser authentifiziert werden soll.<sup>269</sup>

Nicht voneinander abgesetzt, erwecken die hier aufgeführten kurzen Sentenzen den Eindruck, es handele sich um einen einzigen, längeren Text. Kully trennt in ihrer Edition die einzelnen Sprüche durch Absätze.<sup>270</sup> Inhaltlich lässt sich dies nachvollziehen, da keine Textzusammenhänge feststellbar sind. Die Sprüche Nummer 2 und 3 haben lediglich das gleiche Thema, die *Pulfschafft*. Inhaltlich werden die acht Sprüche von Kully als gnomisch bezeichnet.<sup>271</sup> Strukturell fällt auf, dass die Meinungs- und Erfahrungssätze in ihrer ohnehin geringen Komplexität abnehmen. Bereits der vierte Spruch besteht nur noch aus einem Vers. Während die aus einem Vers bestehenden Sprüche Nummer 5 bis 7 noch Satzcharakter aufweisen, ist die Syntax der Nummer 8 durch fehlendes Verb auf eine rein attributive Aussage reduziert. Die Anordnung der Sprüche lässt vermuten, dass es sich um einen zusammengehörenden, im Ganzen überlieferten Komplex des Autors handelt.

Die acht Gnome nehmen eine halbe Seite des 30sten Blattes ein. Der Rest der Recto-Seite ist freigelassen. Erst auf der Verso-Seite steht der letzte Spruch dieser Gruppe. Die Lücke deutet auf eine bewusste Abgrenzung des letzten Spruches hin. Kully stellt zwischen den Sprüchen der Recto-Seite und dem der Verso-Seite Unterschiede in der Schriftführung fest, was auf ein nicht fortlaufendes Schreiben hindeutet.<sup>272</sup> In Umfang und Inhalt hebt sich Spruch Nummer 9 von den vorangegangenen ab.

*Jtem: hernach stet geschribenn,  
Trew vnnd verschwigenn:  
Der da her ein get*

---

<sup>269</sup> KULLY bietet diese Lösung an, mit dem nachdrücklichen Vermerk ihrer Ungesicherheit, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 113.

<sup>270</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 113. Nach welchen Kriterien sie die unical überlieferten, ungedruckten Verse teilt, bleibt unerwähnt. Eine Nummerierung durch spätere Nutzer ist hier im Gegensatz zu den anderen Textgruppen nicht vorgenommen worden.

<sup>271</sup> Zum Begriff Gnomik vgl. Anm. 248.

<sup>272</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 113.



*Vnd dem das dingk stet,  
Der sol kauffen ein pfennbert pirn  
Vnd sol den zers stoffen in die dirn.*

Über sechs Verse wird dazu angeleitet, bei Erektion Abhilfe in einem Freudenhaus zu schaffen. Eine Beziehung zum Vorangegangenen mag in der praktischen Handlungsanleitung liegen, die den knappen Lebensweisheiten der vorherigen Seite ähnlich ist. Die Derbheit in der Wortwahl und unverblümete Darstellung des Geschlechtsaktes steht jedoch im Gegensatz zu den Gnomen und gibt diesem Spruch einen obszönen Charakter.

### 3.4.3 Spruchkomplex 3: Klopfan

Auf der achten Lage alleinstehend, mit großen Lücken zwischen den restlichen Texten, ist auf acht Blättern der zweite Schreibkomplex der ersten Hand zu finden, die Klopfan-Sprüche. Klopfan-Sprüche entspringen einer Neujahrstradition, in welcher von Tür zu Tür gegangen wurde, um dem Öffnenden Wünsche entgegenzubringen. Auch wenn dieser Brauch für verschiedene Regionen belegt ist,<sup>273</sup> sind die daraus entstandenen literarischen Texte ausschließlich aus dem Nürnberger Raum überliefert<sup>274</sup> und stammen aus dem 15. Jahrhundert.<sup>275</sup> Fischer unterscheidet nach dem Inhalt eine als »genus serium« bezeichneten Gruppe und eine, daraus entstandene, komische, meist grobianische Gruppe.<sup>276</sup>

Einige dieser Sentenzen sind in der Weimarer Handschrift anzutreffen. Oskar Schade vermutet aufgrund der in Q565 zahlreich gesammelten Rosenplütschen Texte, dass eben jener als Verfasser der hier tradierten Klopfan-Sprüche gelten kann. Dass sie aus Nürnberg stammen, sei durch lokale Anspielung in jedem Falle gesichert.<sup>277</sup> Reichel betont allerdings, dass für Kleinformen wie Priameln und Klopfan eine Verfasserschaft Rosenplüts nicht nachgewiesen werden könne.<sup>278</sup> Durch die Nähe zu anderen, ebenfalls

---

<sup>273</sup> Ausführlich zur Entwicklung, Verbreitung und Durchführung vgl. SCHADE, Klopfan, S. 52-75.

<sup>274</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 44.

<sup>275</sup> Vgl. SCHADE, Klopfan, S. 20.

<sup>276</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 47.

<sup>277</sup> Vgl. SCHADE, Klopfan, S. 27.

<sup>278</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 20.

für den Nürnberger Raum typischen Gattungen und Untergattungen wie dem Fastnachtspiel oder dem gleichsam der Spruchkategorie zugehörigen Priamel, die im Brauchtum und somit auch im performativen Charakter jener Texte begründet liegt, lassen sich die Klopfan mühelos in den Bestand der Weimarer Handschrift einreihen.<sup>279</sup> Dennoch stehen sie abgetrennt von diesen Texten. Ein Grund dafür kann sein, dass der Schreiber die Rätselsammlung, mit der seine Hand auf Blatt 46r endet, weiterführen wollte. Vielleicht hatte er eine vollständige Sammlung aller Nürnberger Klopfan im Sinn, die er durch Separierung hervorheben wollte. Ein Alleinstellungsmerkmal dieser Sprüche, welches sie offensichtlich von den anderen bis zu diesem Punkt gesammelten Texten abhebt, ist der an das Neujahr gebundene Verwendungskontext. Gerhardt nimmt allerdings an, dass die hier gesammelten Klopfan bewusste Produkte der Kunstpoesie darstellen und nicht im Rahmen des Brauches verwendet wurden.<sup>280</sup>

Schade weist in seiner Sammlung von Klopfan-Sprüchen darauf hin, dass er auf die Wiedergabe einiger in Q565 enthaltenen Sprüche verzichten musste, »da wegen ihres kolossalen Unflates die Mitteilung derselben an diesem Orte nicht gestattet sein kann.«<sup>281</sup> Dies gilt für die Klopfan der Nummern 7, 9 und 10. Die Nummern 7 und 10 zeichnen sich durch skatologische Inhalte aus. Nummer 7 endet mit der Drohung, bei einem Besuch des Adressaten ihm *was vnnfer kuchen mayd All mochten Scheyffenn* aufzutischen.<sup>282</sup> Nummer 10 endet, womit Nummer 7 beginnt, mit dem Neujahrswunsch, der dem Adressaten im *maull* stecken bleiben soll, *ein treck dafur, das es dynnen bleyb*. Im Verlauf nennt der Sprecher seinem Hörer Plätze, an denen er sich an den Fäkalien unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen laben soll. Nummer 9 wartet nicht mit einer solchen Derbheit auf. Die Aufzählung der Güter, Eigenschaften und körperlichen Auswüchse, die der Sprecher seinem Gegenüber wünscht, sind zwar allesamt grausamer Natur, beinhalten aber keine skatologischen oder Gewalt postulierenden Elemente.

---

<sup>279</sup> Vgl. GERHARDT, Diätetik, S. 28.

<sup>280</sup> Vgl. GERHARDT, Diätetik, S. 27. Ausführlich zur Literarisierung von Klopfan vgl. SPRIEWALD, Literatur, S. 65-66.

<sup>281</sup> Vgl. SCHADE, Klopfan, S. 27. Die gedruckten Klopfan aus der Weimarer Handschrift vgl. SCHADE, Klopfan, S. 27-36.

<sup>282</sup> Der schlechte Überlieferungsstand dieses Spruches lässt kein vollständiges Verständnis zu. FISCHER ergänzt die Anrede mit »du ...hunt« und vermerkt, dass die Wahrscheinlichkeit dafür spreche, dass diese beleidigend ausgefallen sei, vgl. FISCHER, Studien, S. 48.

Schade unterstellt den in Q565 gesammelten Klopfan satirischen Charakter, der seiner Ansicht nach aus Anspielungen auf Ereignisse aus dem vergangenen Jahr resultiert.<sup>283</sup> Augenfällig sind diese Anspielungen im vierten Spruch:<sup>284</sup>

*Tregstu gern spitzig schuch an,  
So gee nit vil für die thür,  
Das man dich nit bring für  
Vnd mit der zungen trag auff das Rothawfs!  
dw mußst füft drey gulden geben heraus.*

Mary Catherine Davis führt diese auf ein vom Nürnberger Stadtrat 1453 erlassenes Verbot zum Tragen von Schnabelschuhen zurück.<sup>285</sup> Kully verbindet den Verweis auf eine weggerissene Brücke in diesem Klopfan mit zwei Überschwemmungen, die in den von Davis hinzugezogenen Nürnberger Chroniken verzeichnet sind. Die Zeitpunkte von Überschwemmungen und Reparatur der Brücke mit Blick auf die Aktualität dieser Sprüche bringen sie zu dem Schluss, dass das Klopfan im Winter 1457/1458 oder 1461/1462 verfasst worden sein muss.<sup>286</sup>

Für Klopfan Nummer 5 stellt Kully eine interne Referenz fest. Die in Vers 13 angeführten *federn* könnten auf Federkränze verweisen, welche in dem in Q565 festgehaltenen Kommuniionsverbot Nummer 49 untersagt werden.<sup>287</sup> Das Klopfan ist aufgrund einiger Lücken schwer verständlich. Es wird von einer Festlichkeit berichtet, den Hoffnungen, die die anwesenden Damen damit verbinden, von Enttäuschung und Eskalation. Die kritische Reflexion eines gesellschaftlichen Ereignisses könnte durchaus auf ein reales Ereignis referieren.

Die anderen Klopfan scheinen auf keine Geschehnisse anzuspielen. Ein Großteil beinhaltet Liebesbekundungen und handelt vom damit verbundenen Leid. Spruch Nummer 1 sticht allerdings hervor, nicht zuletzt aufgrund seiner Länge. Kully gibt in ihrer Edition den 144 Versen Raum für eine ausführlichere Interpretation. Sie macht auf

---

<sup>283</sup> Vgl. SCHADE, Klopfan, S. 27. Auf den satirischen und derben Charakter von Klopfan-Sprüchen, genauer jenen von Hans Folz, verweist auch SPRIEWALD, Literatur, S. 64-65.

<sup>284</sup> Klopfan Nummer 4 wird von KULLY in 4a und 4b unterteilt, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 169-170. In der Handschrift ist Teil b nicht abgesetzt. Er unterscheidet sich inhaltlich vom ersten Teil und lässt daher vermuten, dass es sich um ein eigenständiges Klopfan handelt. Allerdings fehlt die Einleitungssentenz. Auch SCHADE weist auf die fehlende Zugehörigkeit hin, indem er Teil b separat anführt, vgl. SCHADE, Klopfan, S. 31.

<sup>285</sup> Vgl. DAVIS, Klopfan, S. 307.

<sup>286</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 170.

<sup>287</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 171; S. 191, Nr. 49.

eine Farballegorie aufmerksam, die im Spruch entwickelt wird und sich am Grundstock eines in der mittelalterlichen Literatur häufig verwendeten Symbolsystems orientiert. Dieses besteht aus den Farben Grün für Liebesanfang, Rot für brennende Liebe, Blau für Treue oder Beständigkeit, Weiß für keusche Liebe, Schwarz für Trauer oder Zorn über verlorene Liebe und Gelb für Liebeserfüllung. In Klopfan Nummer 1 ist die Farbauslegung eingebettet in das vom Sprecher aufgegriffene Vorhaben des Adressaten, auf den Tunierhof zu reiten: *Vnd ob du nit lennger wolft peyten / Vnd wolft jn Rennhoff Reytenn* (V. 2f.). Für diesen Anlass berät der Sprecher ihn bei der Wahl seiner Kleiderfarben und erläutert diese. Dabei fällt eine abweichende Deutung der Farben Schwarz und Gelb auf sowie eine symbolische Anreicherung durch Pflanzen und Tiere.<sup>288</sup> Die im Verlauf des Spruchs ausführlich behandelte Zuordnung der Farben Grün, Rot, Weiß und Blau wird wie folgt zusammengefasst:

*Wie wol doch grun der anfangk was,  
Doch rot der lieb zwangk,  
Was doch gewert mit zucht weis,  
Haftu auff Stetigkait dein vleis.* (V. 83-86)

Im Anschluss daran wird Schwarz als Farbe charakterisiert, die für Verborgeneheit und Stillschweigen steht:

*Schwartz bedewt verporgenn.  
Das foltu halten jn forgen!  
[...]  
Alfo thue deiner lieb gedenck gar  
Mit schwartz zue aller zeýt  
Vor der falschen Claffer neýd.* (V. 103f., 114-116)

An die Stelle des Verlusts der Liebe und der Trauer darüber tritt hier also das Verborgene. Nachdem Weg und Eigenschaften der Liebe anhand der vorangegangenen Farben vom Sprecher aufgeführt wurden, gibt er nun den Ratschlag, der Liebe im Stillen zu gedenken, sie nicht nach Außen zu tragen und sie vor bösen Zügen zu bewahren. Ob er dabei auf eine verbotene Liebe anspielt, wird nicht ganz deutlich. Weit weniger Beschäftigung und eine im Vergleich ungenaue Charakterisierung erfährt Gelb: *Vnd wilt nach gelber varb gern / Die dich nit wol thut preyfenn* (V. 136f.). Kully geht deshalb davon

---

<sup>288</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 44f.

aus, dass ein Teil des Spruches fehlt,<sup>289</sup> was allerdings weder aus dem Textzusammenhang noch aus dem Reimschema ersichtlich wird. Auf die kurze Andeutung zu Gelb folgen die Wünsche des Sprechers an den Adressaten, die allerdings nicht in Bezug zum zuvor Aufgeführten stehen.

Dass es sich bei den hier gesammelten Klopfan um literarische Kunstprodukte handelt, wie Gerhardt postuliert,<sup>290</sup> wird an diesem ersten Spruch besonders deutlich. Hier stellt sich jedoch die Frage nach einer Aufführungspraxis der »literaturfähig« gemachten<sup>291</sup> Klopfan-Sprüche, die Schade aufwirft, aber nicht zu beantworten weiß.<sup>292</sup> Gerhardt, der den rezeptiven Charakter des Klopfan mit dem Priamel gleichsetzt, sieht in dieser Form der Gebrauchsliteratur mehr eine »simulierte Oralität als [...] schriftgewordene Mündlichkeit«.<sup>293</sup> Dasselbe nimmt er auch für Rätsel an, die ebenfalls in der Weimarer Handschrift zu finden sind und in Kapitel 3.5 behandelt werden.

#### 3.4.4 Die Nutzerspuren dieser Texte

Der erste in der Handschrift festgehaltene Spruch auf Blatt 14r ist mehrfach markiert. Alle fünf Verse sind unterstrichen und wurden am rechten Rand der Seite mit einer Wellenlinie versehen. Mit Blick auf die Nutzerspuren der *Gespräche dreier Frauen*, zwischen denen der Spruch zu finden ist, wirkt die optische Hervorhebung seines obszönen Gehalts nicht ungewöhnlich. Ein weiterer eingeschobener Spruch im ersten Rätselkomplex auf Blatt 35v ist vollständig unterstrichen.

Die Texte der Gruppe der Priameln und Sprüche weisen wie der erste Spruch beide Markierungsarten auf. Die klammerartigen Wellenlinien sind im Vergleich zu den Unterstreichungen häufiger verwendet worden. Sie umklammern die Priameln Nummer 14 und 15, die mit dem Titel *Vom alter* überschrieben sind. Die Nummern 23 und 24 sind auf die gleiche Weise markiert. Ihre Inhalte zeichnen sich durch einen obszönen Ton aus, wie etwa in Spruch Nummer 23:

---

<sup>289</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 167.

<sup>290</sup> Vgl. Anm. 280, GERHARDT, Diätetik, S. 27.

<sup>291</sup> SPRIEWALD, Literatur, S. 66.

<sup>292</sup> Vgl. SCHADE, Klopfan, S. 52.

<sup>293</sup> GERHARDT, Diätetik, S. 30.

*Vnd als lang jn einem kw̃stall feß,  
Bis jm ein mauß fein zers abfreß  
Vnd jm bede hodenn dūrckell bis  
Vnd jm ein kw̃ ein aug aus scheüß (V. 9-12)*

Nummer 27 und 32, beide gnomisch, sind die letzten Texte in dieser Gruppe, die allein durch eine Linie gekennzeichnet wurde. Eine weitere Wellenlinie findet sich am linken Rand des 40. Spruchs über *manich man*:

*Jtem: manich man kumpt, do manch man Ist;  
Vnd manich man wais nit, wer manich man Ist.  
Weft manich man, wer manich man wer,  
Manich man erpeüt manich man gros ere.*

An diesem sind zudem Unterstreichungen an den ersten drei Versen vorgenommen worden. Jene reichen jeweils bis zur Mitte des Verses und markieren so lediglich den Satzanfang. Hier liegt zunächst die Vermutung nahe, dass es sich um eine Gedächtnisstütze handelt, die bereits über die einander ähnelnden Versanfänge, bei denen lediglich der Wechsel des Verbs hervorsticht, erreicht und durch die Unterstreichungen unterstützt wird. Allerdings stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, warum der letzte Vers keine Unterstreichung besitzt. Zudem zeigt die Handschrift, dass die Linien zunehmend blass werden und unregelmäßig auslaufen. Diese Nutzerspur könnte also auch in Eile und unter Nachlässigkeit entstanden sein, wobei die deutliche Unterstreichung am ersten Vers wiederum dagegen spricht.

Weitere Unterstreichungen sind in diesem Komplex an den Sprüchen Nummer 1, 7, 18 und 41 zu finden. Während Letzterer, ein Wortspiel, vollständig unterstrichen wurde, weisen die anderen Texte Hervorhebungen bestimmter Verse auf. Der erste, als obszön zu charakterisierende Spruch ist bis auf den letzten Vers markiert. Jener letzte Vers trägt die Aussage, die die zuvor in antonymer Relation aufgeführten Merkmale zusammenführt.

*[Ein Votz wol gefalt]  
Die fol fein: nit zue jungk vnd nit zue alt  
vnd nit zue eng vnnd nit zue weit  
vnd die nit fere fey außgeheýt  
vnnd oben ganntz vnd vnnten zue kloben.  
Ein foliche fut were wol zue loben.*

Die Merkmale des im Zentrum stehenden Gegenstandes, der *Votz*, sind somit markiert, die Quintessenz nicht. Spruch Nummer 7 weist das gleiche Reihungsprinzip auf und zählt so, wie auch die Nummer 1, zu den Priameln. In jenem, das Alter thematisierenden Text sind allerdings nur zwei Verse markiert: *Vnd ein alter man, der nymer mag nollen / Vnd ein altz, hincketz, plindtz pferd* (V. 8f.). Es sind die letzten beiden Aufzählungen vor der finalen Aussage, wobei Vers 8 der einzige ist, der auf Sexuelles referiert. Priamel Nummer 18 zeigt an drei Versen in Folge Unterstreichungen.

*Jtem: Ein vaßnacht vnd ein Froligkait,  
Ein hüpsche fraue vnd ein Schons cleit,  
Ein acker vnd ein pflug,  
Ein waffer vnd ein krug,  
Ein pfaff vnd ein puch,  
Ein zers vnd ein pruch,  
Ein esell vnd ein müller,  
Ein weinschenck vnd ein füller  
Vnd durstig leüt vnd guter wein:  
Die fullenn albeg bey einander fein.*

Wie in Spruch Nummer 40 laufen die Linien an den Versen 5 bis 7 blass, unregelmäßig und vor Versende aus. Inhaltlich hebt sich lediglich Vers 6 von den restlichen Aufzählungen zusammenhängender Attribute ab. Die Zusammenstellung *zers* und *pruch*, neben Pfarrer und Buch sowie Esel und Müller, wirkt in Kombination zu den anderen Wortpaaren obszön.

Sowohl Unterstreichungen als auch Wellenlinien scheinen sich auf unterschiedliche Inhalte zu beziehen, die unter anderem obszöne wie das Alter betreffende Themen einschließen. Tendenzen oder Muster lassen sich aber kaum feststellen, obwohl der Fokus auf der Gruppe der Priamel liegt. Allein drei der Nutzerspuren tragenden Texte gehören nicht zu dieser Gattung. Allerdings sind die Priameln in dieser Gruppe stärker vertreten als die übrigen Sprüche.

Eine weitere Nutzerspur in der Gruppe der Priameln und Sprüche stellt ein rotes Häkchen rechts neben dem zweiten Vers des 30sten Spruchs dar. Diese Art der Kennzeichnung ist in der Handschrift kein zweites Mal aufzufinden. Die vier Verse des scherzhaften Reims sind in der Handschrift leicht eingerückt. Der Haken schließt

unmittelbar an den Vers *Der schuldig Ist*<sup>294</sup> an und dürfte folglich nicht zur Markierung des gesamten Spruches gedacht gewesen sein. Seine Linien sind dünner als die Unterstreichungen und Wellenlinien. Wenn es sich um die gleiche Hand handeln sollte, muss allerdings ein anderes Schreibwerkzeug verwendet worden sein.

Die zweite Spruchgruppe weist im Vergleich zum ersten Komplex kaum Nutzerspuren auf. Lediglich die letzten beiden Verse des obszönen Spruchs Nummer 9 sind unterstrichen und zugleich mit einer Wellenlinie versehen, um die Pointe zu markieren. Ein Doppelpunkt, ebenfalls mit roter Farbe eingezeichnet, befindet sich am Ende des vorletzten Verses. Durch die konjunktionale Verknüpfung der beiden Verse mit *Vnd* wirkt er allerdings unsinnig. Möglicherweise handelt es sich hier eher um einen Betonungshinweis für einen Vortragenden. Die im Vergleich zur ersten Gruppe wenigen Nutzerspuren lassen sich auf die geringe Größe der Gruppe zurückführen. Aus Spruch Nummer 9, der ohnehin abgesondert auf der Verso-Seite des Blattes steht, kann also schwer eine Tendenz für die Gruppe abgeleitet werden. Da die Gruppe der Klopfan-Sprüche keine Nutzerspuren aufweist, bleibt es bei der Feststellung, dass die Markierung der Sprüche inhaltlich keinen klaren Fokus erkennen lässt.

Das Fehlen eines einheitlichen Musters könnte auf eine Vielzahl von Nutzern hindeuten. Auffällig sind in diesem Zusammenhang die unterschiedlichen Markierungsarten. Die Unterstreichungen beziehen sich lediglich auf einzelne Verse oder kurze Passagen, während die Wellenlinien, bis auf die Linie in Spruch Nummer 9, ganze Sprüche umklammern, was den gesamten Text relevant werden lässt. Möglicherweise haben unterschiedliche Nutzer mit differentem Vorgehen ihre Spuren hinterlassen und unterschiedliche Intentionen verfolgt. Die einzelnen Unterstreichungen deuten auf ein persönliches Interesse an bestimmten Passagen und das Unterstützen der Merkfähigkeit hin. Die Wellenlinien zeigen eine Auswahl an Sprüchen, möglicherweise für den Vortrag gedacht.<sup>295</sup>

---

<sup>294</sup> KULLY, Codex Weimar, S. 98, Nr. 30.

<sup>295</sup> Funktion und Intention der Nutzerspuren werden in Kapitel 4.4 ausführlich behandelt.



### 3.4.5 Zusammenfassung

Die Vielfalt und Anzahl der in Q565 gesammelten Sprüche zeigt, dass sie nicht nur als Lückenfüller zwischen größeren Texten oder zur Abgrenzung unterschiedlicher Themenbereiche verwendet worden sind. Neben wenigen eingeschobenen Sprüchen beinhaltet die Handschrift mehrere eigenständige Spruchkomplexe. Besonders deutlich wird die Relevanz dieser Sammlungen am Beispiel der Klopfan-Sprüche. Sie sind nicht nur im Verbund festgehalten, sondern stehen von den restlichen Texten der Handschrift abgegrenzt. Damit bildet jene Spruchgruppe einen von drei Hauptteilen, die vom ersten Schreiber gestaltet wurden. Das durch die Alleinstellung der Klopfan-Sprüche anzunehmende Vorhaben, diese Sammlung weiterzuführen, würde auch die leeren Blätter im Anschluss an den Komplex erklären. Möglicherweise sind die acht mit Klopfan beschriebenen Blätter nur der Beginn einer umfassenderen Sammlung. Sie bedienen sowohl derbe wie obszöne Unterhaltung als auch ernsthafte Themen.

Die Sprüche der anderen Gruppen sind thematisch ebenfalls breit gestreut. Sexuelle Inhalte finden sich neben Alltagsweisheiten und Wortspielen. Bei den Priameln stehen die semantischen Relationen zwischen Begriffen im Vordergrund. Inhaltlich scheint keine größere Systematisierung oder Anordnung vorzuliegen. In der Regel stehen nur wenige Themenbereiche beieinander und wechseln sich häufig ab. Die Überschrift *Vom alter* auf Blatt 18v, welche die Priameln 14 und 15 überschreibt, ist der einzige Hinweis auf die Herstellung einer thematischen Ordnung. Da die Priameln mit wenigen Lücken aufeinanderfolgen, ergibt sich eine zusammenhängende Gruppe, die den anderen Sprüchen entgegensteht. Die auf Blatt 30 angesiedelte, kleinere Spruchgruppe trennt sich in zwei Einheiten. Auf der Recto-Seite des Blattes befinden sich die acht mit *HR* signierten Einzeiler zu unterschiedlichen, aber sittsamen Themen. Die Verso-Seite enthält den obszönen Spruch. Jener könnte zum Füllen der sonst vollständig leeren Seite eingetragen worden sein oder, wie eingangs erwähnt, als Brücke zwischen der Gattung Spruch und den darauffolgenden obszönen Inhalten der Rätsel dienen. Eine thematische Abgrenzung zu den mutmaßlichen Rosenplüt-Sprüchen ist in jedem Fall offensichtlich, da jene lediglich eine halbe Seite füllen, auf welcher der Spruch gleichwohl Platz gefunden hätte.

Die Funktion der hier versammelten Sprüche liegt hauptsächlich im Unterhaltungswert. Neben den derben wie obszönen Texten stehen Alltagsthemen und Lebensweisheiten. Doch selbst diese werden häufig auf spielerische Art umgesetzt oder laufen auf eine Pointe hinaus. Die Nutzerspuren geben an dieser Stelle allerdings keinen Aufschluss über den Fokus des Sammlerinteresses, jedoch den Hinweis auf mehrere Nutzer. Sie sind an unterschiedliche Arten, Passagen und Themenbereiche der Sprüche gesetzt. Die Spruchsammlung erscheint in Anordnung und Inhalt gut durchdacht und die Spuren deuten auf eine intensive Lektüre dieser Gattung.

### 3.5 Die Rätsel

Den größten Raum der Sammlung nehmen die Rätsel ein. Ulrich von Bentzien hat einen Teil der Rätsel in Q565 unter der Bezeichnung »Die älteste deutsche Rätselsammlung« abgedruckt.<sup>296</sup> Tatsächlich sind andere Überlieferungen dieser Texte einzeln oder in einer geschlossenen Gruppe nicht vorhanden. Einige lassen sich auf bekannte Stoffe und Formen zurückführen, wie beispielsweise auf den Joca Monachorum.<sup>297</sup> Viele der hier gesammelten Rätsel finden sich in späteren Drucken, 17 von ihnen im Straßburger Rätselbuch wieder. Am linken Rand des Rätsels Nummer 13 findet sich der Zusatz einer jüngeren Hand.<sup>298</sup> Es ist das Wort *Bauer* nachgetragen, das im Text von Hand A fehlt, wodurch sich eine grammatikalische und inhaltliche Leerstelle ergibt.

64 Rätsel füllen 14 Blätter.<sup>299</sup> Sie sind im ersten Drittel der Handschrift zu finden und stammen von der ersten Hand. Nicht geschlossen aufgenommen, sind sie doch meist im Verbund anzutreffen, mit nur wenigen anderen Texten dazwischen. Der größte zusammenhängende Teil ist auf den Blättern 31r bis 37v zu finden. 53 Rätsel werden hier nacheinander aufgeführt, während die folgenden drei Rätselgruppen aus sechs, zwei einem und nochmals zwei Rätseln bestehen. Es lässt sich folglich eine abnehmende

---

<sup>296</sup>Vgl. BENTZIEN, Rätsel, S. 11.

<sup>297</sup> Vgl. VL Bd. 7, Sp. 1040. Nach BISMARCK sind es 15 Rätsel der Straßburger Sammlung, die Parallelen zum Q565 erkennen lassen. Eine direkte Vorlage schließt sie aus, vgl. BISMARCK, Rätselbücher, S. 74.

<sup>298</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 116, Nr. 13, V. 2. KULLY benennt diese Hand nicht. Sie scheint auszuschließen, dass es sich um Hand B handelt, die für die meisten Korrekturen und Zusätze verantwortlich ist. Tinte und Schriftbild stimmen mit B auch nicht überein.

<sup>299</sup> JONES zählt 65 Rätsel, vgl. VL Bd. 7, Sp. 1040. BISMARCK erkennt 64 Rätsel und identifiziert sechs der 70 Texte als Sprüche, vgl. BISMARCK, Rätselbücher, S. 75.

Tendenz des Sammelns dieser Gattung feststellen, die mit der Hand des ersten Schreibers endet.

Diese erste Gruppe ist im Textverzeichnis der Edition unter *Rätsel und Sprüche* aufgeführt, aber lediglich mit dem Titel *Rätsel* überschrieben. Vier der 57 Texte sind Sprüche. Das gemeinsame Auftreten von Rätseln und Sprüchen zeigt die Nähe dieser beiden Gattungen zueinander. In der Handschrift sind die Rätsel und Sprüche nur durch den Seitenwechsel, nicht aber durch Überschriften von den umliegenden Texten abgegrenzt. Sie sind also nicht als geschlossener Corpus durch Überschrift markiert. Gruppe zwei enthält acht Texte, von denen zwei wiederum als Sprüche identifiziert werden können. Auch hier dient Kully lediglich die Bezeichnung *Rätsel* als Überschrift. Gruppe drei und vier bestehen aus jeweils zwei Texten. Ein Rätsel steht separat zwischen den beiden Gruppen und anderen Texten.

Die Antworten sind mit den Rätselfragen gemeinsam überliefert, ohne von ihnen optisch abgesetzt zu sein.<sup>300</sup> Es ist zu vermuten, dass die Sammlung für das Vortragen oder Vorlesen vor Publikum gedacht war. Der Vortragende hatte die Möglichkeit, die Lösungen auszusparen. Die Texte implizieren also eine mündliche Kommunikationssituation bestehend aus mindestens zwei Teilnehmern: dem Rätselsteller, der das Rätsel ohne Lösung vorliest oder frei vorträgt, und mindestens einem Rätsellöser. Die unmittelbar auf die Frage folgenden und somit in den Text integrierten Lösungen können jedoch auch ein Indiz für einen bestimmten Typus von Rätsel sein, bei welchem die Lösung nicht vom Ratenden gegeben werden kann: der Scherzfrage.<sup>301</sup> Der Ratende ist hier nicht in der Lage, das Rätsel zu lösen. Folglich muss die Antwort vom Rätselsteller gegeben werden und für diesen zugänglich sein.

Etwa ein Drittel der in Q565 aufgenommenen Rätsel ist in Paarreimen verfasst, zwei Drittel der Rätsel sind ungereimt. Manche weisen keinen durchgehenden oder einen

---

<sup>300</sup> Die Überlieferung der Antwort ist nicht ungewöhnlich, wie die ebenfalls dem 15. Jahrhundert zuzuordnende Rätselüberlieferung der Cgm 379 sowie die Rätsel der Wolfenbütteler Priamelhandschrift Cod. 2.4 Aug. 2<sup>o</sup> aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zeigen. Bereits die Joca Monachorum beinhalten sowohl Frage als auch Antwort. SCHÖNFELDT bezieht sich auf schriftliche Sammlungen, in denen die Lösung im Anhang zu finden ist, und betont, dass das Rätsel eine dialogische Sprachform und die Antwort somit Bestandteil sei, vgl. SCHÖNFELDT, Analyse, S. 66.

<sup>301</sup> SCHÖNFELDT sieht in der Lösbarkeit ein zwingendes Kriterium und bezeichnet unlösbare Rätsel als Scheinrätsel, vgl. SCHÖNFELDT, Analyse, S. 67. TOMASEK sieht in diesem Kriterium hingegen eine Einengung des Rätsels als reine Spielform, die sich erst mit dem modernen Rätselverständnis einstellt, vgl. TOMASEK, Rätsel, S. 13.

unsauberen Paarreim auf. Einleitende Elemente wie die Aufforderung zu raten und die Hinwendung zur, auf die Rätselfrage folgende, Lösung sind durchgehend ungereimt. Die Mehrzahl der Rätsel enthält diese strukturellen, von Robert Petsch als Rahmenelemente bezeichneten,<sup>302</sup> Bestandteile, meist die Rateaufforderung, manchmal die Lösungseinleitung, in leicht varianter Form.

Im Folgenden werden die in der Handschrift überlieferten Rätsel in die Typen Scherzfragen, Wissensfragen und Logikrätsel untergliedert, die sich aus dem Bestand der Sammlung ergeben, aber nicht als generell anwendbare Kategorien gelten.<sup>303</sup> Die Kategorisierung erfolgt deswegen unter funktionalen Aspekten, denen im zweiten Schritt Inhalte zugeordnet werden. Der Grund für dieses Vorgehen und die Entscheidung gegen eine inhaltliche Ordnung sind die offensichtlichen Unterschiede der Rätsel in Struktur und Spielart. Inhaltlich erscheint es hingegen zunächst schwer, eine klare Trennung von Themenbereichen beziehungsweise Wissensbeständen vorzunehmen. So lässt sich beispielsweise biblisches Wissen schwer von naturwissenschaftlichem trennen, da beides im historischen Kontext einer Art Autoritätenwissen unterliegt. Darüber hinaus sind häufig verschiedene Inhalte in den Rätseltexten anzutreffen. Ein dominierendes Thema lässt sich allerdings in der Regel ausmachen und kann so im zweiten Schritt ergänzend als klassifizierendes Merkmal hinzugezogen werden. Zur Angabe der Texte wird die Nummerierung der einzelnen Rätsel in der Edition zu Hilfe genommen.

---

<sup>302</sup> Vgl. PETSCH, Spruchdichtung, S. 156 f.

<sup>303</sup> Eine ausführliche Beschäftigung haben die Scherzfragen durch TOMASEK erfahren, vgl. TOMASEK, Scherzfragen, S. 216-234. Die Wissensfrage ist vom Begriff der geregelten Prüfungsfrage, den TOMASEK zur Entwicklung einer Rätseldefinition hinzuzieht, abzugrenzen, vgl. TOMASEK, Rätsel, S. 52f. Zum Typus Wissensfrage vgl. auch LÖSER, Rätsel, S. 248 und WACHINGER, Rätsel, S. 147-151. Das Logikrätsel wurde bisher als solches nicht benannt. BENTZIEN unterscheidet Vollrätsel, Wissensfragen, Scherzfragen und Aufgabenrätsel, nennt aber keine Abgrenzungskriterien von Wissensfragen und Aufgabenrätsel. Es lässt sich jedoch vermuten, dass Letzteres dem Typ Logikfrage entspricht, vgl. BENTZIEN, Rätsel, S. 252f.

### 3.5.1 Rätselgruppe 1

#### 3.5.1.1 Die Scherzfragen

33 der 53 Rätsel der ersten Gruppe zeichnen sich durch Merkmale aus, die den Rezipienten bewusst auf eine falsche Fährte lenken oder aufgrund allgemeiner oder vager Hinweise zu viele Möglichkeiten beziehungsweise keine Lösbarkeit bieten. Die Lösung muss folglich vom Rätselsteller gegeben werden, sie ist meist unerwartet und komisch. Da diese Rätsel ohne Lösbarkeit auf ihre humoristische Pointe ausgelegt zu sein scheinen, können sie unter dem Typus Scherzfrage zusammengefasst werden. Es handelt sich um die Nummern 1, 3 bis 12, 14 bis 19, 22 bis 24, 29, 33 bis 35, 37, 39f., 43, 45 bis 47, 49f., 50.<sup>304</sup> Tomas Tomasek zufolge ist die Scherzfrage kein Rätsel im eigentlichen Sinne.<sup>305</sup> Der Fragesteller will die Antwort in Form einer witzigen Pointe selbst geben und erwartet keine Lösung durch den Rezipienten.<sup>306</sup> Darüber hinaus ist die Lösung nicht an rationale Zusammenhänge und somit nicht an den Erwartungshorizont des Rezipienten geknüpft.<sup>307</sup> Das Kriterium der fehlenden logischen Verknüpfung wird bei der hier angestellten Aufteilung vernachlässigt, da logische Zusammenhänge an mancher Stelle rekonstruierbar, aber nicht herzuleiten sind. Die bedingte, rekonstruierbare Lösbarkeit und das Fehllenken des Rezipienten zu einer falschen, im ersten Moment offensichtlicheren und logischen Lösung sind Merkmale der hier den Scherzfragen zugeordneten Texte, die Tomasek nicht als solche nennt, die

---

<sup>304</sup> Nummer 55, *Rat, wo hat der esell den schayß getan, Do jne alle elt horet?* lässt sich schwer einordnen. Die Lösbarkeit scheint nicht gegeben, eine humoristische Wende allerdings auch nicht. Das Rahmenelement zur Einleitung der Auflösung *etlich sprechenn* deutet auf ein Gemeinwissen hin, was möglicherweise doch für Lösbarkeit spricht. TOMASEK sieht im fäkalen Element einen Hinweis darauf, dass keine Antwort erwartet wird, womit dieser Text zu den Scherzfragen gezählt werden könnte, vgl. TOMASEK, Scherzfragen, S. 224. Gleichmaßen verhält es sich mit Nummer 54. TOMASEK zählt die Nummern 7, 9, 15f., 22 bis 24, 29, 33f., 40, 43, 46, 49f. zum Typus Scherzfrage, vgl. TOMASEK, Scherzfragen, S. 227. Seine Einordnung scheint sich auf alle in Q565 gesammelten Rätsel zu beziehen, obwohl seine Seitenangabe lediglich die ersten beiden Rätselgruppen in Kullys Edition einschließt.

<sup>305</sup> Damit pflichtet er Petsch in der Abgrenzung der Scherzfragen vom Rätsel bei, kritisiert jedoch die von ihm aufgestellten Kriterien und schließt sich Alfred Schönfeldt an, die illukutive Rolle als Distinktionsmerkmal zu wählen, vgl. TOMASEK, Rätsel, S. 87.

<sup>306</sup> Laut BENTZIEN ist die Lösbarkeit eines Rätsels generell als Illusion zu betrachten, zumindest wenn das Rätsel dem Rezipienten nicht bekannt ist. Es handelt sich in der Regel um einen Aha-Effekt mit rückschreitender Erklärung, entweder durch den Rätselsteller oder die eigene Schlussfolgerung gegeben, um das Rätsel dann selbst weitergeben zu können, vgl. BENTZIEN, Rätsel, S. 226.

<sup>307</sup> Vgl. TOMASEK, Scherzfragen, S. 221.

jedoch von Burghart Wachinger formuliert werden. Er verwendet den Begriff »Neckfragen« und grenzt ihn ebenfalls vom Rätsel im eigentlichen Sinne ab:

»Bei den meisten scheinbar unbeantworteten Fragen wird die Antwort ermöglicht durch anderes Wortverständnis oder andere Wortbeziehung. Insofern stehen diese Fragen und Antworten jenen Rätseln nahe, die mit einer sprachlichen Unschärfe spielen. Bei den Rätseln aber bleibt nach der Lösung kein ungelöster Rest, während die Neckfragen zwar in einem nicht vermuteten, aber möglichen Sinn beantwortet werden, in dem nächstliegenden Sinn jedoch unbeantwortet bleiben.«<sup>308</sup>

Die Kategorie Scherzfrage ist hier also weiter gefasst als der von Tomasek verwendete Begriff und bezieht sich in erster Linie auf das Kriterium der Pointe, das besonders bei den mit der Erwartbarkeit spielenden Texten hervorsteht.

Weitere Indikatoren für Scherzfragen sind laut Tomasek die thematische Banalität der entsprechenden Texte sowie die Form einer geregelten Prüfungsfrage. Die Form der geregelten Prüfungsfrage ruft beim Rezipienten die Erwartung von Lösbarkeit hervor und führt dadurch zur überraschenden Wende.<sup>309</sup> Aufgrund von Kriterien wie Kürze und Pointe bilden die Scherzfragen nach heutigem Verständnis eine Untergruppe des Witzes, wobei die gemeinsame Tradierung mit Rätseln in früheren Jahrhunderten gebräuchlich war.<sup>310</sup>

Inhaltlich lassen sich 19 der Scherzfragen einer obszönen Thematik zuordnen, auch wenn diese in der Regel lediglich über die Erwartungshaltung des Rezipienten erreicht wird. So wird im ersten Rätsel der Gruppe ein Vorgang geschildert, der durch die Verwendung von Verben wie *pumpernellen* und *schwellen* auf den Geschlechtsakt schließen lässt.

*Jtem, Rat, was Ist das:  
wöl her, wöl her, vnnter mich  
vnd ich oben über dich.  
Ich will dich pumpernellen  
Das dir der pauch muß gefschwellenn.  
Das ift ein peck, der ein tayg vnnter jm hat.*

Dass es sich hierbei um das Backen von Brot handelt, kann rückblickend bestätigt, aus der für diese Handlung zu unspezifischen Beschreibung jedoch nicht erschlossen

---

<sup>308</sup> WACHINGER, Rätsel, S. 153. WACHINGER nennt als Beispiele die Nummern 16 und 40 aus Q565.

<sup>309</sup> Vgl. TOMASEK, Rätsel, S. 87-88.

<sup>310</sup> Vgl. TOMASEK, Scherzfragen, S. 216.

werden. Dem Prinzip der Beschreibung eines Vorganges oder eines Gegenstandes nach Merkmalen, die auf den Geschlechtsakt oder ein Geschlechtsteil referieren, deren Lösung jedoch Vorgang oder Gebrauchsgegenstand aus der Alltagswelt ist, folgen zwölf der obszönen Scherzfragen, Nummer 1, 4f, 10 bis 12, 14, 17 bis 19, 35, 47.<sup>311</sup> Wachinger verwendet für diese Art Text die Kategorie »irreführende Rätsel«.<sup>312</sup> Das Spiel mit der Mehrdeutigkeit funktioniert in diesen Texten, wenn ein Tabu gebrochen wird. Die fehlgeleitete Erwartung des Rezipienten entlarvt ihn als denjenigen, der die Grenze des Anstandes überschreitet, dessen unsittliche Phantasien überführt werden. Man könnte an dieser Stelle auch von Leerstellen sprechen, die durch das ›Nicht Sagen‹ eines eindeutigen Hinweises die ›schmutzige‹ Phantasie des Ratenden demaskieren. Hier liegt die humoristische Leistung dieser Art von Scherzfragen.

Nummer 37 und 38 funktionieren ebenfalls nach diesem Muster, unterscheiden sich jedoch von den anderen Scherzfragen dahingehend, dass kein mehrdeutiges, sondern eindeutig obszönes Vokabular verwendet wird. Durch das explizite Benennen der jeweiligen Situation oder des jeweiligen Vorgangs ist davon auszugehen, dass die Auflösung eine andere ist als jene, die unmittelbar daraus resultiert. So wird in Rätsel Nummer 37 die Offerte eines Jünglings, einer jungen Frau den *lanckhals* in ihren *rauch ars* zu stecken, mit der Begründung abgelehnt, sie hätte diesen nicht *beschorn*. Auf das Ausschlagen des Angebotes und die Begründung folgt die Aufforderung *Rat, was Ift das?*, die sich auf die geschilderte Situation beziehen muss. Da aus der Eindeutigkeit der Situation keine Verschlüsselung, die einer Auflösung bedarf, ersichtlich ist, kann sich die Lösung nicht auf die dargestellte Situation beziehen. Die Lösung *Das ift ein pferd vnd ein gart. Das pferd Ift der lannckhals / vnd der gart Ift der rauch ars* (V. 12f.) zeigt, dass es die Schlüsselbegriffe umzudeuten galt. Kully zählt dieses Rätsel zu jenen, auf deren harmlose Frage eine unerwartete obszöne Antwort folgt.<sup>313</sup> Dem kann nicht beigespflichtet werden, da das verwendete Vokabular hier eindeutig obszöner Natur ist und erst durch die Harmlosigkeit der Auflösung entschärft wird. Dies gilt auch für die Nummern 17 und 39, die in Kullys Einordnung fallen.

---

<sup>311</sup> Die Nummern 17 und 18 verweisen in ihrer Auflösung auf die Spinnstube. BISMARCK belegt, dass die bäuerliche Spinnarbeit für sexuelle Anspielungen genutzt und sexuell konnotiert war, vgl. BISMARCK, Rätselbücher, S. 130-131.

<sup>312</sup> Vgl. WACHINGER, Rätsel, S. 146.

<sup>313</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 42.

Nummer 4 und 10 der obszönen Scherzfragen beinhalten Sexuelles wie Skatologisches. Nummer 3, 6 und 15 besitzen keine sexuellen Inhalte, sondern bedienen sich ausschließlich skatologischer Elemente. Sie unterscheiden sich in ihrer Struktur von den restlichen Scherzfragen. Nummer 3 besteht aus einer Entweder-Oder-Frage, deren Auflösung der Pointe einer Scherzfrage entspricht, die jedoch, so Kully eher eine der Priamel verwandte Struktur trägt.<sup>314</sup> Nummer 6 stellt eine Aufgabe anstelle einer Frage:

*Item: Reüm zue famen:  
ein fellerstock, ein pferd vnd ein paurn.  
Sprich alfo: der fellerstock Ift faull  
vnd das pferd Ift ein gaul  
vnd der pauer fcheÿßt dir jne dein gros maull.*

Doch auch hier ist die Lösung eine Pointe im Sinne einer Scherzfrage und vom Ratenden nicht herleitbar. Dem gleichen Muster folgt Nummer 8. Voran steht die Aufforderung, drei Begriffe zusammenzureimen. Die Lösung ist hier sexueller Natur. Nummer 15, der dritte rein skatologische Text, entspricht am ehesten der Scherzfrage im heutigen Sinne eines Witzes. Auf die knappe, inhaltlich offene Frage ohne Hinweise *was ift das beſte ane den heÿligen jne der kirchenn?* folgt unmittelbar eine überraschende wie komische Antwort, die der Rezipient selbst nicht hätte geben können: *Das ift, das ſie jne die kirchen nit fcheÿffen*. Die Frage zeigt bereits, dass keine Antwort gegeben werden soll. Sie ist so allgemein gestellt, dass sie im Gegensatz zu den Fragen der anderen Texte nicht einmal zum Versuch, eine Antwort zu finden, einlädt. Die Lösung steht ebenfalls isoliert von kognitiven Zusammenhängen und lässt zwar rückblickend eine Erkenntnis, aber keine Lösbarkeit zu. Dies gilt auch für die Texte Nummer 16, 22 bis 24, 40, 45f., 49f., die sich zudem in der Kürze ihrer Frage-Antwort-Form einander gleichsetzen lassen.<sup>315</sup>

Alltägliche und religiöse Themen, die in den obszönen Scherzfragen lediglich die Fläche für die Ausgestaltung sexueller und skatologischer Sachverhalte bieten, sind auch eigenständig als Scherzfragen, das heißt ohne die obszönen Komponenten vertreten. Sie bilden jedoch den kleineren Teil der ersten Gruppe. Die Antworten dieser Fragen decken sich mit dem von Tomasek aufgestellten Kriterium der inhaltlichen Banalität. Als Beispiel aus dem religiösen Bereich soll Rätsel Nummer 16 dienen: *Item: Rate, was get*

---

<sup>314</sup>Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 114.

<sup>315</sup> KULLY benennt Nr. 46 als obszöne Variante eines Wissensrätsels, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 42. Die anderen hier aufgeführten Texte erhalten keine Zuordnung.



*got vnd der werlt vor? / Das Ißst der meßmer, als Beispiel aus der Alltagswelt Rätsel Nummer 23: Item: Rat, wo komen alle feck zue famen? / Sprich: oben bey dem panndt, Do komen fie zuefamen.*

Den Scherzfragen voran steht häufig die Aufforderung an den Rezipienten zu raten. Tomasek verweist auf die kommunikative Funktion dieser Rahmenelemente: »Da sie der Kommunikationssicherung dienen, sind sie vor allem dann entbehrlich, wenn sich ein Rätsel an ein Publikum wendet, das den Umgang mit der Gattung gewohnt ist.«<sup>316</sup> Ein weiterer Aspekt, den Tomasek herausstellt, ist die stimulierende Wirkung des Imperativ Singular der Rateaufforderung. Der Rezipient wird so in seiner Bereitschaft, eine Lösung zu finden, gestärkt.<sup>317</sup> Im Bereich der Scherzfragen scheint dieses Mittel überflüssig zu sein, obwohl es in fast allen der hier als Scherzfragen benannten Texte eingesetzt wird, da die Lösung vom Ratenden nicht gegeben werden kann. Folglich kann die Funktion dieses Rahmenelementes lediglich darin liegen, den Schein der Textsorte zu wahren, indem auf die Konvention des Ratens verwiesen wird. Das in den Rahmenelementen der hier gesammelten Scherzfragen formulierte Interrogativpronomen ist bis auf wenige Ausnahmen ein *was*, folglich der Verweis auf die Suche nach einem Subjekt.

### 3.5.1.2 Die Wissensfragen

Bei dem Versuch, sich dem Rätseltext als Gattung zu nähern, sieht Tomasek einen entscheidenden Ansatz in der Textfunktion. Besteht die kommunikative Absicht eines Textes in einer Fragehandlung, bei welcher der Ratende die Antwort weiß, kann von einer Prüfungsfrage gesprochen werden. Prüfungsfragen beinhalten geregelte Merkmalsangaben, die das Finden der Antwort ermöglichen. Rätsel weisen die gleiche illokutive Rolle auf, doch ihre Merkmalsangaben sind verschlüsselt.<sup>318</sup>

Die Texte, die hier unter dem Begriff Wissensfrage zusammengefasst werden, haben zwar Fragecharakter, sind jedoch nicht allein durch die Entschlüsselung von Merkmalen lösbar. Es bedarf eines Spezialwissens, eines Wissens, das nicht aus Erfahrungswissen

---

<sup>316</sup> TOMASEK, Rätsel, S. 118.

<sup>317</sup> Vgl. TOMASEK, Rätsel, S. 117.

<sup>318</sup> Vgl. TOMASEK, Rätsel, S. 49f.

und Logik zu gewinnen ist, um zu einer Antwort zu gelangen. Im Gegensatz zur Scherzfrage überraschen die Wissensfragen nicht durch eine Wendung oder Pointe, sondern können unter den genannten Prämissen vom Rezipienten unmittelbar gelöst werden. Nach Wachinger sind sie damit keine Rätsel im engeren Sinne, da das Erhellen des Unverständlichen ein entscheidendes Kriterium für die Gattung darstellt. Er verwendet die Bezeichnung »rätselähnliche Wissensfrage«.<sup>319</sup> Er nennt zudem ein weiteres, inhaltliches Kriterium, indem er feststellt: »Der größte Teil dieser Wissensfragen bezieht sich auf Absonderlichkeiten und Kuriositäten der biblischen Geschichte.«<sup>320</sup> Zu diesen Texten zählen die Nummern 41, 42, 54, 55, 56, 57.<sup>321</sup>

Obwohl diese Rätsel wiederum meist nach einem *was* fragen, wird immer ein *warum*, ein Grund oder eine Erklärung, benötigt, um das Rätsel zu lösen beziehungsweise die Lösung nachvollziehen zu können. Neben dieser funktionalen Gemeinsamkeit und der gemeinsamen Überlieferung sind auch inhaltliche Zusammenhänge zu beobachten. Jeder der Texte steht, wie es Wachinger für diese Art von Rätsel postuliert, in einem christlichen Kontext und ist nur durch biblisches Wissen lösbar beziehungsweise nachvollziehbar. Teils wird die Thematik bereits in der Frage sichtbar,<sup>322</sup> teils steckt sie allein in der Antwort.<sup>323</sup> Es bedarf der Transferleistung religiösen Wissens des Rezipienten auf die entsprechende Rätselfrage, um diese beantworten zu können. Aufgrund dieser Transferleistung, der Verknüpfung von Hinweisen der Fragestellung und Wissen besitzen die Rätsel trotz des spezifischen Wissenshintergrundes im kirchlichen Kontext eine Unterhaltungsfunktion.

### 3.5.1.3 Die Logikrätsel

Im Gegensatz zu den Wissensfragen benötigt der Ratende bei den unter Logikrätseln subsumierten Texten keine kontextuelle Einbettung oder ein spezielles Wissen, um zur

---

<sup>319</sup> Vgl. WACHINGER, Rätsel, S. 148.

<sup>320</sup> WACHINGER, Rätsel, S. 148.

<sup>321</sup> Zur Uneindeutigkeit der Einordnung der Nummern 54 und 55 vgl. Anm. 304. Sie sind in dieser Kategorie aufgeführt, da die durch sehr vage Hinweise nicht eigens erlangbare Antwort nur mit Hilfe religiösen Wissens nachvollzogen werden kann und erst durch das Verständnis ein pointenhafter Effekt einsetzt. Auch Rätsel Nummer 57 unterliegt diesem Prinzip.

<sup>322</sup> Vgl. Nr. 42, 54, 56.

<sup>323</sup> Vgl. Nr. 41 und 57.

Lösung zu gelangen. Die 14 Rätsel, Nummer 13, 20f.,<sup>324</sup> 25 bis 28, 31f., 36, 38, 48 und 51f. sind durch das Kombinieren von Hinweisen und Welt- oder Erfahrungswissen lösbar. Der Ratende ist dazu angehalten, aus der gestellten Aufgabe und den gegebenen Bedingungen den richtigen Schluss abzuleiten. Inhaltlich bewegen sich diese Texte alle im Rahmen alltäglicher Begebenheiten oder Beobachtungen, sind also der Alltagswelt zuzuordnen. In ihrer Länge variieren sie stark. Einige bestehen aus Frage und Antwort, andere enthalten längere Beschreibungen, mehrere Rätselteile oder ganze Erzählungen. Die meisten dieser Texte haben eine konkrete und häufig komplexe Aufgabenstellung.<sup>325</sup> Es sind Knobelaufgaben. Sie schildern eine Ausgangssituation und meist ein gewünschtes Ergebnis, zu dem der Rezipient gelangen soll. Das wohl bekannteste Beispiel ist das Rätsel, das im Grimmschen Märchen *Die kluge Bauerstochter* wieder auftaucht.<sup>326</sup> Acht Bedingungen werden gestellt, die bei der Umsetzung der Aufgabe, wie ein Liebender zum anderen kommen soll, beachtet werden müssen. Dabei handelt es sich um einander widersprechende Prämissen, aus vier aufeinander bezogene, sich gegenseitig ausschließende Bedingungen. Die Lösung ist folglich nicht minder umfangreich. Doch auch bei den kürzeren Texten wird der Aufgabencharakter ersichtlich, da ihre Lösung den Verstand fordert und einen Denkprozess auslöst. Die knappe Frage des Rätsels Nummer 21 nach sechs Feiertagen im Jahr, die auf keinen Sonntag fallen, kann durch Nachdenken ebenso knapp beantwortet werden.

Neben dem auch in den Scherzfragen verwendeten Rahmenelement *Rat, was ift das* sind Aufgabenstellungen zu finden, die explizit oder implizit ein *wenn* angeben und ein *wie* verlangen. Während in den Scherzfragen Antworten, zumindest vermeintlich, gesucht

---

<sup>324</sup> Nummer 20, das zahlreich überlieferte sogenannte *Kapaun-Rätsel* ist schwer zuzuordnen. Thematisch ist es zunächst bei den Wissensfragen anzusiedeln. Es erweckt den Anschein, zum Lösen sei religiöses Wissen notwendig. Letztlich ist es jedoch durch Logik und den Transfer auf Weltliches lösbar. KULLY merkt an, dass dieses Rätsel den Rezipienten täuscht, da es als Auflösung die konsekrierte Hostie anbietet. In der Weimarer Version bleibt die Erklärung der tatsächlichen Auflösung aus, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 188. Auch WACHINGER bezeichnet dieses Rätsel als irreführendes Rätsel, was der Kategorie Scherzfragen entspricht, vgl. WACHINGER, Rätsel, S. 146. Rätsel Nummer 36 kann auch den Scherzfragen zugeordnet werden, da es neben der potentiellen Lösbarkeit auf eine Pointe hin ausgelegt ist. Da Lösbarkeit beziehungsweise Nachvollziehbarkeit der Lösung durch logisches Denken in beiden Fällen gegeben ist, können beide Rätsel als Logikrätsel bezeichnet werden.

<sup>325</sup> Die Aufgabenstellung ersetzt die Fragestellung. Da der Rezipient dennoch angehalten ist, einen kognitiven Beitrag zu leisten, und am Ende eine Lösung präsentiert wird, ist die Bezeichnung Rätsel auch für diese Form angemessen. Eine Unterscheidung zwischen Rätselfragen und Rätselaufgaben spezifiziert lediglich Typen innerhalb dieser Gattung. Die Fragestellung ist somit kein distinktives Merkmal der Gattung selbst. WACHINGER stellt fest, dass die meisten Rätsel als Aussage und nicht als Frage formuliert sind, vgl. WACHINGER, Rätsel, S. 147.

<sup>326</sup> Vgl. GRIMM, Märchen, Bd. 2, S. 61-68.

werden, sind hier Lösungen beziehungsweise Lösungsstrategien gefordert. Auch wenn diese teilweise abwegig und überraschend erscheinen, sind sie doch immer durch Logik nachvollziehbar und herzuleiten.

#### 3.5.1.4 Zusammenfassung

In jeder der drei hier verwendeten Kategorien ist ein Thema zentral vertreten. Die Scherzfragen besitzen zum Großteil sexuelle und skatologische Inhalte. Tomasek spricht von einem Amüsierbedürfnis, das sich in der Scherzfrage ausdrückt und mit einer Affinität dieser Form zum Fäkalen und Obszönen einhergeht.<sup>327</sup> Die Wissensfragen bewegen sich allein im religiösen und kirchlichen Bereich, während sich die Logikrätsel weltlicher Themen bedienen.<sup>328</sup> Sie unterscheiden sich also nicht nur durch den funktionalen Aufbau des Rätsels, sondern auch durch die jeweiligen Inhalte.

Die Scherzfragen sind im ersten Rätselkomplex am stärksten vertreten. Sie sind in dieser Gruppe durchgehend vorhanden, im ersten Drittel nahezu lückenlos. Der mittlere Teil wird von den weniger umfangreich gesammelten Logikrätseln bestimmt. Die wenigen religiösen Rätsel finden sich verstärkt im letzten Drittel der Gruppe und bilden ihr Ende. Sie werden dabei immer wieder von Scherzfragen und Logikrätseln abgelöst, so dass maximal drei thematisch zusammengehörende Texte beieinander stehen. Damit liegt der Schwerpunkt dieser Gruppe eindeutig auf den häufig obszön motivierten, der Unterhaltung dienenden Scherzfragen und nicht auf der Tradierung kultureller Wissensbestände.

#### 3.5.2 Rätselgruppe 2

In dieser weitaus kleineren, sechs Rätsel und zwei Sprüche umfassenden Gruppe finden sich lediglich zwei Scherzfragen, Nummer 61 und 62. Sie funktionieren nach demselben

---

<sup>327</sup> Vgl. TOMASEK, Scherzfragen, S. 217.

<sup>328</sup> KULLY untergliedert in priapisch, gnomisch, religiös, skatologisch. Sie schreibt diese Inhalte jedoch nicht den einzelnen Rätseln, sondern den gesamten überlieferten zu, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35. Eine Trennung priapischer und skatologischer Inhalte scheint jedoch in Bezug auf die Frage nach dem Gebrauchskontext wenig sinnvoll, da die Rezipientenwirkung in beiden Fällen die gleiche ist.

Prinzip wie der Großteil der Scherzfragen des ersten Komplexes. Einer auf den Geschlechtsakt hinweisenden Beschreibung folgt eine unerwartete, nicht herzuleitende, arglose Lösung. Beide Rätsel scheinen jedoch mit weniger Mühe konzipiert zu sein als die Scherzfragen der ersten Gruppe. Das Abgleichen der Lösung mit den genannten Merkmalen der Beschreibung überzeugt nicht vollständig, da die Lösung nur oberflächlich auf die Beschreibung zugeschnitten wurde, wie Rätsel Nummer 61 beispielhaft zeigt:

*Jtem, Nun Rat: Dein gelt vmb dich,  
Mein flachs ein spann lannck jn dich.  
vnd rür den ars vnd laß ein hin gien!  
Das Ift ein schwe, den man einem ane legt.*

Die restlichen Rätsel können dem Typus Logikrätsel zugeordnet werden.<sup>329</sup> Allerdings weichen sie thematisch von denen des ersten Komplexes ab. Sie beinhalten ausschließlich Sexuelles. Zum Lösen benötigt der Rezipient Kenntnis über den menschlichen Körper und seine Funktionen im sexuellen Bereich. Diese müssen mit den Gegebenheiten der Ausgangssituation kombiniert werden, um das gesetzte Ziel der Aufgabe zu erreichen. Situationsbeschreibung, Aufgabenstellung und Lösung bedienen sich einer transparenten Sprache. Sie verschleiern oder umschreiben die sexuellen Vorgänge nicht. Körperteile wie Körperfunktionen werden eindeutig benannt. In Rätsel Nummer 59 kann der *zagal* aus Stroh von der *votzenn* voll Feuer dadurch unbeschadet bleiben, dass sich beide ein wenig *pepruntzen*. Auch die anderen Hindernisse dieser Verbindung und ihr Überwinden sind klar geschildert.

Zwei Sprüche mit ebenfalls sexueller Thematik schließen diesen Komplex ab.<sup>330</sup> Die priapischen Aufgaben und Lösungen der Logikrätsel, die den Rezipienten dazu bewegen,

---

<sup>329</sup> BISMARCK ordnet neben den Nummern 61 und 62 auch 58, 59 und 63 den Scherzfragen zu. Die hier genannten Kriterien sprechen jedoch dagegen, vgl. BISMARCK, Rätselbücher, S. 77. KULLY charakterisiert die Nummern 58 bis 60 und 63 als obszöne Variante der Wissensrätsel. Obszönität sei hier nur das Thema, nicht die Lösung. Laut KULLY gehört der Großteil der Rätselsammlung den Wissensrätseln an, die sich dadurch auszeichnen, dass auf eine intellektuelle Spielerei eine Pointe folgt, die logisch, jedoch unerwartet ist, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 42. Würde man dem Kriterium der logischen und doch unerwarteten Pointe folgen, müssten alle den Scherzfragen zugeordneten Texte in die Kategorie Wissensrätsel fallen. Da hier unter Wissen keine logische Schlussfolgerung, sondern erlerntes Gut verstanden wird, ist dieser Begriff irreführend. KULLY unterscheidet die Wissensrätsel von denen, deren Reiz in der Irreführung des Rezipienten liegt. Somit grenzt sie einige Scherzfragen von ihrer zweiten Kategorie ab, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 42. Die Unterscheidung zwischen unerwarteten und irreführenden Pointen wird in diesem Kontext aufgrund der fehlenden Trennschärfe nicht vorgenommen.

<sup>330</sup> Sie sind vermutlich hinzugenommen worden, um das Blatt zu füllen, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 131.

sich intensiv in sexuelle Sachverhalte hineinzudenken, sowie die durchgehend sexuelle Thematik lassen diese Gruppe obszöner erscheinen als die erste. Auch wenn im ersten Komplex sexuelle Inhalte verhältnismäßig stark vertreten sind, stehen sie in enger Verbindung zur Scherzfrage und dienen so der Gestaltung einer überraschenden Wendung. Im zweiten Abschnitt ist Sexualität jedoch nicht nur Mittel zum Zweck, also zur Irreführung des Rezipienten, sondern steht im Fokus, auch in der Lösung. Getrennt werden die beiden ersten Rätselkomplexe durch das von Kully als priapisch charakterisierte Märe *Der verklagte Zwetzler*.<sup>331</sup> Das Thema der Gruppe steht somit nicht für sich, sondern schließt an das des vorherigen Textes an. Der auf die zweite Gruppe folgende religiöse Hymnus bricht inhaltlich allerdings mit dem Vorangegangenen.

### 3.5.3 Rätselgruppe 3

Auf den Hymnus folgen zwei weitere Rätsel, von denen eines inhaltlich an das religiöse Lied anknüpft.<sup>332</sup> Am Beginn steht jedoch ein weltlicher, Naturwissen fordernder Text. Das Rätsel von den drei Vögeln, die anhand eines distinktiven Merkmals ihrer Spezies zugeordnet werden sollen, ist in vielen Varianten überliefert.<sup>333</sup>

*Jtem, Rat was ift das:  
Es kamen drey vogell geflogen.  
Der erfte het kain zungen,  
Der annder het kain lungen  
vnd der dritte Saugt feine Jungen.  
Rat, was vogel das fein!  
So sprich alfo:  
Ein storch hat kain zungen  
vnd ein taub hat kein lungen  
So faugt die fledermauß jre jungenn.*

Es bezieht sich zum einen auf zoologisches Wissen, beispielsweise das Wissen darum, dass Fledermäuse Säugetiere sind, zum anderen auf den Volksglauben; der Storch

---

<sup>331</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35.

<sup>332</sup> KULLY geht der Frage nach, ob es sich bei dem Hymnus nicht auch um eine Form des Rätsels handeln könnte, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 132. Diese Annahme wird in Kapitel 3.7.1 ausführlich behandelt.

<sup>333</sup> Im Traugemundslid heißt es beispielsweise: *waz vogel soiget sine junge? / was vogel ist ane zunge? / waz vogel ist ane magen?*, GRIMM, Traugemundslid, S. 10.

klappert, weil er keine Zunge hat.<sup>334</sup> In jedem Fall ist es nicht allein anhand der gegebenen Merkmale lösbar, sondern erst mit dem entsprechenden Allgemeinwissen<sup>335</sup> und gehört somit zu der Kategorie Wissensfragen.<sup>336</sup>

Das zweite, religiöse Rätsel stellt die Frage, wer *wolgeschaffenn* sei, Gott oder Teufel. Im ersten Vers heißt es: *Ist got wolbeschaffen*. Das restliche Rätsel, auch die Lösung, nennt das Verb *wolgeschaffen*. Folgt man Grimm kann »beschaffen« zumindest im heilsgeschichtlichen Kontext synonym zu »erschaffen« verwendet werden.<sup>337</sup> Die Antwort des Rätsels lautet, Gott sei nicht erschaffen worden, sondern schon ewig gewesen, während der Teufel erschaffen wurde. Dieses Rätsel zeichnet sich weniger durch spezifische Kenntnisse aus, als vielmehr durch eine logische Schlussfolgerung, resultierend aus dem hinweisenden Verb *geschaffen*. Auch wenn es sich von den komplexen, mehr Aufgabe als Frage stellenden, Rätseln der vorangegangenen Sammlung unterscheidet, zeigt die Anforderung an den Ratenden, dass es sich um ein Logikrätsel handelt. Damit scheint zwischen den beiden Rätseln dieser Gruppe keine Verbindung außer der Gattung zu bestehen.

#### 3.5.4 Einzelrätsel

Ein zweites Lied, *Das Almosen*, trennt die dritte Rätselgruppe von einem isoliert stehenden Rätsel auf Blatt 44v. Von dem von Kully als erotisch beschriebenen Charakter der beiden Lieder und den vorangegangenen weltlichen wie religiösen Wissensfragen hebt sich der folgende 16 Verse umfassende Text ab.<sup>338</sup> Anstelle der Aufforderung zu raten wird dem Rezipienten unmittelbar die zu lösende Aufgabe dargelegt. Er soll vier Arten, eine *fotzenn* zu nutzen, benennen, wobei der Beischlaf ausgeschlossen ist. An dieser

---

<sup>334</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 134; dazu und ausführlich zur Bedeutung des Storchs, vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 8, Sp. 498f.

<sup>335</sup> Dieses lässt sich zum Teil schwer rekonstruieren. So ist das Fehlen der Lunge bei einer Taube in anderen Texten nicht zu finden und als Teil des Volksglaubens eher unwahrscheinlich. Das Fehlen der Galle ist hingegen eine weit verbreitete Meinung und im Christentum, angelehnt an die Humoralpathologie nach Galenus, ein Symbol für Sanftmut, vgl. Enzyklopädie des Märchens, Bd. 13, S. 240.

<sup>336</sup> WACHINGER ordnet diesen Text ebenfalls den Wissensfragen zu, das heißt den »rätselähnlichen Wissensfragen«, wie seine Kategorie lautet, vgl. WACHINGER, Rätsel, S. 150.

<sup>337</sup> Vgl. DWB, Bd. 1, Sp. 1543-1545. Hier bietet sich zudem eine zweite Lesart an, da »wohlgeschaffen« auch im Sinne von »schön« verstanden werden kann.

<sup>338</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35.

Stelle wird bereits deutlich, dass das Rätsel an die Sammlung der Gruppe 2 anknüpft. Im Gegensatz zu den obszönen Scherzfragen der ersten Gruppe steht hier eine Aufgabenstellung im Vordergrund, die durch Logik lösbar zu sein scheint. Entgegen den Logikaufgaben der ersten Gruppe ist das Thema jedoch ein sexuelles. Die Auflösung referiert lediglich zum Teil auf sexuelle Handlungen. Eine Lösung ist: *nym Sie zum Erften vnd fetz Sie jn ein kirchen. So komen dann die pauren / vnd laynen jr spiß darein* (V. 3f.). In einer Kirche ausgesetzt, würden die Bauern sich des Geschlechtsteils bedienen. Diese Antwort ist so spezifisch, dass ihre Lösbarkeit nicht gewährleistet ist, dafür aber auch in Bezug auf die Bloßstellung der Kirchgänger pointenhafte Züge annimmt. Auch die Eignung des weiblichen Genitals als eine Art Schirmständer, Bartersatz und Wasserspender ist absurd und ebenfalls schwer herzuleiten. Da dieses Rätsel eher auf den Witz als auf Lösbarkeit aus zu sein scheint und die Annahme, es handle sich um eine durch Verstand lösbare Aufgabe, dadurch widerlegt wird, kann man wohl von einer Scherzfrage sprechen.<sup>339</sup> Die auf dem folgenden Blatt niedergeschriebenen *Rezepte gegen Impotenz* lassen zunächst eine ähnliche Ausrichtung vermuten. Die sozial-kritische Rede *Die Auslegung der Ehe* steht auf der Verso-Seite des Blattes.

### 3.5.5 Rätselgruppe 4

An die Rede auf Blatt 45v schließt sich der erste der beiden das Ende der Rätselsammlung bildenden Texte an. Er beginnt mit der Anrede *lieber herr*. Die darauffolgende Schilderung der Situation lässt auf einen weiblichen Sprecher schließen: Aus ihrem Unterleib *kluckts ein hünlein mit feinem schnabel heraus* (V. 2). Darauf folgt die Rateaufforderung. Wiederum von einer vagen Sexualmetaphorik geleitet, glaubt der Rezipient, dass mit dem herausbrechenden Hühnlein die erigierte Klitoris gemeint sein könne.<sup>340</sup> Die scheinbar medizinische, doch immer noch sexuell aufgeladene Antwort folgt auf den Fuß. Es ist ein reifer Pickel, den die *Junckffrauen* von Zeit zu Zeit haben.<sup>341</sup>

---

<sup>339</sup> Laut KULLY handelt es sich hier um die obszöne Variante eines Wissensrätsels, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 42.

<sup>340</sup> KULLY verweist hier auf eine Übersetzung aus Anthropophyteia IX, das einige der in Q565 aufgenommenen Rätsel in Übersetzung abgedruckt hat, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 143

<sup>341</sup> Im Anthropophyteia IX wird die Stelle *zeitiger aif* mit »gieriger Arsch« übersetzt, vgl. F.A., Anthropophyteia Bd. IX, S. 483. Diese Übersetzung ergibt weder Sinn, noch lässt sie sich über die Wortherkunft rechtfertigen.



Hier löst ein Bild das andere ab. Aus dem ausbrechenden Schnabel wird ein vom Ausbrechen bedrohter Eiterherd. Beide Bilder referieren auf eine geschwollene Vulva kurz vor dem Höhepunkt.

Das zweite Rätsel steht allein auf dem folgenden Blatt. Es ist wie sein Vorgänger als Scherzfrage konzipiert, wie sie besonders in der ersten Gruppe zu finden ist. Mehrere Hinweise sind gegeben, hier die Beschreibung eines Vorgangs, in welchem

[...] *Still geschwigenn,  
Darauff gestigenn  
Nichts gesprochen<sup>342</sup>,  
Woll zue gestochenn,  
Die knye gepogenn,  
Hart zue gefschobenn.*

wird. Die Erwartung des Rezipienten, es würde sich um einen sexuellen Akt handeln, ist geweckt, die Auflösung hingegen überraschend. Sie entstammt abermals dem medizinischen Bereich. Gesucht ist der *Aderlaß*. Anders als bei den bisherigen Rätseln folgt die Auflösung nicht auf die Rätselstellung. Sie ist neben ihr platziert und mit jedem der genannten Hinweise, die je einen Vers bilden, durch eine Linie verbunden. Farbe und Form lassen darauf schließen, dass der Schreiber selbst diese Verbindungslinien gezogen hat und nicht etwa ein späterer Nutzer.

### 3.5.6 Nutzerspuren dieser Texte

In der ersten Rätselgruppe weist fast jedes Blatt unterschiedliche Arten von Nutzerspuren auf. Oft handelt es sich um Unterstreichungen oder Wellenlinien in roter Tinte. Manche Rätsel sind durch mehrere Markierungen gekennzeichnet.

Das skatologische Rätsel Nummer 6 ist, bis auf die Aufforderung zu reimen, vollständig unterstrichen. Nummer 8, die sexuelle Variante der Reimaufgabe, ist ab dem dritten Vers und somit ebenfalls fast vollständig unterstrichen. Hier wurden die Aufforderung zu reimen und die dafür zu verwendenden Worte ausgespart. In Nummer 15 sind die zentralen Elemente der Frage sowie die skatologische Pointe unterstrichen. In Text

---

<sup>342</sup> Laut KULLY mit »gebrochen« zu übersetzen.

Nummer 18 ist ein Großteil der Beschreibung des gesuchten Gegenstandes, vermeintlich des männlichen Glieds, unterstrichen. Nummer 24 ist bis auf den Zusatz der Lösung, der auf die Frage verweist, unterstrichen. Die sexuell motivierten Rätsel der Nummern 19, 39, 46 und 47 sind vollständig mit einer Wellenlinie am Rand versehen. Das Wort *part* in Nummer 39, das auf das behaarte weibliche Geschlecht referiert, ist zudem durch ein etwas blasserer Kreuz gekennzeichnet. Die Markierung von Geschlechtsteilen ist ebenfalls in den Texten Nummer 19 und 17 vorgenommen,<sup>343</sup> allerdings mit Bleistift, was auf einen späteren Nutzer hindeutet.

Verschiedene Arten von Nutzerspuren kennzeichnen auch die Nummern 13, 40 und 54. Die Logikaufgabe Nummer 13 ist eingerahmt und am Rand mit *NB* versehen.<sup>344</sup> Auch am Rand der Nummer 40, einer der wenigen Scherzfragen mit weltlicher Thematik, ist *NB* vermerkt. Das Ende der Frage und ein Großteil der Antwort sind zudem unterstrichen. Ein letztes *NB* findet sich neben der, unter Vorbehalt der religiösen Wissensfrage zugeordneten, Nummer 54. Das Rätsel besitzt zudem eine Wellenlinie am Rand und ist vollständig unterstrichen. Es ist also auf dreierlei Weise markiert worden, was auf verschiedene Nutzer hindeutet.

Eine weniger auffällige Nutzerspur lässt sich an der Nummer 32 erkennen. Ein leicht schräger Strich in blassem Rot am Ende des Logikrätsels könnte das gesamte Rätsel markieren oder lediglich das zentrale Element der Lösung *zwelff pfennig*. Die Zuordnung ist nicht eindeutig.

Da Inhalte aller drei hier aufgeführten Rätseltypen markiert wurden, scheinen die Themen dieser Texte nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit den Nutzerspuren zu stehen. Dennoch scheinen die obszönen Elemente im Fokus des Interesses gestanden zu haben, da sie am häufigsten Nutzerspuren aufweisen. Allerdings bilden die obszönen Scherzfragen auch den größten Teil der Gruppe. Sammler- und Nutzerinteresse gehen in diesem Fall konform. Doch »gut merken« wollte sich der Nutzer diese Rätsel nicht, ganz im Gegensatz zu den beiden markierten und mit *NB* versehenen Logikrätseln. Eine Affinität zu folgerichtigem Denken ist also auch in den Nutzerspuren zu erkennen. Die beiden Logikrätsel zeichnen sich, wie weitere hier gesammelte Logikaufgaben, durch

---

<sup>343</sup> Nr. 19: *zwitzerzweck*; Nr. 17: *vifafas*; möglicherweise stießen die phantasievollen Wortschöpfungen für den Begriff Penis eher auf Interesse als der Gegenstand an sich.

<sup>344</sup> Darüber hinaus ist das Wort *Bauer* nachträglich in den Text eingetragen.

eine Pointe aus. Die Lösung ist zwar durch kausales Denken herzuleiten, hat jedoch aufgrund des naheliegenden, unerwarteten Schlusses einen pointenhaften Effekt. Somit sind diese Rätsel den Scherzfragen ähnlich.

Durch die Stärke der Markierung ist es das religiöse Rätsel, das hervorsteicht. Unterstreichungen, Wellenlinie und der Hinweis *Nota Bene* zeigen die Relevanz für den Nutzer an. Thematisch lässt sich diese Nutzerspur nicht in das Gesamtinteresse der Gruppe einordnen. Die Frage, wer das Heiligste auf Erden getragen habe, wird beantwortet mit dem Esel, welcher Jesus und Maria nach Ägypten trug. Die Abfrage biblischen Wissens forciert hier eine Pointe. »Das Heiligste tragen« bietet verschiedene Lösungsmöglichkeiten: Maria trägt (in Erwartung) Jesus, Jesus trägt das Kreuz (dadurch später heilige Reliquie), das Kreuz trägt Jesus. Dass es sich letztlich um den Esel handelt, der die beiden auf ihrer Flucht getragen hat, ist eine unerwartete Wendung, da die Verbindung des als dumm, störrisch und triebhaft konnotierten Lastentiers<sup>345</sup> mit etwas Heiligem verwundert. Allerdings wird hier mit einer Dialektik operiert. Der Esel kann sich, wie die Flucht nach Ägypten, Christi Geburt oder der Einzug Jesus in Jerusalem zeigen, durch eine Nähe zum Heiligen auszeichnen.<sup>346</sup> Hans Jürgen Scheuer sieht in ihm die »Differenz zwischen Heiligem und Profanem«.<sup>347</sup> Die Vielschichtigkeit der Ausdeutung des Esels bewirkt zwar, dass dieses Rätsel nicht eindeutig dem Scherz oder dem Wissen zugeordnet werden kann, die Pointe zeigt jedoch, dass sich dieser Text in seiner Funktion nicht völlig von den übrigen, mit Nutzerspuren versehenen Texten unterscheidet. Der Grund für das Ausmaß der Markierung an Rätsel Nummer 54 lässt sich dadurch jedoch nicht erklären. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang in Bezug auf die Struktur des Rätsels. Es setzt sich aus einer Frage und einer Antwort zusammen, beide recht kurz gehalten. Insgesamt weist fast die Hälfte der markierten Texte eine simple Frage-Antwort-Struktur auf.<sup>348</sup> Die zweite Hälfte besteht aus einer Merkmalsbeschreibung, die den Rezipienten auf die Spur eines sexuellen Sachverhaltes führt, und einer Pointe, die auf einen Alltagsgegenstand referiert. Beide Formen von Rätseln eignen sich für den performativen Gebrauch vor größerem Publikum, da sie

---

<sup>345</sup> Vgl. FRIEDRICH, Paradigmatik, S. 94. Selbst wenn der Esel als Lösung erkannt wurde, ist die prominentere Stelle sicherlich die des Einzugs Jesus in Jerusalem, da hier dem Esel ,bewusst anstelle eines Pferdes gewählt, Bedeutung zukommt, vgl. Lexikon zur Bibel, Sp. 373.

<sup>346</sup> Vgl. FRIEDRICH, Paradigmatik, S. 98.

<sup>347</sup> SCHEUER, Topos, S. 8.

<sup>348</sup> Es sind die Nummern 15, 24, 40, 46, 54. Die nicht eindeutig markierten Texte Nummer 17 und Nummer 32 sind in diese Angabe nicht einbezogen.

inhaltlich knapp gehalten und einprägsam sind. Die umfangreichen, inhaltlich komplexen Logikrätsel und die in den kirchlichen Kontext einzuordnenden Wissensfragen sind nicht gekennzeichnet. Folglich lässt sich ein mündlicher Gebrauch der markierten Rätsel im öffentlichen Raum für eine größere Gruppe annehmen. Ein weiteres, diese These stützendes Indiz bildet hierbei die Art der Nutzerspur. Ganze Einrahmungen und klammerartige Wellenlinien am Rand demonstrieren das Interesse am gesamten Text, nicht nur an bestimmten Aspekten, wie beispielsweise der Pointe oder Lösung.<sup>349</sup> Auch die Unterstreichungen erstrecken sich über den Großteil des jeweiligen Textes. Nur das einleitende Rahmenelement ist ausgespart. In einem Kontext, in dem der Rezipient mit der Konvention des Rätselratens vertraut ist und diese Form der Unterhaltung erwartet, kann dieses Element hinfällig werden.

Im zweiten Komplex sind drei der sechs Rätsel durch eine Wellenlinie am Rand gekennzeichnet. Die ersten beiden Logikrätsel Nummer 58 und Nummer 59 sind auf diese Art markiert, ebenso die Scherzfrage Nummer 62. Da in dieser Gruppe ausschließlich sexuelle Inhalte wiedergegeben werden, kann anhand der Nutzerspuren keine thematische Affinität festgestellt werden. Die Markierung unterschiedlicher Typen, die bereits in der ersten Gruppe beobachtet wurde, zeigt ein Interesse an verschiedenen Rätselformen.

Das 16 Zeilen umfassende obszöne Einzelrätsel weist ebenfalls eine durchgängige Wellenlinie am Rand auf. Es handelt sich um eines der umfangreichsten Rätsel in Q565. Dieses wie auch die anderen beiden markierten Logikrätsel sind entgegen den anderen, nicht hervorgehobenen Logikaufgaben auf leichte Unterhaltung ausgelegt und ohne intensive geistige Anstrengung nachvollziehbar. Folglich ist der Gebrauch zur Unterhaltung eines größeren Publikums vorstellbar.

Die anderen Rätselgruppen tragen keine Nutzerspuren. Weder die weltlichen und religiösen Wissensinhalte der Gruppe 3 noch die sexuellen Themen der Gruppe 4 sind betont worden. So lässt sich anhand der Nutzerspuren nur bedingt etwas über Gebrauch und Interessenschwerpunkt der Rätsel sagen. Sexuelle Inhalte sind am häufigsten markiert, machen aber auch den Großteil der Rätselsammlung aus. Von den Logikaufgaben und Wissensfragen sind lediglich jene gekennzeichnet, die auch der

---

<sup>349</sup> Die mit Bleistift vorgenommenen Unterstreichungen der auf das männliche Geschlecht verweisenden Ausdrücke in Nummer 17 und Nummer 19 sind hier ausgenommen.

Unterhaltung dienende, humoristische Züge tragen und inhaltlich leicht zugänglich sind. Komplexere Rätsel, die einen größeren Denkprozess oder einen spezifischen Wissenshintergrund verlangen, sind unberührt. Der Fokus des Nutzers liegt auf der Unterhaltungsleistung der Texte, genauer dem sexuellen Witz.

### 3.5.7 Zusammenfassung

Das aus den Nutzerspuren gewonnene Interesse an der Rätselsammlung deckt sich mit dem inhaltlichen Fokus der gesammelten Texte. Memorierung, Reproduktion von Wissen oder die Schulung von Merk- und Denkfähigkeit stehen hier nicht im Vordergrund. Die hohe Anzahl an Scherzfragen steht den wenigen rein am Wissen und Denken orientierten Aufgaben entgegen. Tomasek spricht von einer Sammlung »mit hohem Scherzfragenanteil, die über fast keinen Wissensbestand mehr verfügt«.<sup>350</sup> Die Funktion dieser Rätselsammlung ist, wie schon für die erste Rätselgruppe festgestellt werden konnte, die Unterhaltung.

Entgegen den Beobachtungen der ersten Gruppe, entsprechen die Inhalte nicht durchgehend dem Rätseltyp. Während im ersten Komplex Scherzfragen mit obszönen Inhalten, Wissensfragen mit religiösen und Logikaufgaben mit alltäglichen Begebenheiten korrelierten, ist diese Zuordnung in den darauffolgenden Gruppen nicht immer gegeben. In der zweiten Rätselgruppe sind sexuelle Inhalte nicht allein durch Scherzfragen präsentiert. Sie bieten auch Sachverhalte, die es logisch zu lösen gilt. Der dritte Komplex beinhaltet eine nicht religiöse Wissensfrage und ein religiöses Logikrätsel. Die vierte Gruppe verhält sich mit sexuellen Scherzfragen wiederum kongruent zur ersten. Das Einzelrätsel erweckt den Anschein, das sexuelle Thema mit einer Logikaufgabe zu verknüpfen, entpuppt sich letztlich aber als Scherzfrage. Es ist zumindest eine Affinität zwischen Thema und Form zu erkennen.

Daneben ist die Vorliebe für obszöne Themen deutlich und durchgehend erkennbar. 28 Texte und somit nahezu die Hälfte der Rätselsammlung weisen obszöne Inhalte auf.<sup>351</sup>

---

<sup>350</sup> TOMASEK, Scherzfragen, S. 228.

<sup>351</sup> HAIN zählt lediglich 20 obszöne Rätsel, vgl. HAIN, Rätsel, S. 29. Sie weist auch auf den festen Platz obszöner Inhalte in volkstümlichen Rätselsammlungen hin. Die Verbindung bestehe darin, dass sexuelle

Der mit Erwartbarkeit und Wortschöpfungen spielende Umgang mit obszönen Themen ist ebenfalls Hinweis auf den Unterhaltungsanspruch. Doch auch provozierende Elemente sind zu finden, wie beispielsweise die Antwort auf die Frage in Nummer 15 nach der besten Eigenschaft der Heiligen in der Kirche zeigt: *Das ift, das fie jne die kirchen nit fcheÿffen*. Ulla Fix betont das Moment des Spielerischen für Rätsel im Allgemeinen und merkt an, dass besonders »unheimlich« Gebiete wie das Obszöne von dieser Gattung bestimmt sind.<sup>352</sup>

Die gemeinsame Überlieferung von Rätseltypen beziehungsweise Inhalten scheint in der ersten Gruppe relativ willkürlich zu sein. Inhaltliche oder formale Reihungen sind nur teilweise über wenige Texte hinweg zu beobachten. Die späteren Gruppen sind meist thematisch einheitlich gehalten, was allerdings aus der geringen Anzahl der Texte resultieren könnte. Gruppe 2 und 4 sowie das Einzelrätsel beschäftigen sich ausschließlich mit sexuellen Sachverhalten. Die Diversität der ersten Gruppe und die separate Stellung thematisch einheitlicher Gruppen wirft die Frage auf, weshalb die Rätseltexte nicht gemeinsam tradiert wurden. Die abnehmende Textanzahl der Gruppen legt die Vermutung nahe, dass mit der ersten Gruppe die Rätselsammlung bereits abgeschlossen war und spätere in Zweierverbund oder einzeln überlieferte Texte als Blattfüllsel<sup>353</sup> oder Trennung zwischen anderen Textsorten dienten. Die sechs Rätsel der zweiten Gruppe nehmen allerdings neben der Verso-Seite des *Zwetzler*-Märes ein ganzes Blatt ein, wobei hier die zwei angefügten Sprüche als Füllmaterial der Verso-Seite gedient haben könnten. Diese Rätselgruppe ist möglicherweise aufgrund von Platzmangel auf einem Blatt eingetragen worden, welches zur Trennung des priapischen Märes vom religiösen Lied freigelassen wurde.

Die derben, pointenreichen, auf Unterhaltung gerichteten Texte lassen eine Rezeption in ausgelassener Gesellschaft vermuten. »Das Vorlesen aus solchen Büchlein, das Abfragen einer geselligen Runde nach den darin enthaltenen Rätseln und Scherzfragen wird man als durchaus typische Praxis annehmen dürfen.«<sup>354</sup> Als lokaler Kontext, in welchem diese Praxis steht, lässt sich, schon aufgrund der Provenienz der Handschrift, die Stadt

---

Elemente wie das Rätsel selbst durch eine andeutende und verhüllende Metaphorik gekennzeichnet seien, vgl. HAIN, Rätsel, S. 51.

<sup>352</sup> Vgl. FIX, Textsorten, S. 199.

<sup>353</sup> Diese Ansicht vertritt auch KULLY, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 42.

<sup>354</sup> BENTZIEN, Rätsel, S. 254.

vermuten. Das laut Volker Schupp »volkstümliche Gepräge« der Weimarer Sammlung, entspricht der These, dass Rätselgut im Volk verankert ist.<sup>355</sup> Tomasek nimmt an, dass der Hunger nach Bildung auch die seit jeher vorhandene Lachkultur der höfischen Kreise betraf und die bürgerliche Rezeption von Rätseln und Scherzfragen Ausdruck dessen waren.<sup>356</sup> Das bäuerliche Umfeld ist in den Rätseln der Weimarer Handschrift präsent, wie beispielsweise die auf den Ort der Spinnstube verweisenden Texte Nummer 17 und 18 zeigen.<sup>357</sup>

### 3.6 Die Berichte

Zwei Blätter nach der letzten Rätselgruppe steht der erste der beiden in Q565 anzutreffenden Berichte, umgeben von ›Schlemmerversen‹ und der Obszönrede *Der gefundene Ring*. Drei Blätter weiter folgt auf das polemische Lied der zweite Bericht. Beide Texte schreibt Kully dem 16. bis 17. Jahrhundert zu,<sup>358</sup> sie stammen jedoch von verschiedenen Händen. Der erste Bericht mit dem Titel *Eroberung der Stadt Fudanna* ist von Hand E aufgeschrieben worden. Da er mit wenig Freiraum zwischen zwei Texten der Hand D steht, liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei E um die frühere Hand handelt.<sup>359</sup> Der zweite Text, von Kully *Bericht aus Italien* genannt,<sup>360</sup> gehört wie die ihn umrahmenden Texte zu Hand F. Kully erläutert die Zuschreibung dieser Texte zu den Berichten nicht.<sup>361</sup> Die originäre Überschrift des zweiten Textes, *Zeitung auß Jtalia*, lässt bereits eine informierende Textfunktion vermuten. Beide Berichte sind in Prosaform verfasst. In beiden Fällen konnte Kully keine Parallelüberlieferung ausmachen.<sup>362</sup>

---

<sup>355</sup> Vgl. SCHUPP, Rätselbuch, S. 410-411. Schupp distanziert sich von der Annahme, dass fahrende Schüler und Studenten Rätselgut verbreitet haben aufgrund fehlender Belege, vgl. SCHUPP, Rätselbuch, S. 410.

<sup>356</sup> Vgl. TOMASEK, Scherzfragen, S. 232.

<sup>357</sup> Hier sei noch einmal auf die Ausführung Bismarks verwiesen, welche die bäuerliche Spinnkultur und die Spinnstube als Ort sexueller Ausschweifungen beschreibt, vgl. BISMARCK, Rätselbücher, S. 129-134.

<sup>358</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36.

<sup>359</sup> Ausführlich dazu vgl. Kapitel 2.3.

<sup>360</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 54.

<sup>361</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36.

<sup>362</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

### 3.6.1 Eroberung der Stadt Fudanna

Auf sieben Seiten wird, wie der Titel bereits ankündigt, von der Eroberung einer Stadt berichtet: Der *vnüberwindlichst Fürst vnd herr, Herr Zagel*, sammelt, nachdem friedliche Verhandlungen gescheitert waren, sein Kriegsvolk, um die edle Stadt *Fudanna* einzunehmen. Doch die Stadt leistet Widerstand:

*Alß nun der Fürft alles Kriegsvolkh beyeinander gehabt, hat er den furirer von Stoßdrein Jnn die Stat fudanna geschickt, vnd sie freundlich befragen Laffen, Ob sie sich guetlich ergeben wolle oder nicht, Auff welches sie Trutzig geantwortet. (Z. 17-20)*

Also zieht der Fürst in die Schlacht. Auf seinem Weg über *Milchhausen*, *Dutenhaim* und *Nabelsberg* stößt er auf ein unüberwindbares Hindernis in Form eines Busches. Folglich ändert er seine Route und greift die Stadt aus einer anderen Richtung, über die Ortschaften *Kniehausen* und *Arßback* an. Es gelingt ihm, die Stadt zu stürmen. Die Eroberung geschieht jedoch nicht ohne Verluste. Der Fürst wird schwer am Kopf verletzt, *das Jhme das hirn heraus gespritzt* (Z. 67). Doch fortan erhält er Eintritt ohne Widerstand. Das Ende des Berichts wird mit dem abgesetzten Ausdruck *DECRETUM* gekennzeichnet. Der Text erhält so einen offiziellen, rechtsgültigen Charakter.

Der Text bedient sich ausgiebig eines militärischen Vokabulars. Es ist unter anderem die Rede von: *Krieg*, *Vhed*, *Kriegsvolkh*, *streit*, *hinein geschossen*, *Sturm*, *Angriff*, *Hinterhalt* und *widerftandt*. Die Schilderung lässt keinen Zweifel daran, dass es sich hier um Krieg im Sinne eines gewaltsam ausgetragenen Konfliktes handelt. Die Textsorte Kriegsbericht ist allerdings nur Mantel, die zu erobernde Stadt ist Allegorie.<sup>363</sup> Beides dient der Darstellung einer Deflorationszene. Der Mann steht dabei in der Rolle des Kriegers, der der ihre Tugend verteidigende Frau den Krieg erklärt und sie übermannt. Die Szene

---

<sup>363</sup> Als Allegorie wird hier, im Rahmen der Rhetorik, eine Verknüpfung von Metaphern verstanden, die einen Handlungsverlauf nachzeichnen können. Im Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft ist diese Form als Allegorie 1, Metaphernkomplex beschrieben, vgl. RLW, Bd. 1, S. 576-578. Die Allegorie der Frau als Stadt ist nicht ungewöhnlich. An anderer Stelle der Weimarer Handschrift findet sich ein Tropus ähnlicher Struktur: Das Lied *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 156-162. FRÄNKEL führt verschiedene Gedichte auf, die das Werben und Erobern jungfräulicher Städte zum Thema haben, vgl. FRÄNKEL, Städte, S. 336-364. Häufigere Anwendung findet allerdings die Burgallegorie und eine damit verbundene Eroberung, die der *Eroberung der Stadt Fudanna* in einzelnen Metaphern und dem Handlungsverlauf entspricht. Wohl bekanntestes Beispiel ist das bereits genannte Carmen Buranum 84. Ausführliche Beschäftigung erfährt das Thema bei BLANK, vgl. BLANK, Minneallegorie, S. 172-180. ZEYEN verweist auf Walthers Lied *Ez sprach ein wîp bî Rîne*, das allegorisch die Burgbelagerung wiedergibt, vgl. ZEYEN, Metaphorik, S. 77. Die Darstellung *Fudannas* als Stadt ist wohl auf den Entstehungsort der Handschrift, die Stadt Nürnberg, zurückzuführen.



erinnert an das Carmen Buranum 84, in welchem die sexuelle Eroberung des Mädchens Phyllis als Ansturm auf eine Burg beschrieben wird.<sup>364</sup> Dorothea Klein spricht mit Blick auf CB 84 von einer aggressiven Männerphantasie aus Perspektive des Vergewaltigers. Wegen der gesellschaftlichen Anerkennung des Mannes in der Rolle des Kriegers erfahre die Gewalt jener Handlung soziale Akzeptanz.<sup>365</sup> Dies lässt sich auf die *Eroberung der Stadt Fudanna* übertragen. Der Bericht wird ebenfalls aus der Perspektive des als Fürsten bezeichneten Kriegers geschildert und erfährt dadurch eine positive Konnotation. Der Sieg des Fürsten, die Eroberung und ein damit *Jmmerwernde[s] verpundtnus* mit der Geschlagenen stützen den Eindruck eines legitimen Vorgangs im Sinne eines verdienten Gewinns.

Die Allegorie der Burg und die metaphorische Beschreibung sexueller Vorgänge sieht Klein darüber hinaus als Möglichkeit, über tabuisierte Dinge zu sprechen und die Lust an der Sexualität zu kaschieren und gleichzeitig zu befriedigen.<sup>366</sup> In der *Eroberung der Stadt Fudanna* wird dies am Vorgang der Ejakulation deutlich. Johannes Müller gibt an, dass Sperma und Ejakulation kaum benannt werden und folglich stark tabuisiert zu sein scheinen.<sup>367</sup> Hier wird das Sperma über die Metapher Gehirnmasse realisiert und die Ejakulation über den Vorgang der Verwundung des Kopfes und des Herausspritzens des Inhalts.

Dennoch scheint der Aspekt der Verschleierung sexueller Sachverhalte hinter einen anderen zurückzutreten. Die Übertragung des Geschlechtsaktes auf einen Kriegsschauplatz und die nüchterne Darstellung der sexuellen Ereignisse erzeugen Komik, die den obszönen Gehalt als Ganzes weniger verhüllt als vielmehr verharmlost. Deutlich wird der humoristische Aspekt besonders durch die Schöpfung von Eigennamen wie beispielsweise für Teile des Kriegsheeres: *herr von standauff*, *gebrueder hodenhaim* oder *furirer von stoszdrein*.<sup>368</sup> Die Allegorie der Frau als Stadt ebenso wie die Form des Kriegsberichtes scheinen neben humoristischen Effekten gewählt worden zu sein, um die Gewalt des sexuellen Vorgangs hervorzuheben und diesen zu veranschaulichen. Dennoch findet durch die Übertragung auch eine Distanzierung zum

---

<sup>364</sup> Vgl. VOLLMANN, Carmina Burana, S. 291-295.

<sup>365</sup> Vgl. KLEIN, Burgen, S. 117-118.

<sup>366</sup> Vgl. KLEIN, Burgen, S. 128.

<sup>367</sup> Vgl. J. MÜLLER, Schwert, S. 162.

<sup>368</sup> Diese Namen sind in der Handschrift größer geschrieben und somit hervorgehoben. KULLY stellt sie durch die Verwendung von Großbuchstaben heraus, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 145.

Vorgang statt. Die Entjungferung, als Eroberung einer Stadt veranschaulicht, wird trotz der offensichtlichen und bildlichen Darstellungsweise und des sexuell konnotierten Vokabulars entfremdet. Der Schrecken dieses Krieges bleibt aus. Der Bericht wird eher von Humor getragen.

### 3.6.2 Bericht aus Italien

Anschaulich ist auch der zweite Bericht, diesmal in seiner Textsorte vermutlich als journalistischer Bericht markiert durch die Überschrift *Zeitung auß Italia, den 11. Martzj anno 1623*.<sup>369</sup> Der Titel, der ohne Abstand über der ersten Zeile zu finden ist, gibt nicht nur Aufschluss über die Art des Textes, sondern verortet ihn auch zeitlich wie räumlich.<sup>370</sup> Die temporale Angabe ist die einzige, die tatsächlich den realen Gegebenheiten entsprechen könnte. Kullys zeitliche Einordnung anhand sprachlicher Kriterien spricht zumindest nicht gegen die hier genannte Jahreszahl. Die Erwähnung von Ort und Medium steht hingegen im Kontext des Unterhaltungsprogramms, das bereits im ersten Bericht deutlich wurde. Die *Zeitung auß Italia* ist, wie die *Eroberung der Stadt Fudanna*, ein Genrespiel. Formal orientiert sich der Bericht an Kriterien wie der neutralen Darstellung beziehungsweise Beobachtung des Sachverhaltes und suggeriert, dass es sich hierbei um gesicherte Aussagen zur Situation handelt. Inhaltlich bricht er mit diesen und erzeugt so Humor.

Der Bruch wird bereits an der Nennung der im Zentrum der Berichterstattung stehenden Stadt *Bethulia* deutlich, zu deren Namen Kully den Verweis auf die biblische Herkunft gibt.<sup>371</sup> Bemerkenswert ist, neben der im Buch Judith geschilderten Belagerung der Stadt Bethulia,<sup>372</sup> die Bedeutung des hebräischen Namens: Jungfrau<sup>373</sup>, da auch in

---

<sup>369</sup> Ob der hier verwendete Begriff *Zeitung* bereits dem heutigen Verständnis entspricht, ist aufgrund der ungenauen zeitlichen Einordnung des Berichts nicht sicher. Im 15. Jahrhundert tritt der Begriff »niuwe zeitung« in Erscheinung, kann sich allerdings sowohl auf mündliches als auch auf schriftliches Berichten beziehen und ist an keine spezifische Textsorte gebunden, vgl. KELLERMANN, Volkslied, S. 102f. Die ersten Nachweise dieser Textsorte im Sinne eines schriftlich fixierten Mediums mit aktuellem gesellschaftlichen, politischen und militärischen Nachrichtenwert gehen ins 17. Jahrhundert zurück, vgl. HILLGÄRTNER, Presse, S. 13.

<sup>370</sup> Neben der Ernennung des Papstes Urban VIII ist es der Dreißigjährige Krieg, der in diese Zeit fällt, in welchem Italien allerdings nur Nebenschauplatz ist.

<sup>371</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 153.

<sup>372</sup> Vgl. Buch Judith, Kap. 7.

<sup>373</sup> Wörterbuch Deutsch – Hebräisch S. 91.

diesem Text die Bedrohung der Jungfräulichkeit Thema ist. Geschildert wird die Sichtung eines Ungeheuers nahe besagter Stadt. Dieses gleiche einem Menschen, sei jedoch mit *einem vberrauß langen, dickhen vnd harten Schwantz behengt* (Z. 4f.), der sich strecke. Auch das Verhalten des Unwesens wird beschrieben. *Er ligt gern im schlamm vnter dem gebüsch, vnd wo Er ein löchlein antrifft, bohrt Er in daffelbe [...]* (Z. 8-10).

Wie im Bericht *Eroberung der Stadt Fudanna* wird auch hier eine unberührte Stadt bedroht. Die Gefahr ist allerdings weniger offensichtlich. Während *Fudanna* explizit der Krieg erklärt und die Eroberung vollzogen wird, stellt das sich in der Nähe von *Bethulia* befindliche Monstrum eher eine subtile Gefahr dar. Sein Verhalten wie das Vereinnahmen von Löchern kann nicht direkt auf das Bild der Stadt bezogen werden. Erst indem der Rezipient *Bethulia* mit Jungfrau übersetzt und so die Allegorie<sup>374</sup> erkennt, gewinnt die Beschreibung des Ungeheuers Relevanz für die Stadt.

### 3.6.3 Zusammenfassung

Beiden Texten dient die inhaltliche Entfremdung der Textsorte Bericht als humoristische Basis. Sie erlaubt es darüber hinaus, sexuelle Sachverhalte bildlich darzustellen. In beiden Fällen ist die Frau als Stadt und der Mann als deren Bedrohung abgebildet. Im Falle der *Eroberung der Stadt Fudanna* bezieht sich der Handlungsverlauf auf einen Geschlechtsakt. Die Thematik der Eroberung lässt die Defloration der Protagonistin vermuten, die aufgrund der Kriegsmetaphorik als Gewaltakt verstanden wird. Der *Bericht aus Italien* besitzt nur Informationen, ohne die Schilderung eines Handlungsverlaufes. Hier steht die Darstellung männlicher Eigenschaften und Verhaltensweisen im Vordergrund, welche durch den Transfer auf ein unbekanntes Unwesen humoristische Züge erhalten. Die beiden für den männlichen Protagonisten verwendeten Begriffe *vngeheuer monstrum* und *thier* erzeugen ebenfalls eine negative Konnotation der männlichen Sexualität und verweisen implizit auf sein Gewaltpotential.

---

<sup>374</sup> Es ist nicht ganz klar, ob an dieser Stelle ebenfalls von Allegorie im bisher verwendeten Sinne gesprochen werden kann, da sich zunächst nur eine Metapher durch die Erwähnung der Stadt *Bethulia* ergibt. Dennoch besitzt sie Auswirkung auf die Lesart des gesamten Textes und ermöglicht das Erfassen weiterer Sinnzusammenhänge.

Die sexuellen Themen, die humoristische Gestaltung und der sich daraus ergebende Unterhaltungswert der Berichte entsprechen den bisherigen Beobachtungen an den in Q565 gesammelten Texten. Wie bereits die Reden *Der gefundene Ring* und *Die Bauernmagd* gezeigt haben, scheint sich die thematische wie programmatische Tendenz der Sammlung im Laufe des 16. und 17. Jahrhundert nicht verändert zu haben. Obwohl mit dem Bericht eine weitere Textsorte für diese Zeit hinzukommt, entsprechen Inhalt und Funktion dem Großteil der Texte des 15. Jahrhundert. Unter Berücksichtigung der historisch-politischen Gegebenheiten kann jedoch Folgendes der Fall sein: Die wachsende Zensur politischer Texte, besonders Kriegsberichte, die im Zuge des Dreißigjährigen Kriegs in Nürnberg vorherrschte,<sup>375</sup> mag sich in diesen beiden Texten satirisch abbilden. Die *Eroberung der Stadt Fudanna* ist in ihrer Form ein Kriegsbericht im traditionellen Sinne und somit durch den inhaltlichen Bruch auch als Satire auf die Zensurpolitik Nürnbergs zu verstehen. Jene Politik richtet sich in den zwanziger und dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts vorrangig gegen Zeitungsberichte,<sup>376</sup> was dem *Bericht aus Italien* eine satirische Note verleiht. Hinter dem offensichtlichen Unterhaltungsanspruch dieser beiden Texte könnte sich folglich ein politisches Anliegen verbergen.

### 3.7 Die Lieder

Über mehrere Jahrhunderte zusammengetragen, von mehreren Händen niedergeschrieben sind die fünf Lieder in Q565. Sie verkörpern, neben den Reden, die zweite Gattung, die über den gesamten Entstehungszeitraum hinweg gesammelt wurde. Thematisch scheinen sie zunächst wenig gemein zu haben, wie die von Kully gewählten Bezeichnungen der Subgattungen wie Hymnus, Minnelied oder Polemisches Lied bereits vermuten lassen. Der Hymnus, das Minnelied und *Das Almosen* stammen von der ersten Hand und somit aus dem 15. Jahrhundert. Die drei Lieder nehmen nur wenig Raum, knapp eineinhalb Blätter, in der Handschrift ein. Von der späteren Hand, Hand F,<sup>377</sup> sind das Polemische Lied und die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*. Beide

---

<sup>375</sup> Vgl. A. MÜLLER, Zensurpolitik, S. 73.

<sup>376</sup> Vgl. A. MÜLLER, Zensurpolitik, S. 76f.

<sup>377</sup> Wie in Kapitel 2.3 erwähnt, kann es sich bei Hand F auch um Hand D handeln, was die zeitliche Einordnung nicht verändern würde.

dem 16./17. Jahrhundert zugeordneten Texte<sup>378</sup> umfassen weit mehr Strophen als die Texte des 15. Jahrhunderts und nehmen mehrere Blätter ein. Das Polemische Lied ist in Q565 allerdings nur als Fragment vorhanden. Der Großteil des Liedes wurde herausgetrennt, so dass lediglich die letzten zweieinhalb Strophen zur Verfügung stehen. Sowohl die Lieder des 15. Jahrhunderts als auch jene des 16./17. stehen je nahe beieinander, wenn überhaupt, dann nur durch ein bis zwei Blätter getrennt. So scheinen sie trotz ihrer offensichtlichen Unterschiedlichkeit innerhalb der Handschrift zueinander in Beziehung zu stehen. Der unerklärten Gattungseinordnung durch Kully kann der klaren Benennung, der formalen Merkmale oder des Überlieferungsstandes wegen zugestimmt werden: Das Minnelied trägt die Überschrift *Ein New̃s lied, Das Almosen* erhält durch regelmäßige Verswiederholungen und onomapoetische Elemente Liedcharakter und ist wie das Polemische Lied in verschiedenen Liedvariationen überliefert. Ebenso steht die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* durch Anlehnung an ähnliche Texte im Kontext einer Liedtradition, wie an entsprechender Stelle noch ausgeführt wird. Einzig das erste Lied lässt eine Einordnung nicht eindeutig zu.

### 3.7.1 Hymnus

Der nur in Q565 aufzufindende Text<sup>379</sup> beginnt mit den Worten *Dw wunderbarer gott*. Es folgt ein Preis Gottes und seiner Schöpfung. Intensivere Beschäftigung finden dabei die einzelnen Elemente, Luft, Feuer, Erde und Wasser. Diese werden als *Retterfch* bezeichnet, die in ihrer Natur und Kraft nicht zusammenfinden. Die Betonung der Rätselhaftigkeit dieser Schöpfung hat Kully zu der Frage bewogen, ob es sich hierbei weniger um einen religiösen Lobgesang als vielmehr um ein Rätsel handelt.<sup>380</sup> Der Bezeichnung Hymnus wurde von Kully deshalb unter Vorbehalt gewählt. Thema und Sprachmodus lassen jedoch auf die Liedgattung schließen, ebenso Elemente wie die Anrufung Gottes, vergleiche etwa den Sonnengesang des Franz von Assisi.<sup>381</sup>

---

<sup>378</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36.

<sup>379</sup> Der Hymnus findet sich nicht in der Auflistung von Parallelüberlieferungen, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37. KULLY vermerkt auch, dass kein Druck existiert, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 132.

<sup>380</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 132.

<sup>381</sup> Vgl. KARRER, Assisi, S. 521-523.

Die Stellung des Textes zwischen zwei Rätselkomplexen würde für Kullys Annahme sprechen. Sie verweist auf eine Korrespondenz mit Hain, die den Text zwar recht allgemein als Gedicht bezeichnet, eine Zuordnung zum Rätsel allerdings ausschließt. Laut Hain soll der Text besagen, dass Gott auch in seiner Schöpfung Rätsel hat. Die vier Elemente stehen dabei nicht im Zentrum, sondern das Darüberstehende: Gott.<sup>382</sup> Damit ist das Rätsel zwar Thema, aber nicht gattungskonstituierend. Der offensichtlich religiöse Charakter des Liedes wird von Kully ebenfalls unter Vorbehalt festgestellt, was sie allerdings nicht näher ausführt.<sup>383</sup>

Der Lobpreis Gottes wird nicht nur während der Ausführung seiner Schöpfung, speziell der vier Elemente betont, sondern im Anschluss an deren Vorstellung fortgeführt. Indem der Dichter sich im Sinne des Bescheidenheitstopos für seine ungenügenden Ausführungen entschuldigt, *Dich daubt mein langß mere. / Darvmb die veder stat* (V. 50f.), beschließt er seinen Lobgesang.

Der letzte Vers *Ffürftlichs kindt, nym Rath!* veranlasst Hain zu der Frage nach der Herkunft des Verfassers. Sie gibt den Hinweis, es könne sich um einen Hofmeister beziehungsweise um einen Erzieher in einem fürstlichen Haus handeln.<sup>384</sup> Dem Hymnus könnte so ein Gebrauch im Rahmen privater Frömmigkeitspraxis, vermutlich in fürstlichem Hause, unterstellt werden.<sup>385</sup> Der Aufruf verleitet allerdings auch dazu, erneut einen Blick auf die Rätsel-These zu werfen. In den Versen 12 bis 13 heißt es: *Wer dife Rettersch kenndt, / Der stat mir beÿ befunder*. Hier wird das erste Mal ein Bezug zu einem Rezipientenkreis hergestellt. Es sind all jene angesprochen, die mit Gottes rätselhafter Schöpfung vertraut sind, sie also auch nennen können. Damit erinnert dieser Text an Wissensgemeinschaften konstituierende Rätsel-Texte wie das *Traugemundslid*. Auch hier sind nur jene willkommen, die die ihnen gestellte Frage beantworten können.<sup>386</sup>

---

<sup>382</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 132.

<sup>383</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35.

<sup>384</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 133.

<sup>385</sup> JANOTA differenziert geistliche Lieder in Hinblick auf ihre Gebrauchsfunktion. Er definiert zwei Grundtypen: das Gemeindelied und das Gemeinschaftslied. Gemeindelieder stehen im gottesdienstlichen Kontext. Gemeinschaftslieder werden in anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen genutzt, ausführlich dazu vgl. JANOTA, geistliches Lied, S. 265-273.

<sup>386</sup> Ausführlich zum *Traugemundslid*, vgl. TOMASEK, Rätsel, S. 329-333.

### 3.7.2 Minnelied

Auf dem Folgeblatt findet sich ein weiteres Lied, von Kully als Minnelied bezeichnet.<sup>387</sup> In der Handschrift trägt es den Titel *Ein New's lied* und ist durch Absatz zur ersten Strophe hervorgehoben. Der Text besteht aus fünf abgesetzten Strophen.

Der von Kully gewählte Titel spiegelt das Thema wider. Das Sprecher-Ich klagt über seine Liebe zu einer Frau, die ohne Antwort bleibt. Er darf seiner Liebe zu ihr nicht nachgehen, wie im zweiten Vers der ersten Strophe deutlich wird: *Wie wol ich fie muß meiden*. Ungewissheit ihrer Liebe zu ihm und beständige Abschiede vergrößern seinen Schmerz. Der Sprecher hält jedoch die Hoffnung aufrecht, dass Gott eines Tages seine Sehnsucht und Pein stillen werde.

Das Untersagen der Verbindung, die Klage und das einseitige Liebesverhältnis sind dem Modell des hohen Minnesangs entlehnt. Abschied und der Wunsch der heimlich Liebenden, nachts beieinander zu liegen, erinnern an das Tagelied. Die Übernahme von Elementen dieser Traditionen im städtischen Kontext des 15. Jahrhunderts ist durchaus gebräuchlich.<sup>388</sup> Cramer führt das Liebeslied in der Tradition des höfischen Minnesangs als städtischen Liedtypus auf und schreibt:

»Sie münzen die Distanz zwischen Sänger und höfischer Dame um in das Motiv hoffnungsloser, vergeblicher oder enttäuschter Liebe [...]. Kaum ein Muster höfischen Minnesangs, das nicht in Terminologie und Verständnishorizont städtischer Umgebung übersetzt würde [...]; die höfische Szenerie wird, u.a. durch Übernahme von Tageliedmotiven, gelegentlich unmittelbar assoziiert [...].«<sup>389</sup>

Die im Minnelied der Weimarer Handschrift verwendete Terminologie orientiert sich ebenfalls am Usus des höfischen Minnesangs. Kully charakterisiert den Text als erotisch, was zunächst allein am Begriff *begeren* im siebten Vers der ersten Strophe deutlich wird.<sup>390</sup> Folgt man jedoch den sprachlichen Konventionen des Minnesangs und der damit einhergehenden begrifflichen und motivischen Mehrdeutigkeit, eröffnen sich in der dritten Strophe weitere Hinweise auf eine körperliche Liebe beziehungsweise den Wunsch danach, da es heißt: *wan fie mich taßt / jn armen faßt / gar freuntlich het*

---

<sup>387</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 135.

<sup>388</sup> Vgl. HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 100f.

<sup>389</sup> CRAMER, Geschichte, S. 314.

<sup>390</sup> Das Ende der letzten Strophe greift den Begriff noch einmal auf: *Gelück hilff fchier / oft mein begir / Das ich genad entpfinde* (V. 8-10).

*vmbfanngenn* (V.8-10). Was für das spätmittelalterliche Publikum als bekannte Anspielung auf das körperliche Zusammensein der Protagonisten verstanden werden kann, ist laut Stefan Zeyen nicht nur Hinweis darauf, sondern Umschreibung für den Koitus, die ohne Kontextinformation vom mittelalterlichen Rezipienten verstanden wurde.<sup>391</sup> Im Kontext der Strophe, in der der Sprecher seine Sehnsucht nach der nächtlichen und frühmorgendlichen Nähe zu seiner Geliebten ausdrückt, ist es denkbar, dass die Hinweise auf Körperlichkeit den Geschlechtsakt meinen.

Mit dem Verweis auf die körperliche Liebe oder nach Zeyen mit der klaren Benennung des Koitus ist das erotische Potential des Textes erkennbar. In Anbetracht der Anlehnung an traditionelle Formen bleibt jedoch die Frage nach der Bedeutung des Titels. *Ein News lied* könnte auf das Fortführen der Gattung Minnelied und auf die Einbettung in den städtischen Kontext referieren. Da keine weiteren Überlieferungen bekannt sind,<sup>392</sup> handelt es sich bei dem ungedruckten Text<sup>393</sup> vermutlich tatsächlich um eine Neudichtung.<sup>394</sup>

### 3.7.3 *Das Almosen*

Im Anschluss an das Minnelied steht als weiteres Lied *Das Almosen*. Dieses ist im Gegensatz zu seinem Vorgänger in unterschiedlichen Varianten überliefert.<sup>395</sup> Laut Kully ist die hier als Volkslied tradierte Fassung die älteste und somit Ausgangspunkt für die Verbreitung.<sup>396</sup> Für Schade leidet der Text der Weimarer Handschrift »an einigen Gebrechen, namentlich ist Strophe 7 und 8 nicht in Ordnung«.<sup>397</sup> Die beiden Strophen weichen von den restlichen durch Wiederholung der ersten beiden Verse ab.

---

<sup>391</sup> Vgl. ZEYEN, Metaphorik, S. 169.

<sup>392</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

<sup>393</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 135.

<sup>394</sup> Da weitere Lieder einen solchen Titel tragen, muss berücksichtigt werden, dass es sich in jedem Falle um eine Gepflogenheit jener Zeit handelt. Als Beispiel sei das neue Lied von Hans Witzstat aus dem 16. Jahrhundert genannt, vgl. FALLERSLEBEN/SCHADE, Weimarisches Jahrbuch, Bd. 3, S. 458-460.

<sup>395</sup> Zur handschriftlichen Überlieferung des Stoffes als Erzählung vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 137; genauer zur Überlieferung als Märe vgl. VL, Bd. 1, Sp. 255; zur Liedüberlieferung und dem Druck der Weimarer Version unter dem Titel *Über das Volkslied vom Betler* vgl. FALLERSLEBEN/SCHADE, Weimarisches Jahrbuch, Bd. 3, S. 259-261; 465-469.

<sup>396</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 137. SCHADE hält es für wahrscheinlich, dass sich die Volkslyrik bereits 100 Jahre früher dieses Stoffes bedient hat, vgl. FALLERSLEBEN/SCHADE, Weimarisches Jahrbuch, Bd. 3, S. 259.

<sup>397</sup> FALLERSLEBEN/SCHADE, Weimarisches Jahrbuch, Bd. 3, S. 467.



Insgesamt bestehen die 13 Strophen des Liedes aus je fünf Versen. Die ersten sechs Strophen auf Blatt 43v sind deutlicher voneinander abgesetzt als die restlichen auf Blatt 44r. Das Ende jeder Strophe bildet die Wiederholung des Aufrufes *Des heyaho!*. Dieser Refrain ist allerdings nicht immer eigenständiger Vers am Schluss der Strophe, sondern steht in manchen Strophen am Ende eines anderen Verses. In Strophe 10 und 13 wurde die Einleitung des Refrains durch Rubrizierung des *D* hervorgehoben.

Mit den Worten *Wöll wir aber heben an / Vnd Singen von einem Reichen kargen* man wird das Lied eröffnet und das Publikum auf das Bevorstehende eingestimmt. Der geizige Mann, der zu Beginn Erwähnung findet, verschließt alle Vorräte vor seiner Ehefrau. Diese ist daraufhin nicht in der Lage, während der Abwesenheit ihres Mannes einen an ihre Tür klopfenden Bettler zu bewirten. Also teilt sie mit ihm ihre einzige Habe, ihren eigenen Leib. Nach einer freudenreichen Nacht verabschieden sich die beiden. Dem heimkehrenden Ehemann berichtet die Frau ihre Tat, woraufhin sie Zugang zu Speis und Trank erhält, um ihrem Mann eine solche Schande zukünftig zu ersparen. Den bereits angerichteten Schaden, den Verlust ihrer Ehre, führt sie auf das Verhalten des Mannes zurück, wodurch der Gehörnte zur Spottfigur wird.

Das Lied passt mit seinen satirischen Zügen zu einem nicht unerheblichen Teil der Handschrift, wie schon die ersten Texte, die Mären, zeigen. Kully bezeichnet *Das Almosen* wie bereits zuvor das Minnelied als erotischen Text.<sup>398</sup> In beiden Liedern wird auf den Beischlaf rekuriert. In diesem Fall sind die Verweise darauf jedoch von einer obszönen Metaphorik getragen, die besonders in der sechsten Strophe deutlich wird:

*Sie strickt jm auff den pettelfack.  
Die stücklein waren jr gar wolgeschmack.  
«Se hin, lieb, Das keftenn brot,  
Das dir der liebste petler hat!» (V. 1-4)*

Neben der offensichtlichen Mehrdeutigkeit des Bettelsacks muss in Anbetracht der geschilderten Situation auch das Kastanienbrot auf Sexuelles referieren.<sup>399</sup> Nach dem Ende der Liebesnacht steht die Bilanz: Der Bettler konnte seine Gönnerin neunmal erfreuen. Auch wenn die Schilderung des Beischlafs nicht im Zentrum der Geschichte

---

<sup>398</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35.

<sup>399</sup> KULLY ist sich der obszönen Nebenbedeutung sicher, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 138.

steht, lässt die sexuelle Metaphorik das Lied obszön erscheinen. Gaby Herchert entwickelt die Kategorie »gesellige erotische Lieder« und merkt dazu an:

»Zudem [neben konventionalisierten Metaphern, S.R.] finden Metaphernreihungen Verwendung, die einerseits der Enthüllung dienen, da von der Bedeutung einer Umschreibung auf die anderen geschlossen werden kann, und andererseits Komik erzeugen, indem das eigentlich Unsagbare gleich auf vielfältige Weise unsagbar gemacht wird. In diesen Liedern finden sich besonders häufig Refrains bzw. Gerüstzeilen und onomapoetische Elemente, die der Erweiterung des Spektrums erotischer Darstellungsweise dienen und es ermöglichen, daß Teile der Lieder schon nach dem Hören einer Strophe mitgesungen werden können. Der einfache Aufbau der Lieder und die Thematik lassen vermuten, daß die Lieder gemeinschaftlich gesungen wurden[...].«<sup>400</sup>

*Das Almosen* unterscheidet sich durch Aufbau und Inhalt von den übrigen in Q565 gesammelten Liedern. Inhaltlich steht es jedoch in Beziehung zu dem darauffolgenden Text, dem obszönen Einzelrätsel und vielen weiteren.

#### 3.7.4 Polemisches Lied

Zwischen den beiden obszönen Texten *Die Bauernmagd* und *Bericht aus Italien* steht das Fragment des vierten Liedes.<sup>401</sup> In Kapitel 2.1 wurde festgestellt, dass die letzten beiden Blätter der fünften Lage und das erste Blatt der sechsten Lage gemeinsam herausgetrennt worden sind, wie die Schnittkante zeigt. An den Schriftspuren der fehlenden Blätter der fünften Lage ist erkennbar, dass diese Blätter von derselben Hand beschrieben worden sind, die das Polemische Lied aufgeschrieben hat. Die Schriftspuren dieser Blätter und der große Bestand an leeren Blättern in Q565 deuten darauf, dass eine Zensur stattgefunden haben könnte, da ausreichend unbeschriebenes Material vorhanden war, welches für eine alternative Verwendung genutzt hätte werden können.

Der Text bestand, folgt man seiner Vorlage, ursprünglich aus neun Strophen, von denen die ersten sechseinhalb vermisst werden. Lediglich die letzten zweieinhalb Strophen des

---

<sup>400</sup> HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 113. Zu HERCHERTS Verwendung des Begriffs Erotik vgl. Kap. 4.1.2, S. 136. *Das Almosen* lässt sich inhaltlich nicht eindeutig in einer der von HERCHERT gebildeten Gruppen eingliedern, scheint jedoch aufgrund der Thematik der Verführung und seines Aufbaus hier angesiedelt werden zu können.

<sup>401</sup> Aufgrund der unvollständigen Überlieferung ist Verbreitung in späteren Drucken schwer nachweisbar, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 151.

Liedes sind in Q565 zu finden.<sup>402</sup> Die vorhandenen Textteile füllen die Vorderseite des 54. Blattes. Unter Berücksichtigung dessen ist anzunehmen, dass maximal eineinhalb Blätter für die restlichen Strophen in Anspruch genommen wurden. Es stellt sich also die Frage, ob ein weiterer, dem Polemischen Lied voranstehender Text vollständig herausgetrennt wurde. So hätte sich die Zensur nicht zwangsweise auf das Lied beziehen müssen, und ein Blatt mit seinem Text wäre notgedrungen mit herausgeschnitten worden. Eine weitere Möglichkeit ist, dass der fehlende Text nicht zensiert, sondern aus Interesse herausgenommen worden ist und dabei Strophen des Polemischen Lieds. An den Schriftspuren der Rückstände der herausgetrennten Blätter sind die Federdicke und die schwungvolle Ausgestaltung der Majuskel am Strophenanfang zu erkennen, die sich im Schriftbild des Polemischen Liedes und somit bei Hand F wiederfinden. Ein entwendeter Text müsste folglich ebenfalls von dieser Hand stammen.

Kully stellt fest, dass das Polemische Lied die politische Kontrafraktur eines vom Nürnberger Ratsherrn Lazarus Spengler verfassten Kirchenliedes darstellt und druckt die entsprechenden Strophen in ihrer Edition ab.<sup>403</sup> Die spenglersche Vorlage, die bei Philipp Wackernagel unter dem Titel *Ein geiftlich lied, Vom fall und erlöfung des menschlichen geschlechts* gedruckt ist,<sup>404</sup> thematisiert die Vertreibung aus dem Paradies, die dadurch vererbte Schuld des Menschen sowie die Erlösung von dieser durch den Tod Christi. Damit einher geht der Appell, dem Wort Gottes zu vertrauen und seinem Weg zu folgen, woraus sich wiederum der anagogische Ausblick ableitet: *der wurd den tod nicht schawen*.

In der in Q565 aufgenommenen Version werden Motive wie Vertrauen, Führung und Erleuchtung aufgegriffen und in einen anderen Kontext überführt. In den letzten, hier vorhandenen, Strophen wird die schlechte Führung eines Herrschers kritisiert, dessen Handeln auf dem Wort des Papstes beruhe und letztlich, wie Strophe 9 aufzeigt, in ein dunkles Nichts führe:

---

<sup>402</sup> KULLY spricht von siebeneinhalb fehlenden Strophen, wobei sie sich um eine Strophe verzählt, vgl. KULLY, Codex Weimar, S.151.

<sup>403</sup> Zur Charakterisierung als politischen Text vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36; zur Feststellung der Kontrafraktur vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 151.

<sup>404</sup> Vgl. WACKERNAGEL, Kirchenlied, Bd. 3, S. 48f.

*Sein füeßen ift des Babstes wort,  
Ein finstere lucerne,  
Ein liecht, das Jhn weift nierdendt fort,  
Dann der recht Morgensterne  
Jhm nit aufgeht, (V. 1-5)*

Im Lied Lazarus Spenglers lautet Strophe Nr. 9 hingegen wie folgt:

*Mein fuffen ift deyn heyliges wort  
eyn brynnende lucerne,  
Eyn liecht das myr den weg weyft fort;  
fo difer morgen sterne  
Ynn vns auff geht, (V. 1-5)<sup>405</sup>*

Da weitere datierte Texte der Weimarer Handschrift von derselben Hand stammen, lässt sich die Niederschrift des Liedes auf den Zeitraum der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts eingrenzen.<sup>406</sup> Kully schließt daraus, dass möglicherweise Wallenstein der gemeinte Herrscher sein könnte.<sup>407</sup>

Es handelt sich bei diesem Text nicht nur um eine Kontrafraktur des Kirchenliedes, sondern um eine Parodie. Müller zufolge fielen Texte mit politisch kritischen beziehungsweise polemischen Inhalten der Zensur des Nürnberger Rats zum Opfer.<sup>408</sup> Unter Berücksichtigung der Stellung Lazarus Spenglers als Nürnberger Ratsschreiber ist das bewusste und absichtliche Entfernen des Liedes, wenn auch nur partiell, nicht abwegig. Dem widerspricht, dass der Text bei der Herausnahme eines anderen Textes versehentlich teilweise verloren gegangen sein könnte. Auch das an späterer Stelle aufgeschriebene Lied *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*, welches vollständig überliefert ist, obwohl auch jene Thematik laut Müller das Anliegen des Rats einer möglichst neutralen Außendarstellung Nürnbergs untergräbt,<sup>409</sup> schließt eine Zensurmaßnahme eher aus.

---

<sup>405</sup> Vgl. Wackernagel, Kirchenlied, Bd. 3, S.49.

<sup>406</sup> KULLY geht soweit, seine Entstehung in diesen Zeitraum zu legen, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 152.

<sup>407</sup> Ein Hinweis darauf gibt der zehnte Vers der achten Strophe *Drumb wirdt er Behm nit schauen*, der sich vermutlich auf Böhmen bezieht, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 152.

<sup>408</sup> Vgl. A. MÜLLER, Zensurpolitik, S. 42.

<sup>409</sup> Vgl. A. MÜLLER, Zensurpolitik, S. 41.

### 3.7.5 *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*

Von derselben Hand geschrieben steht wenige Texte nach dem Polemischen Lied das letzte dieser Sammlung, die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*. Der von Kully gewählte Titel<sup>410</sup> orientiert sich am Incipit: *Werbung Herzogen Albertj von Friedlandt an Jungkfrau Magdeburg Zufambt der abschlägigen antwort vnd Zugestellter Corbato. resolvirt den 15. September Anno 1629*. Der Autor bereitet den Leser nicht nur auf den Inhalt vor, er gibt auch den zeitlichen Kontext des Liedes an. Kully verweist auf den Dreißigjährigen Krieg als historische Gegebenheit und auf die Beteiligten, Herzog von Friedland alias Albrecht von Wallenstein, als Verfechter der Katholiken und Magdeburg als protestantische Stadt.<sup>411</sup> Sie ordnet den in vielen Drucken aufzufindenden Text<sup>412</sup> in das Genre historisches Lied ein. Das Lied über die Stadt Magdeburg steht in der Tradition der Magdeburglieder, die aufgrund des Schicksals dieser Stadt zuhauf in jener Zeit entstanden sind und in Städten, die sich in ähnlicher Lage befanden, rezipiert wurden.<sup>413</sup> Kully vermutet, dass im Jahr 1629, in dem die protestantische Liga und somit auch Nürnberg als reformierte Stadt durch den Lübecker Frieden geschwächt und Magdeburg von Wallenstein belagert wurde, das Lied nicht nur verfasst wurde, sondern auch Eingang in Q565 fand.<sup>414</sup> Die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*, inszeniert als Dialog zwischen den beiden Protagonisten, scheint somit nicht nur aktuell, sondern auch politisch brisant zu sein.

Das Gespräch erstreckt sich über 16 Strophen zu je acht Versen.<sup>415</sup> Die einzelnen Redebeiträge sind jeweils mit dem Namen des Sprechers überschrieben. Der Herzog von Friedland eröffnet das Wortgefecht mit der Frage, ob sich die Stadt ergeben werde. Magdeburg erwidert, dass es angesichts Friedlands vergeblicher Werbung um Stralsund von seinen Liebesbemühen unberührt bleibe.<sup>416</sup> Der Herzog versucht sich zu

---

<sup>410</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 156.

<sup>411</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 156.

<sup>412</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 156.

<sup>413</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 43. KULLYS Aussage zu den Magdeburgliedern bezieht sich auf FRÄNKEL, vgl. FRÄNKEL, Städte, S. 336, 343, 349-351.

<sup>414</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 43.

<sup>415</sup> In der zweiten Strophe sind neben einer Korrektur des Schreibers mehrere Unterstreichungen mit Bleistift vorgenommen worden. Da diese nicht zu den Nutzerspuren im Entstehungszeitraum der Handschrift gehören, soll ihnen keine weitere Beachtung geschenkt werden.

<sup>416</sup> Stralsund wurde 1628 von Wallensteins Truppen vergeblich belagert. Die erfolgreiche Verteidigung der Stadt stellte einen vernichtenden politischen Schlag für den Kaiser und seine Anhänger dar, vgl. PARKER, Krieg, S. 175.

rechtfertigen, doch Magdeburg stellt seine Motive weiter in Frage. Neben dem Werben um viele Damen nennt es die finanzielle Motivation seiner Bemühungen. Im Folgenden stellt Magdeburg viele Gründe vor, die gegen ein Ergeben und für eine Vereinigung sprechen, beispielsweise die Tyrannei des Herzogs und die eigene vergangene Erfahrung mit gewaltsamer Eroberung. Herzog von Friedland bleibt weitgehend in der Rolle des beschwichtigenden Buhlen und im Rechtfertigungszwang. Letztlich führt er das Versprechen des Kaisers an, Magdeburg solle ihm gehören, und droht, die Stadt mit Gewalt einzunehmen. Die Stadt kontert und proklamiert, sich gemeinsam mit ihren Verbündeten zu verteidigen. Daraufhin zieht der Herzog entmutigt von dannen, ihm folgend die spöttischen Abschiedsworte Magdeburgs:

*Audieu, Fridlandt! fahr immer hin!  
Lern beffer Courtesirn!  
[...]  
Thu dich Zum ofen setzen,  
So biftu deines quartiers gewiß.  
Hiermit wolln wir vnß letzen (Str. 16, V. 1f., 6f.).*

Wie im Bericht *Eroberung der Stadt Fudanna* ist in der *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* die Stadt personifiziert. Es handelt sich ebenfalls um eine jungfräuliche Dame, die erobert werden soll. Doch die Bedrängung Magdeburgs wird verbal ausgefochten. Die Stadt behält dabei die Oberhand und trägt am Ende den Sieg davon. Die historischen Ereignisse, die Belagerung Magdeburgs durch Wallenstein sowie die Aufhebung der Blockade und der Abzug der Truppen, sind hier durch das vergebliche Werben des Fürsten um eine Dame allegorisch dargestellt. Verweise auf weitere zeitgenössische Geschehnisse wie die Belagerung Stralsunds und die zweifelhaften Motive des Bewerbers werden dabei in die Argumentation gegen eine Kapitulation eingebunden. Magdeburg wird nicht nur als stärkerer Part gezeichnet, sondern ist durch die negative Darstellung und Bloßstellung des anderen auch Sympathieträger. Im Gegensatz zur Stadt Fudanna bleibt Magdeburg analog zu den realen Begebenheiten unversehrt. Auch wenn im Bericht um die Eroberung Fudannas der Handlungsverlauf aus fürstlicher Perspektive geschildert wird, die Eroberung gelingt und dieser Text rein fiktional ist, sind die Parallelen zur Werbung um Magdeburg offensichtlich. Die Hände der beiden Texte sind von Kully zwar dem 16./17. Jahrhundert zugeordnet worden, anhand der Datierung der *Werbung Herzog Friedlandts um die Stadt Magdeburg* kann Schreiber F jedoch genauer verortet werden. Eine zeitliche Reihenfolge

beider Texte lässt sich anhand der Stellung in der Handschrift vermuten. Die *Eroberung der Stadt Fudanna* ist acht Blätter vor der *Werbung Herzog Friedlands* niedergeschrieben worden, was Indiz für die frühere Aufnahme in die Handschrift ist. Dagegen spricht, dass Kully in der *Eroberung der Stadt Fudanna* eine Variante von diesem Lied in »grobianischer Ausführung« sieht,<sup>417</sup> die *Eroberung* also als Reaktion auf die *Werbung* einordnet. In der Tat scheint es sich beim früheren Text um eine Parodie auf den späteren zu handeln. Nur die Abfolge der Texte innerhalb der Handschrift spricht gegen eine bewusste Parodie des Magdeburgliedes oder ein In-Bezug-zueinander-Setzen beider Texte. Andernfalls wäre auch der Schreiber der *Eroberung der Stadt Fudanna*, Schreiber E, nach 1629 einzuordnen.

Mit Blick auf die Position innerhalb der Handschrift folgt die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* auf Texte, deren Verbindung vor allem in der Schreiberidentität liegt. Lediglich die Datierung des voranstehenden Gedichts *Artelshoven* kann als weitere Gemeinsamkeit genannt werden. Einen inhaltlichen Bezug lässt die Stellung des historischen Liedes jedoch nicht zu, nicht zuletzt durch die leeren Lagen, die auf den Text folgen.

### 3.7.6 Zusammenfassung

Ich nahm an, dass die über die gesamte Entstehungszeit der Handschrift gesammelten Lieder aufgrund ihres mit wenigen Lücken unterbrochenen Beieinanderstehens in Beziehung zueinander gesetzt werden können. Die Lieder des 15. Jahrhunderts sind mit wenigen Unterbrechungen aneinandergereiht, ebenso die Lieder des 16./17. Jahrhunderts. Doch sowohl innerhalb der beiden Zeiträume als auch zwischen beiden Perioden können außer Gattung, Schreiberidentität, zeitlichem Entstehen und räumlicher Zuordnung kaum verbindende Elemente ausgemacht werden. Die Themen der Lieder des 15. Jahrhunderts sind vielfältig. Sie reichen von dem Lobpreis Gottes über die Sehnsucht nach einer Geliebten hin zur ironischen Auseinandersetzung mit dem Geiz eines Ehemannes. Lediglich zwischen den beiden Liedern des 16./17. Jahrhunderts kann eine inhaltliche Relation hergestellt werden. Beide beziehen sich auf politische

---

<sup>417</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 43.

Gegebenheiten der Zeit und arbeiten Ereignisse auf provokante Art auf. Das Polemische Lied wählt für seinen Tadel am Herrscher, vermutlich Wallenstein als Herzog, die parodistische Kontrafraktur eines Kirchenliedes und unterstreicht so die Kritik, die sich nicht nur gegen die weltliche Führung, sondern auch gegen die geistliche richtet. Die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* bedient sich einer allegorischen Darstellung. Indem sich die Belagerung der Stadt im Buhlen um die Gunst dieser ausdrückt, wird sie trivialisiert. Wallenstein ist nicht länger kaiserlicher Heerführer und gewaltsamer Eroberer, er ist lediglich ein Bewerber, der abgewiesen wird. Im Licht der persönlichen Abweisung durch eine Dame erscheint sein Scheitern in der Belagerung Magdeburgs geradezu demütigend.

Im inhaltlichen Kontext der Weimarer Handschrift stehen die beiden politisch brisanten Texte nicht allein. Herrscherkritik und das Anprangern sozialer Missstände begegnen dem Leser im Fastnachtspiel sowie in einigen Reden und Sprüchen. Auffällig ist jedoch, dass beide Texte »entschärft« wurden, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Das Polemische Lied weist nur die letzten zweieinhalb Strophen auf. Sein Anfang wurde herausgetrennt. Der *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* steht ein parodistisches Pendant gegenüber: die *Eroberung der Stadt Fudanna*. Ob es sich in beiden Fällen um den Versuch handelt, den politischen Zündstoff zu relativieren, ist indes fraglich. Die kritischen Texte des 15. Jahrhunderts blieben von solchen Einwirkungen verschont. Im 16./17. Jahrhundert sind die besagten Lieder die einzigen in der untersuchten Handschrift, die sich mit politischen Themen auseinandersetzen.

### 3.8 Die Fachprosa

Von Kully als Fachprosa zusammengefasst,<sup>418</sup> bilden drei Texte eine Gruppe, von denen zwei den Abschluss der Sammlung gestalten. Die beiden am Ende stehenden sind eindeutig der religiösen Gebrauchsliteratur zuzuordnen. Es sind aus dem Lateinischen übersetzte Prosatexte, die Eingang in Q565 fanden. Laut Kully handelt es sich um Hilfsmittel für Prediger.<sup>419</sup> Der dritte Text steht losgelöst in der Mitte der Handschrift

---

<sup>418</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35.

<sup>419</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 45f. Die lateinischen Schriften Herolts sind im Verfasserlexikon ausschließlich als Hilfsmittel für Prediger charakterisiert, vgl. VL, Bd. 3, Sp. 1123.



zwischen obszönem Rätsel und sozial-kritischer Rede und ist von Kully mit dem Titel *Zwei Rezepte gegen Impotenz* überschrieben, was einen medizinischen Gebrauchstext vermuten lässt.

Die *Zwei Rezepte gegen Impotenz* gehören wie der Großteil der Sammlung zur ersten Hand. Auch einer der religiösen Texte stammt von Hand A: die Kommuniionsverbote, die als letzter Text Eingang in die Handschrift fanden. Der andere religiöse Text, eine Sammlung von Papstdekreten, der den Kommuniionsverboten voransteht, kann Hand C zugeordnet werden.<sup>420</sup> Folgt man der in Kapitel 2.3 aufgestellten These, dass Hand A und C identisch sind, ließe sich die religiöse Fachliteratur sowie eine einheitliche Gestaltung des Abschlusses der Sammlung Hand A unterstellen.

### 3.8.1 *Zwei Rezepte gegen Impotenz*

Mit den Worten *Wenn einer nit mynnen mag* sind die beiden Abschnitte des nur in Q565 überlieferten Textes *Zwei Rezepte gegen Impotenz* überschrieben. Der erste Teil leitet an, bei fehlender Potenz die Rinde eines Haselstrauches zu pulverisieren und zu trinken. Nach einigen Tagen sei die Manneskraft wiederhergestellt. Die zweite Strophe nimmt Bezug auf die erste, indem sie eine Alternative vorschlägt: *Wolt das aber nit helffen, So thu ains und nym ein mahel Rinck* (Z. 1f.). Mit diesem Vermählungsring soll der Mann auf den Kirchhof gehen und dort hindurch urinieren, um sich von seiner Schwäche zu heilen. Beide Rezepte enden mit dem Ausblick auf die wiederhergestellte Potenz und *einer ffrawen nach deinem willen*. Die Rezepte scheinen sich also nicht nur auf die reine Manneskraft zu beziehen, sondern stellen eine Verbindung zur Geschlechtspartnerin her, beziehungsweise stellen sie als Ursache dar – so auch der Beginn der Rezepte: *wenn ein Ffraw einem thet, das er nicht möcht mynnen, Der nem jung haffel Stauden rinden*, [...] (Z. 1f.). Erst nach Nennung der Ausgangslage und der ersten Handlungsanweisung wechselt die allgemeine Ansprache zur zweiten Person Singular, und dem ›Du‹ gelten die Anweisungen. Damit wird das Problem als allgemein oder auf jeden potentiell zutreffend geschildert. Dem Handeln wird durch die direkte Ansprache Nachdruck verliehen.

---

<sup>420</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 16.

Das behandelte medizinische Problem unterliegt der Seelsorge wohl eher im weitesten Sinne. Ein Blick auf den mittelalterlichen Volksglauben zeigt, dass die in den Rezepten konstatierte Praxis eine konkrete Grundlage hat. Kay Peter Jankrift verweist auf die weit verbreitete Annahme, dass Impotenz durch Hexerei verursacht sei. Dementsprechend seien exorzistische Rituale dagegen angewandt worden.<sup>421</sup> Im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens werden Rituale zur Wiedererlangung der Manneskraft aufgeführt, unter anderem das Urinieren durch einen Trauring. Der Harn als Lebenskraft gibt im volksmedizinischen Glauben Auskunft über die Verfassung des Menschen und zeigt an, ob eine Verhexung vorliegt. Er hat darüber hinaus die Kraft zum Gegenzauber.<sup>422</sup> Der Ehering dient als Schutz vor jeglichen, die Ehe oder Ehepartner gefährdenden Einflüssen, so explizit auch vor Impotenz.<sup>423</sup>

Der erste, weniger provokant erscheinende Ratschlag der *Zwei Rezepte gegen Impotenz* lässt sich ebenfalls einem volksmedizinischen Wissen zuführen. Die Haselnuss gilt zu mittelalterlicher Zeit gemeinhin als Symbol für Fruchtbarkeit,<sup>424</sup> und ihre Wirkkraft ist als Motiv in der Volkspoesie weit verbreitet.<sup>425</sup> Auch wenn das Trinken der pulverisierten Rinde nicht explizit beschrieben wird, finden sich hier viele ähnliche Vorgänge und Anwendungsmöglichkeiten.

Das Thema Impotenz entspricht der inhaltlichen Tendenz der Weimarer Handschrift. Die große Anzahl an Unterhaltungstexten in Q565, besonders die skatologischen Scherze, verleiten dazu, die Rezepte unter humoristischen Gesichtspunkten zu betrachten, als Scherzrezepte oder Parodie auf Fachliteratur, wie Sonja Kerth für Kochrezepte des Mittelalters herausstellt.<sup>426</sup> Unter Berücksichtigung des Volksglaubens könnte jedoch eine Ernsthaftigkeit im Umgang mit Impotenz angenommen werden, die eine Einordnung in die Fachliteratur rechtfertigt. Auffällig ist in diesem Zusammenhang die Kombination von literarischen Texten und Fachprosa. Der Bruch in Bezug auf die Gebrauchsfunktion der Texte in Q565 ist an dieser Stelle offensichtlich, da die Rezepte

---

<sup>421</sup> Vgl. JANKRIFT, Gott und schwarze Magie, S. 71.

<sup>422</sup> Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 3, Sp. 1471-1478. Besonders beim Brauch des Nestelknüpfens, einem Ritual, das bei der Trauung durchgeführt den Bräutigam zur Impotenz verbannt, wird das Urinieren durch den Ehering empfohlen, vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 6, Sp. 1014-1015.

<sup>423</sup> Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 7, Sp. 702, 711.

<sup>424</sup> Vgl. DWB, Bd. 10, Sp. 533.

<sup>425</sup> Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 3, Sp. 1534-1535.

<sup>426</sup> Vgl. KERTH, Scherzrezepte, S. 82-86.

im Gegensatz zu den anderen Fachtexten nicht separat stehen, sondern zwischen der Unterhaltungsliteratur eingeordnet wurden.

### 3.8.2 Papstdekrete

Die 24 Dekrete finden sich auf den Kopf gestellt auf den Blättern 69r bis 71v. Eine zweite Blattzählung von 11r bis 13v ist ebenfalls kopfüber unten links auf der jeweiligen Verso-Seite zu erkennen. Mit dem Drehen der Handschrift nimmt diese Zählung den richtigen Platz ein. Die einzelnen Dekrete stehen dicht beieinander und sind lediglich durch schmale Absätze gegliedert. Auf dem letzten Blatt der Erlass-Sammlung wirken die Schrift etwas breiter und die Absätze ungleichmäßiger. Es sind keine Rubrizierungen vorhanden. Am deutlichsten sind die einzelnen Absätze durch das *Item* gekennzeichnet, das am Beginn eines jeden Erlasses steht. Die Überschrift der 24 Texte *Sant peter der pabft* bezieht sich auf den ersten hier aufgeführten Erlass, aufgestellt von Papst Petrus, dem Ersten in diesem Amt: *Item: sant peter fatzt die vafsten vor oftern vnd das aduent vnd das pater nofter jne der mefs, vnd das man das sacrament ob dem altar taylen folt*. Auf die durch *Item* und Kolon markierte Aufzählung folgen der Name des jeweiligen Papstes und das dazugehörige Dekret. Die beiden Elemente sind durch *fatzt* miteinander verbunden, welches aufgrund der Regelmäßigkeit seiner Anwendung Formelcharakter aufweist und das Inkraftsetzen der Erlässe im Zuge der jurisdiktorischen Gewalt des Papstes ausdrückt. Diese Formel wird nur ein einziges Mal, im dritten Dekret, im Zuge der Bestimmung des dritten Papstes, umgangen: *Item: pabft Cletus lobet vnd beweret die walfurt zu den heiligen vnd pannet alle, die walfurt irten*. Hierbei handelt es sich weniger um eine Bestimmung als vielmehr um einen Aufruf des Papstes Anaklet zur Wallfahrt. Die Wiederholung der Formel, die die restlichen Dekrete bestimmt und sie ihrem Pontifex zuordnet, untermauert nicht nur ihre Rechtsgültigkeit, sondern hebt auch die Gleichwertigkeit einer jeden Verordnung hervor.

Inhaltlich beziehen sich die Dekrete auf Verhaltensregeln im Alltag, an Feiertagen und in der Kirche, die Art der Durchführung christlicher Rituale und die Beschaffenheit der damit verbundenen Gegenstände sowie die Aufmachung und Verhaltensweisen der kirchlichen Diener. Meist sind mehrere Verordnungen eines Papstes aufgeführt, stehen jedoch selten in unmittelbarem Zusammenhang zueinander.

Kully sieht in den in Q565 gesammelten Dekreten »eine verkürzende Übersetzung aus dem ›Chronicon Pontificum et Imperatorum‹ des Martin von Troppau«. <sup>427</sup> Die breit überlieferte Chronik zählt zu den populärsten Beiträgen der Geschichtsschreibung im späten Mittelalter. <sup>428</sup> Sie dokumentiert Herkunft, Vita und Regierungsdauer der römischen Kaiser und Päpste und führt darüber hinaus Taten der weltlichen Herrscher sowie Dekrete der Päpste an. <sup>429</sup> Die Besonderheit liegt hierbei im Aufbau. Entgegen anderer Chroniken baut Martin seinen Text nach einem strengen tabellarischen Prinzip auf, das einer chronologischen Abfolge der Wirkungszeiträume der einzelnen weltlichen und geistlichen Herrscher folgt. Die Herrscher stehen einander in diesem Schema gegenüber, die Päpste links, die Kaiser rechts. Ihre jeweiligen Taten müssen auf einer Zeile untergebracht werden, was zu einer knappen Darstellung der Regierungsperiode führt, die längere oder komplexere Herrscherzeiten nicht angemessen wiedergeben kann. <sup>430</sup> Seine nach Lückenlosigkeit strebende Chronik soll laut Anna-Dorothee von den Brincken Theologen und Rechtgelehrten dienen, indem sie die Urheber von Glaubenssätzen und rechtlichen Bestimmungen zeitlich geordnet aufführt. <sup>431</sup> Die lückenlose Kanonisierung von Rechtssätzen, das Aufzeigen des Zeitpunktes ihrer Entstehung und die Einbettung in ihren historischen Kontext untermauert das Fortwähren der Rechtmäßigkeit der pontificalen Linie.

*Sant peter der pabst* übernimmt die periodische Abfolge der Päpste, ohne sie wie Martin in die kalendarische Zeitrechnung einzubetten. Darüber hinaus fehlt der politische Kontext. Die Dekrete sind zwar mit den Namen ihrer geistlichen Bevollmächtigten verknüpft, die synchronistische Gegenüberstellung zur weltlichen Herrschaft ist jedoch ausgelassen. Die Verbindung eines periodizitären und linearen Zeitverständnisses mit einer Gegenüberstellung von geistlicher und weltlicher Herrschaft ist somit in Q565 nicht gegeben. Die Dekretesammlung der Weimarer Handschrift scheint eher einen vereinfachten Gebrauchstext darzustellen, dessen Fokus auf der Auflistung der päpstlichen Erlasse liegt. Die textliche Nähe zueinander erleichtert einen unmittelbaren Abgleich oder das Heraussuchen einer bestimmten Verordnung, beispielsweise für die

---

<sup>427</sup> KULLY, Codex Weimar, S. 45.

<sup>428</sup> Vgl. VL, Bd. 6, Sp. 164-165.

<sup>429</sup> Vgl. BRINCKEN, Herkunft und Gestalt, S. 694f.

<sup>430</sup> Vgl. BRINCKEN, Martin von Troppau, S. 164-168.

<sup>431</sup> Vgl. BRINCKEN, Universalkartographie, S. 402.

Messe. Somit kann *Sant peter der pabft* als einfaches Regelwerk für den kirchlichen Gebrauch im Rahmen der religiösen Ordnung identifiziert werden.

Allerdings steht die Dekretesammlung damit nicht unmittelbar im Kontext der anderen hier zusammengetragenen Texte. Die Funktion und demzufolge die Nutzung der Dekrete deuten auf einen anderen Gebrauch der Handschrift hin, als es der in den bisherigen Texten beobachtete Unterhaltungscharakter vermuten ließ. Die Sonderstellung der Papstdekrete drückt sich nicht nur inhaltlich, sondern ferner durch die Überkopfstellung der Texte aus. Die äußerliche und inhaltliche Abgrenzung trifft auch auf die nachfolgenden Kommunionsverbote zu.

### 3.8.3 Kommunionsverbote

54 Verbote sind in Q565 auf den Blättern 80v bis 72r aufgelistet beziehungsweise, nach neu beginnender Zählung verkehrtherum, auf den Blättern 1r bis 9v.<sup>432</sup> Kully gibt an, dass hier die Übersetzung einer lateinischen Liste vorliegt, die häufig in Anschluss an Johannes Herolts *Sermones Discipuli* überliefert ist.<sup>433</sup> Varianten der auf die Predigtsammlung folgenden Verbote sind somit in vielen Handschriften zu finden. Kully nennt Beispiele aus dem Erlanger Ms. 515, dem Münchner Clm 26135, Clm 26942 und dem Nürnberger Cent. III, 60. Letzterer sei, bis auf wenige Abweichungen im Ausdruck, mit der Liste in Q565 identisch.<sup>434</sup> Kully verweist auf den Befund Karin Schneiders, nach welchem die Entstehung von Cent. III, 60 auf eine Zeit vor 1479 datiert werden kann.<sup>435</sup> Damit wäre die Handschrift eine mögliche Vorlage, da die Kommunionsverbote in Q565 mit der Jahreszahl 1483 überschrieben sind.

Der Text beginnt mit einer Einführung, einer Erläuterung dessen, wofür das Nachfolgende gedacht ist, nämlich jene zu nennen, denen es untersagt ist, zum Abendmahl zu kommen. Die Gültigkeit dieses Ausschlusses wird durch die Möglichkeit zur Reue und Beichte oder eine abweichende Unterweisung durch den Beichtvater

---

<sup>432</sup> KULLY nennt im Textverzeichnis ihrer Edition 55 Verbote, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 54. Sowohl im Original als auch in ihrer Übertragung können nur 54 identifiziert werden.

<sup>433</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 54.

<sup>434</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 182.

<sup>435</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 182.

eingeschränkt. Darauf folgen die einzelnen Nennungen, ohne dass der Kontext, die Exkommunikation, nochmals aufgegriffen wird. Das erste Verbot beginnt mit der Aufzählung *zue dem Erften*, die weiteren 53 Artikel lediglich mit dem Indefinitpronomen *alle*, beispielsweise *darnach allenn*, *alle*, *allen den* oder *auch allen*, was durch die stete Verwendung ebenfalls Aufzählungscharakter erhält. So ist jeder der Artikel und die damit verbundene Exkommunikation nur in Bezug auf die Einleitung zu verstehen und funktioniert nicht eigenständig.

Die jeweilige Aufzählung wird durch Kriterien spezifiziert, die im Anschluss daran aufgelistet sind. Sie beziehen sich in der Regel auf Verhaltensweisen im Alltag, aber auch auf Glaubensartikel und Wertvorstellungen, im Kontext der christlichen Glaubenslehre. Das Fehlgehen im alltäglichen Verhalten reicht vom Trinken oder Arbeiten an christlichen Feiertagen über das Fastenbrechen und die Vernachlässigung der Beichte bis hin zu Geldgeschäften mit Juden. Mehrfach betont wird die Ablehnung jener, die mit heidnischen Ritualen, Bedeutungsträgern oder Glaubenselementen in Berührung kommen. In diesem Zusammenhang taucht das Verbot von Federkränzen auf Festveranstaltungen auf, auf das in Kapitel 3.4.3 verwiesen wurde. Das mit fast 30 Zeilen umfangreichste Verbot thematisiert den Glauben an Rituale und Praktiken, die nicht von der Kirche eingeführt worden sind. Die Beispiele reichen von geburtserleichternden Methoden<sup>436</sup> über Liebesorakel und Wahrsagerei bis hin zum Treffen mit Hexen und Spukwesen auf dem Brocken<sup>437</sup>.

Viele Kriterien beziehungsweise Verhaltensregeln werden an mehreren Stellen aufgegriffen, teilweise erläutert und mit Beispielen versehen. Manche Artikel beinhalten mehrere Ausschlusskriterien, die sich jedoch immer auf das Erstgenannte beziehen. Beispielsweise sind nicht nur jene von der Kommunion ausgenommen, die der Heiligen Kirche abtrünnig geworden sind, sondern auch jene, die im Bann solcher vom Glauben Abgefallener stehen oder mit ihnen verkehren. Eine Erklärung folgt durch das Aufzeigen des Verhaltens der Abtrünnigen und die Nennung derer, denen sie schaden:

---

<sup>436</sup> KULLY merkt an, dass eine Ablehnung des in diesem Zusammenhang genannten Gürtels, der die Geburt erleichtern soll, nicht belegt ist. Es handele sich sogar um einen von der Kirche praktizierten Brauch, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 189.

<sup>437</sup> Laut GRIMM ist der Begriff seit Mitte des 15. Jahrhunderts belegt. Er nennt Beispiele, in denen eine ähnliche Beschreibung und Nennung des Personals, das auf den *Pruckelperg* zieht, wie in Q565 gegeben ist, vgl. DWB, Bd. 2, Sp. 395.

*Nemlich Die briefter, Münich oder annder gaitlich perfon freuenlich geschlagen, verfert, beraubt oder geffanngen gehalten haben Oder jr kirchen oder hewßer geprochenn oder geprannt habenn wider got [...]. (Nr. 17, Z. 5-8)*

Die in den Kommuniionsverbotten festgelegten Lehren stehen laut Kully ganz im Zeichen der Heroltschen Doktrin, nach welcher »die Priester nicht gelehrte Spekulation vortragen sollen, sondern jene Lehren, die für das tägliche Leben nützlich sind, also die zehn Gebote, die Glaubensartikel, die Sakramente [...]«. <sup>438</sup> Anne Thayer sieht die Predigtsammlung Johannes Herolts als Lehrformen für das Laienvolk. <sup>439</sup> Sammlungen wie seine fanden im Spätmittelalter eine weite Verbreitung und in unterschiedlichen Varianten Verwendung:

»Such sermons were meant to be used in a variety of ways, from being preached more or less as they stood to being mined for material to be included in a preacher's own sermons.« <sup>440</sup>

Herolts Sammlung gehört zu den verbreitetsten seiner Zeit. <sup>441</sup> Am Beispiel verschiedener Predigtbücher, unter anderem auch der *Sermones Discipuli*, arbeitet Thayer drei zentrale Aussagen zur Anleitung der Gläubigen heraus: das demütige Verhalten bei der Messe, das Generieren eines Verständnisses der Bedeutung dieser und die aktive Teilnahme daran im Sinne der liturgischen Abfolge. <sup>442</sup>

Die entsprechenden Anweisungen schlagen sich in der in Q565 gesammelten Liste der Kommuniionsverbote an einigen Stellen nieder. Ohne die Mitüberlieferung der *Sermones Discipuli* ist jedoch nur eine indirekte Handlungsanweisung durch das Umkehren der Ausschlusskriterien in Bezug auf das eigene Handeln gegeben. Ähnlich wie die Papstdekrete stehen die Kommuniionsverbote so ohne ihren ursprünglichen Zusammenhang und den damit verbundenen Gebrauchsaspekt.

---

<sup>438</sup> KULLY, Codex Weimar, S. 46.

<sup>439</sup> Vgl. THAYER, Worship, S. 39.

<sup>440</sup> THAYER, Worship, S. 39.

<sup>441</sup> Vgl. VL, Bd. 3, Sp. 1126.

<sup>442</sup> Vgl. THAYER, Worship, S. 42-65.

### 3.8.4 Zusammenfassung

Die Gebrauchsfunktion der als Fachprosa zusammengefassten Texte weicht von den bisher untersuchten Texten und Textgruppen ab. Während die *Zwei Rezepte gegen Impotenz* thematisch zwar an die obszönen Unterhaltungstexte anknüpfen, im Ganzen jedoch medizinische Anleitung geben, behandeln die Papstdekrete und Kommuniionsverbote die religiöse Ordnung. Die hier aufgezeigten Verhaltensweisen werden im Gegensatz zu den didaktischen Ausführungen der Mären und den scherzhaften Gnomen im kirchlichen Kontext verhandelt. Der private Besitz der für Predigten gedachten Texte mag im Hinblick darauf, dass hier deutsche Übersetzungen anstelle der lateinischen Texte aufgenommen sind und auf das von Wolf genannte Sammeln fachlicher Texte<sup>443</sup> denkbar sein, die beiden religiösen Texten stehen dennoch in Kontrast zur übrigen Sammlung. Das Interesse des Laien an religiöser Gebrauchsliteratur passt kaum mit dem an obszönen Scherzen und der Kritik am Klerus zusammen. Dennoch sind beide Interessen in Q565 vertreten, mit Blick auf die Hände sogar von derselben Person entwickelt.

In Anbetracht dessen und in Abgrenzung zu den übrigen Texten in Q565 bleibt die Frage nach dem Grund der Aufnahme in die Handschrift bestehen. Der große Leerbestand an Blättern vor den religiösen Texten zeigt, dass die Handschrift fortgeführt werden sollte. Möglicherweise sollten weitere religiöse Texte aufgenommen werden. Die Zusammenstellung von obszöner Unterhaltungsliteratur und religiösen Fachtexten wird wohl auf den pragmatischen Grund der effektiven Materialnutzung zurückgehen. So sind im Codex zwei Bücher angelegt: eines vorne und eines hinten. Vielleicht war die Gebrauchsfunktion von Q565 aber auch ursprünglich noch umfangreicher gedacht und konnte letztlich nicht umgesetzt werden. Der Anspruch der Handschrift scheint im 15. Jahrhundert ein anderer gewesen zu sein als der von späteren Sammlern. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde das Sammeln von Fachprosa nicht fortgesetzt und damit ein möglicher Gebrauch in fachlichen Kontexten aufgegeben.

---

<sup>443</sup> Vgl. K. WOLF, literarisches Leben, S. 45-47. In einigen Handschriften, die mehrere Parallelüberlieferungen zu Q565 aufweisen, sind ebenfalls religiöse Texte gesammelt. In Cod. Aug. 2.4 2<sup>o</sup> und Ms 1590 sind Benediktinerregeln zu finden. Die starke Abgrenzung zu anderen Texten, wie sie in Q565 vorliegt, ist in diesen Handschriften nicht ersichtlich.



### 3.9 Weitere Texte

Zwei einzeln vertretene Texte in Q565 sind nicht eindeutig einer der bisher gewählten Gruppen zuzuordnen. Kully bezeichnet sie als ›Schlemmerversen‹<sup>444</sup> und Gelegenheitsgedicht. Beide Bezeichnungen implizieren Gattungen, die in Q565 vorliegen. So stand am Anfang meine Überlegung, die ›Schlemmerversen‹ in das Kapitel Sprüche aufzunehmen. Doch obwohl es sich bei diesen Versen im Sinne Fischers um kurze Sentenzen handelt, unterscheiden sie sich in Hinblick auf Form und Inhalt. Es liegen weder Reime vor noch finden sich sprichwortähnliche Inhalte wie Lebensweisheiten wieder. Das Gelegenheitsgedicht legt nahe, es der Liedersammlung zuzuordnen. Doch der Entstehungsrahmen und die sich daraus ergebenden inhaltlichen Spezifika lassen ihm eine Sonderstellung zukommen. Folglich scheint es in beiden Fällen sinnvoll, die Texte separat zu betrachten.

#### 3.9.1 Die ›Schlemmerversen‹

Hier werden Vorlieben aufgezählt, die eng in Verbindung mit kulinarischen Genüssen stehen. Kully verwendet den Begriff *gulistisch*,<sup>445</sup> der auf die Todsünde der Gula, Völlerei, verweist. Jeder Vers zählt zwei in Relation stehende Begriffe auf und endet auf dem Wort *gern*, beispielsweise: *Jch Iß Fifch vnd Vogell gern* (V. 1). Neben Essen werden andere Neigungen wie Schlafen, Reden oder Lieben angeführt. Aus jenen persönlichen Vorlieben lassen sich keine Allgemeinplätze ableiten, Lehren oder Erfahrungen ziehen. Die Aufzählung besitzt keine Reime, was sie von den übrigen Sprüchen der Sammlung abhebt.<sup>446</sup>

Mit den ausschließlich in Q565 überlieferten ›Schlemmerversen‹ endet die umfangreiche erste Sektion der ersten Hand. Sie sind einer der wenigen von Hand D verzeichneten Texte. Ihre zeitliche Verortung ins 16./17. Jahrhundert ist ein weiteres Argument dafür, die Verse nicht in das Spruchkapitel zu integrieren, da dessen Texte

---

<sup>444</sup> Zur Bezeichnung vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36. Sie führt den Terminus nicht näher aus.

<sup>445</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36. Sie kennzeichnet diesen Begriff durch ein Fragezeichen.

<sup>446</sup> Das mag mit der prosaischen Entwicklung des 16. beziehungsweise 17. Jahrhunderts zusammenhängen, steht jedoch in Kontrast zum Spruchcharakter, der meist im Kontext der Reimrede oder Reimspruches verwendet wird, vgl. MML S. 727, LLM 1, S. 441-444.

ausschließlich dem 15. Jahrhundert und Hand A angehören. Hand A endet mit einem Rätseltext auf Blatt 46r. Hand D beginnt mit den ›Schlemmerversen‹ auf Blatt 47r und lässt so eine Lücke von eineinhalb Seiten, die die zeitliche Divergenz kennzeichnet.

### 3.9.2 Das Gelegenheitsgedicht

Ebenfalls in das 16./17. Jahrhundert datiert und einzig in Q565 überliefert ist das Gedicht *Artelshoven*.<sup>447</sup> Es befindet sich zwischen dem obszönen Bericht *Zeitung aus Italien* und der *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*. Die Stellung des Textes lässt kein Konzept in Bezug auf die Anordnung vermuten. Da das Gedicht und die umliegenden Texte von Hand F stammen, stellt allein der Schreiber das verbindende Element dar.

Die Überschrift gibt Aufschluss über die Verortung des Textes: Unter die Angabe der Jahreszahl 1626 ist *Artelshoven* vermerkt. Im Ortsteil der Gemeinde Vorra im Landkreis Nürnberger Land, im Pegnitztal, steht ein Herrensitz, der den Namen Artelshoven trägt. Im Verlauf des Textes finden sich mehrere Hinweise darauf. Zunächst ist die Rede von einem Haus, das in besagtem Jahr am 16. Januar den Besitzer wechselt. Der neue Hausherr Hans Jacob Tetzl wird als edler Herr beschrieben, dem die Menschen unterschiedlicher Schichten zugetan sind: *Darüber sich dann haben erfreuet, / Nicht nur allein Vornehme Leüth, / sonder der gmaine Bauersmann* (V. 9-11). Im Folgenden wird von Festlichkeiten berichtet, die am 3. September zu Ehren des neuen Besitzers auf dem Schloss stattfinden. Im Zuge dessen wird das Familienwappen genannt, eine schwarze Katze, welches laut Kully der Nürnberger Patrizierfamilie Tetzl zugeordnet werden kann.<sup>448</sup> Des Weiteren finden die aufgetragenen Speisen Erwähnung, unter anderem die Forellen, die aus der Pegnitz gefischt wurden, die durch das Nürnberger Land fließt. Die Mahlzeiten werden gelobt, ebenso die ausgelassene Stimmung der Gäste. Am Ende steht der Wunsch, dass noch viele solcher Feste gefeiert werden und auch die Nachfahren der Hausherrn und Gäste diese Geselligkeit fortleben lassen sollen. erinnert wird an diesen Abend durch das Aufstellen eines Tisches, der fortan nur unter Strafe verrückt werden

---

<sup>447</sup> Zur Datierung vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36; zur Überlieferung vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 37.

<sup>448</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 154.

darf. Die Angaben zum neuen Besitzer des Schlosses und die Datierung des Gedichtes decken sich mit dem tatsächlichen Besitzerwechsel von Schloss Artelshoven in Vorra.<sup>449</sup>

Kully vermutet, dass das Gedicht unmittelbar nach dem 3. September verfasst wurde.<sup>450</sup> Die Funktion dieser Verse als ein Lobspruch auf die Familie Tetzl und deren Feier ist deutlich. Die Bezeichnung Gelegenheitsgedicht verweist nicht nur auf das konkrete Ereignis. Sie gibt auch die von Kully angenommene zeitliche Unmittelbarkeit der Dichtung an, auf die die unsauberen Paarreime hindeuten. Im Anschluss an die 56 Verse findet sich ein *Nota*, darunter die Anmerkung, dass die Reime *vnter das ingrundtgelegte Hauß Artlshoven geschribn vnd gemacht von L. Kr. Behl*<sup>451</sup> worden sind. Es handelt sich wohl um den Dichter des *Artelshoven*, dessen Verse vor Ort in Stein gemeißelt wurden.<sup>452</sup>

Das von Kully als historisch charakterisierte Gedicht<sup>453</sup> bietet als einziger Text einen Besitzerhinweis. Kully nimmt an, dass sich die Handschrift um 1616 in den Händen der Patrizierfamilie Tetzl befunden haben muss.<sup>454</sup> Möglicherweise ist ihr an dieser Stelle ein Fehler unterlaufen und es ist das Jahr 1626 gemeint, da sich kein Eintrag für das Jahr 1616 finden lässt. Fest steht, dass auch andere Texte des Schreibers F Datierungen aufweisen. Der Bericht *Zeitung auß Jtalia* nennt den 11. März 1623. Die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* ist auf den 15. September 1629 datiert. In dieser Zeitspanne könnte sich Q565 in Besitz der Patrizierfamilie befunden haben, vorausgesetzt Hand F steht nicht im Dienst verschiedener Sammler. In Anbetracht der in Kapitel 2.3 angeführten Vermutung, Hand D und F seien identisch und chronologisch nach Hand E zu veranschlagen, kann mit der Datumsangabe des in der Weimarer Handschrift als letztes aufgenommenen Textes *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* der Abschluss der Sammlung durch Hand D/F festgestellt werden.<sup>455</sup>

---

<sup>449</sup> <http://www.herrensitze.com/artelshofen.html> (10.04.2015).

<sup>450</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 154.

<sup>451</sup> KULLY ist sich nicht sicher, ob es sich um den Namen *Behl* oder *Bohl* handelt. Ich tendiere zu Letzterem.

<sup>452</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 154.

<sup>453</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 36.

<sup>454</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 18.

<sup>455</sup> Folgt man der Annahme aus Kapitel 2.3, Hand F entspräche Hand D, ergibt sich keine alternative Zeitspanne, da die Texte von D keine zeitlichen Hinweise liefern. Es zeigt sich lediglich eine genauere temporale Verortung von E.

## **4. Merkmale der Sammlung**

Im Rahmen der Textbeschreibung wurden inhaltliche und strukturelle Zusammenhänge zwischen den in Q565 gesammelten Texten festgestellt. In Hinblick auf die Frage nach der Verwendung der Handschrift, dem Sammlerinteresse und ihrem damit einhergehenden Stellenwert werden nun, um einen übergeordneten Zusammenhang der Sammlung herstellen zu können, einige weitere Aspekte behandelt.

Zunächst zeichnet sich eine Tendenz ab, die sich in sexuellen und skatologischen Themen ausdrückt und die ich mit dem Terminus obszön bedacht habe. Folglich werden die Textinhalte in Hinblick auf ihre Charakteristika aufgeschlüsselt sowie Grad und Wirksamkeit der obszönen Beiträge untersucht. Daraus ergibt sich die Frage, welchen Zweck die Texte verfolgen. Um Funktion, Gebrauchspraxis und Stellenwert zu ermitteln, müssen des Weiteren die übrigen Inhalte und Themen berücksichtigt werden. Hier stellt sich die Frage, ob neben dem auf den ersten Blick dominierenden Unterhaltungsaspekt den Texten in Q565 auch andere Aufgaben zuteilwerden, wie beispielsweise die Tradierung von Wissen, Verhalten- oder Handlungsanweisungen. Anschließend werde ich die Texte auf Performanz prüfen, die Hinweise zu Gebrauch, Aufführungspraxis und letztlich auch zu den Sammlern geben kann. Mit Blick auf Inhalt, Funktion und Spielart werden im Folgenden also Aussagen zu Stellenwert und Gebrauch der Handschrift getroffen und ein oder mehrere Sammlerinteressen offengelegt. Zuletzt soll noch einmal der Blick auf die Nutzerspuren gerichtet werden mit der Frage, ob sich aus den markierten Stellen inhaltliche und Textsortenpräferenzen ableiten lassen und die Spuren Hinweis auf den Gebrauch geben.

### **4.1 Obszönität als Programm**

In Kapitel 4.1.1 kann die umfangreiche Forschungsdiskussion zur Obszönität als literarischem Phänomen nur näherungsweise skizziert werden. Ich werde dabei ausschließlich Thesen und Erkenntnisse aufführen, die für die Texte in Q565 zutreffend und für die anschließenden Teilkapitel zu Komik, Funktion und Darstellung des Obszönen in den Texten der Weimarer Handschrift relevant sind. Auf umfangreiche

Diskurse und kritische Auseinandersetzungen innerhalb der Forschung wird lediglich an entsprechenden Stellen verwiesen.

#### 4.1.1 Eingrenzung des Obszönitätsbegriffs

Etwa ein Drittel der in Q565 gesammelten Texte lassen sich mit dem Attribut obszön versehen. Bisher habe ich den Begriff ohne Eingrenzung oder Definition verwendet. In erster Linie fasse ich darunter Texte zusammen, die Kully priapisch nennt. Zu diesem Terminus vermerkt sie, dass damit die dominierende Rolle der Geschlechtsteile oder des Geschlechtsaktes bezeichnet wird.<sup>456</sup> Kully scheint sich auch hier an Fischer anzulehnen, der ebenfalls mit diesem Terminus operiert und priapische Texte von skatologischen unterscheidet.<sup>457</sup> In der vorliegenden Arbeit sind Texte sexueller und skatologischer Themenbereiche unter dem Begriff »obszön« subsumiert, da sie neben physiologischen Ähnlichkeiten der gleichen Intention unterliegen und vermutlich die gleichen Reaktionen hervorrufen. Jean-Marc Pastré schreibt im Rahmen seiner Untersuchung der Fastnachtspiele dazu:

»Die Nähe der beiden Bereiche besteht auch [neben der gesellschaftlichen Tabuisierung, S.R.] darin, dass die Spiele Liebe als Gefühl außer Acht lassen: Liebe wird auf Geschlechtliches, auf einen Trieb herabgesetzt, auf ein Bedürfnis, das wie die Notdurft zu befriedigen ist. [...] Die städtische Literatur der Spiele nimmt in der Tat Sexuelles und Fäkales da wieder auf, wo sie die soziale Kultur der Stadt verdrängt hatte.«<sup>458</sup>

Sowohl die von Geschlechtsteilen und dem sexuellen Akt als auch die von Exkrementen handelnden Texte erwecken den Anschein, provozieren zu wollen.<sup>459</sup> Nach Haug steht der Begriff »obszön« in Verbindung mit der Verletzung des Schambereichs. Diese muss

---

<sup>456</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35.

<sup>457</sup> Vgl. FISCHER, Studien, S. 97.

<sup>458</sup> PASTRÉ, Fastnachtspiele, S. 140.

<sup>459</sup> Nach GRUBMÜLLER sind skatologische Themen im Gegensatz zu sexuellen Themen »aus der Reihe der literaturfähigen Gegenstände ausgeschlossen«. Ihre Verwendung erscheine demnach als eine »provozierende Grenzüberschreitung«, vgl. GRUBMÜLLER, Ordnung, S. 238. SCHNELL spricht vom Vergnügen des Rezipienten an literarischer Beschreibung des Skatologischen, das auf ein Bedürfnis der Transgression von Tabus schließen lässt, vgl. SCHNELL, Ekel, S. 398f. Inwieweit sich skatologische Themen als provokanter erweisen als sexuelle, soll hier außer Acht gelassen werden. HEIDEMANN kommt zu einem gegenteiligen Schluss. Ihre Beobachtung, das Sexuelle werde in der Literatur im Gegensatz zum Skatologischen unterschiedlich behandelt, führt sie zu der Annahme, das Skatologische sei im zeitgenössischen Kontext unproblematisch gewesen. Das Sexuelle hingegen würde in der detaillierten und undistanzierten Darstellung eine kritische Grenze erreichen, vgl. HEIDEMANN, Schwankliteratur, S. 416f.

absichtlich erfolgen, also provokant sein, um als obszön angesehen zu werden. Eine unabsichtliche Verletzung des tabuisierten Bereiches sei allenfalls peinlich.<sup>460</sup> Provokation ist folglich ein notwendiges Mittel zur Erzeugung von Obszönität. Ludwig Marcuse schreibt in diesem Zusammenhang: »Nur im Ereignis der Entrüstung ist das Obszöne mehr als ein Gespenst«<sup>461</sup> und thematisiert so auch das Ungreifbare des Phänomens. Haug verweist auf die Bereiche des Sexuellen und Skatologischen, die hauptsächlich zum genannten Schambereich zählen.<sup>462</sup> Das Obszöne zielt folglich auf die Verletzung von Scham und Moralvorstellung. Der Begriff obszön lässt sich somit nicht ohne Werturteil verwenden.

Gesellschaftliche und private Tabugrenzen sind aufgrund der historischen Distanz kaum rekonstruierbar. Stefanie Stockhorst und Wolfram von Kossak sprechen von einem historisch instabilen Begriff.<sup>463</sup> Zwar weist Rüdiger Krohn ebenfalls darauf hin, dass soziokulturelle Faktoren kaum bezeugt sind, doch vertritt er nicht die Auffassung, dass aus heutiger Sicht obszön erscheinende Texte lediglich Ausdruck der Unbefangenheit ihrer Zeit sind, wie es beispielsweise Siciliano postuliere. Vielmehr deute die Vielzahl an Wortschöpfungen und Metaphern auf das Gegenteil hin, nämlich das Umgehen des Tabus durch metaphorische Einkleidung des Anstößigen. Krohn stützt sich auf die Beobachtung von Wolf-Dieter Stempel, der an mehreren Textbeispielen das Bewusstsein der Autoren für gesellschaftliche Tabus nachweist und zu dem Schluss kommt, dass die gesellschaftliche Tabugrenze nicht tief genug lag, um von einem unbefangenen Mittelalter auszugehen.<sup>464</sup> Allerdings spiele es keine Rolle, inwiefern sich Affektschwellen in der Wahrnehmung von Obszönität tatsächlich verschoben haben, da die literarische Umsetzung anhand verschiedener Techniken konstant bleibe.<sup>465</sup>

So soll auch im Kontext dieses Kapitels die literarische Umsetzung sexueller und skatologischer Themen im Vordergrund stehen, ohne den gesellschaftlichen Diskurs über Moral, der durch die Verwendung des Begriffs »obszön« entsteht, zu führen.<sup>466</sup>

---

<sup>460</sup> Vgl. HAUG, Tragzeichen, S. 71.

<sup>461</sup> MARCUSE, Obszön, S. 13.

<sup>462</sup> Vgl. HAUG, Tragzeichen, S. 71.

<sup>463</sup> Vgl. KOSSAK/STOCKHORST, Sexuelles, S. 3.

<sup>464</sup> Vgl. KROHN, Bürger, S. 3-5.

<sup>465</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S. 205.

<sup>466</sup> Einen knappen, doch aussagekräftigen Überblick über diesen Diskurs gibt HERCHERT. Sie trägt die wesentlichen Ergebnisse von ELIAS, DUERR und FOUCAULT zusammen und setzt sie in Bezug zueinander, vgl. HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 28-35.

Zudem soll Stempels Auffassung gefolgt werden, der Begriff »obszön« konstituiere sich aus der direkten Benennung der ›naturalia et pudenda‹, der Einbeziehung des Skatologischen und der ausführlichen Schilderung des im engeren Sinne Sexuellen.<sup>467</sup>

Bezüglich der Darstellung des Obszönen sieht Stempel auch in der semantischen Abstraktion beziehungsweise Kaschierung sexueller Sachverhalte ein relevantes Merkmal für Obszönität. Die Darstellung des Sexuellen wurde seiner Meinung nach dann als obszön wahrgenommen, wenn sie detailliert geschah.<sup>468</sup> Die Verwendung von Metaphern sei hierbei das interessanteste Verfahren, da sie »die Beachtung des terminologischen Tabubruchs gestattet (und gleichzeitig die Möglichkeit bietet, es inhaltlich zu überspielen).«<sup>469</sup> Indem Stempel von einem terminologischen Tabubruch spricht, umgeht er die Annahme, Metaphern dienten der Verschleierung eines gesellschaftlichen Tabus. Es gehe vielmehr darum, einen ›ungehörigen‹ Wortschatz zu umgehen, der aufstoßen könnte. An dieser Stelle kann Gerhard Wolfs Annahme zum spätmittelalterlichen Liebeslied gestützt werden, Sexualität sei hier als solche nicht tabuisiert und als literarisches Motiv gebräuchlich.<sup>470</sup>

Krohn zufolge ist Zweideutigkeit eines der beliebtesten Mittel in der obszönen mittelalterlichen Literatur.<sup>471</sup> Johannes Müller schreibt, dass die Verwendung sexueller Metaphern den sexuellen Inhalt häufig verstärkt und durch die bildliche Beschreibung weit drastischer ausdrückt, als es in der eigentlichen Bezeichnung möglich wäre.<sup>472</sup> Wolfgang Beutin sieht in ihr eine Möglichkeit für den Rezipienten, sich zu entscheiden, ob er sich auf den obszönen Deutungsgehalt einlassen möchte. Diese verfliege dann mit der raschen Lexikalisierung und der darauffolgenden Annäherung des zu Sagenden an den ursprünglichen Ausdruck.<sup>473</sup> Herchert stellt in ihrer Untersuchung zu erotischen Liedern fest, dass die Verwendung von konventionellen Metaphern die häufigste Form der Umschreibung des Sexuellen darstellt. Die Metapher legt das Sexuelle unmissverständlich dar und erweckt den Anschein eines gruppeninternen

---

<sup>467</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S. 191-193.

<sup>468</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S. 190.

<sup>469</sup> STEMPEL, Obszönität, S. 204.

<sup>470</sup> Vgl. G. WOLF, Spiel, S. 489.

<sup>471</sup> Vgl. KROHN, Bürger, S. 5.

<sup>472</sup> Vgl. J. MÜLLER, Schwert, S. 29.

<sup>473</sup> Vgl. BEUTIN, Sexualität, S. 113.

Sprachcodes.<sup>474</sup> Müller weist auf die Schwierigkeit hin, die einstige Konventionalität von Metaphern heute zu erfassen.<sup>475</sup>

Die in den Texten der Weimarer Handschrift verwendeten Bilder und Bildkomplexe erscheinen kaum verschlüsselt und aus dem heutigen Verständnis eindeutig. Sie sind leicht dem Gemeinten zuzuordnen. Es besteht kein Grund anzunehmen, dass dieser Zugang im damaligen Kontext nicht gegeben war. Die Annahme, dass die Metapher eine Verstärkung des Obszönen verursacht, kann an einigen Texten in Q565 bestätigt werden, wie ich in Kapitel 4.1.3 zeigen werde. Die Darstellungsformen des Obszönen, wie sie in den Texten des Codex anzutreffen sind, haben Michel Foucault, Beutin und Bachorski genannt.

Foucault bemerkt: »Die Codes für das Rohe, Obszöne oder Unanständige waren recht locker, verglichen mit denen des 19. Jahrhunderts.«<sup>476</sup> Beutin nennt Merkmale obszöner Texte. Darunter fallen ausgeführte Schilderungen des Sexuellen, genauer des Geschlechtsverkehrs, der Geschlechtsorgane und der Nacktheit, ausgeführte Schilderungen sexueller Praktiken, ausgeführte Schilderungen von Exkrementen und die jeweilige linguistische Ausführung, sowohl direkt als auch verhüllend.<sup>477</sup> Bachorski schreibt zur sprachlichen Darstellung des Obszönen:

»Die Segmentierung des sexuellen Vorgangs in immer kleinere Phasen und die Betonung von Details der Körper und ihrer Organe, der Taten und Reaktionen beim Geschlechtsverkehr lenken den Blick des Lesers geradezu unausweichlich auf das Geschlechtliche, so daß er nicht umhin kann, es in aller plastischen Deutlichkeit wahrzunehmen. [...] Obszönität muß daher in der Tat als ein wirkliches ›Grenzphänomen des Ästhetischen‹ betrachtet werden, appelliert sie doch weniger an das ästhetische Empfinden als vielmehr direkt an die unmittelbaren körperlichen Affekte.«<sup>478</sup>

---

<sup>474</sup> Vgl. HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 184.

<sup>475</sup> Vgl. J. MÜLLER, Schwert, S. 24. Auf eine Unterscheidung zwischen weiteren Metaphern, wie sie MÜLLER und ZEYEN vornehmen, soll hier verzichtet werden, da der Bildbereich in den Texten des Q565 begrenzt ist und Erzeugung wie Grad der Obszönität hier nicht über eine differenzierte Unterscheidung der Metaphern erfasst werden kann, vgl. J. MÜLLER, Schwert, S. 13-21; ZEYEN, Metaphorik, S. 25.

<sup>476</sup> FOUCAULT, Sexualität Bd. 1, S. 11.

<sup>477</sup> Vgl. BEUTIN, Lachen, S. 251.

<sup>478</sup> BACHORSKI, Diskurs, S. 330.



Eine literarische Ästhetisierung der Texte, so Stempel, gelinge letztlich nur durch das Erzeugen von Komik, die durch das Merkmal der Distanziertheit eine literarische Darstellung von Obszönität rechtfertige, wie im Folgenden ausgeführt wird.<sup>479</sup>

#### 4.1.2 Obszönität und Komik

Prädestiniert für seine komische Wirkung sei, laut Stempel, der Bereich des Skatologischen, den er ebenfalls zum Obszönen zählt und der in ernster Literatur nicht vertreten sei.<sup>480</sup> Stempels Überlegung, das Obszöne durch Komik zu rechtfertigen, liegt die Argumentation Karl Rosenkranz' zugrunde, wonach das Komische den negativen Charakter des Hässlichen auflöst.<sup>481</sup> Schnell bezeichnet in Bezug auf die Darstellung des Ekelerregenden, speziell des Skatologischen, Komik als »Zulassungsbedingung« und schreibt: »Das Skatologische erscheint im Gewand der Komik und somit ästhetisiert. Die Affinität von Ekelhaftem-Häßlichem und den sog. niederen Gattungen oder dem niederen Stil ist hinlänglich bekannt.«<sup>482</sup> Ein Effekt, der sich daraus ergibt, dass es sich lediglich um eine literarische Umsetzung solcher Grenzbereiche handelt, ist laut Schnell der ungehemmte Genuss des Lesers.<sup>483</sup>

Das Lachen ist folglich nicht nur mögliche Reaktion, sondern intendierte Wirkung obszöner Texte. Zum einen ruft die Provokation mit dem Ziel, eine gesellschaftliche Tabugrenze zu überschreiten und dadurch das Schamgefühl zu verletzen, Lachen hervor – sei es zur Verschleierung der verletzten Scham, als Reaktion auf das nicht zu Fassende beziehungsweise grotesk Erscheinende, als Ausgrenzung des Obszönen aus dem Bereich einer hypostasierten Realität, wie es Bachorski formuliert,<sup>484</sup> oder, wie Wolfgang Beutin schreibt, als Abwehrsymptom gegen die unbewusst geliebte Lust, die erzeugt wird.<sup>485</sup> Zum anderen zielen die verwendeten Mittel und Darstellungsweisen von Obszönität in

---

<sup>479</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S. 199. Dass es sich bei dem Begriff Komik um ein ebenso unzureichend erklärbares und subjektiv fassbares Phänomen handelt, wie es bei dem Terminus obszön der Fall ist, hat HAUG ausführlich herausgestellt, vgl. HAUG, Wahrheit, S. 357-369.

<sup>480</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S. 198f.

<sup>481</sup> Vgl. ROSENKRANZ, Ästhetik, S. 14.

<sup>482</sup> SCHNELL, Ekel, S. 398.

<sup>483</sup> Vgl. SCHNELL, Ekel, S. 406.

<sup>484</sup> Vgl. BACHORSKI, Diskurs, S. 338.

<sup>485</sup> Vgl. BEUTIN, Lachen, S. 248.

der Literatur auf das Erzeugen von Komik ab, um, wie Stempel es formuliert, eine literarische Form zu rechtfertigen.<sup>486</sup>

Teilweise lässt sich Komisches in den Texten der Weimarer Handschrift bereits aufgrund der jeweiligen Gattung erwarten. Allen voran steht als Hauptvertreter spätmittelalterlicher Lachkultur die Schwankdichtung.<sup>487</sup> Im Schwank geschieht, was Gesine Mierke in ihrer Untersuchung zur Weltchronik Jans von Wien festgestellt hat: das »Aufbrechen der Ordnung, um sich ihrer erneut zu vergewissern«.<sup>488</sup> Mierke bezieht sich auf Odo Marquard und schreibt: »Dort, wo das Geltende überschritten wird, treten jene Potentiale auf, die Komik produzieren können.«<sup>489</sup> Im spätmittelalterlichen Märe werden groteske Züge durch einen zugespitzten Handlungsverlauf wie den Ehebruch mit einem Pfaffen und drastische Maßnahmen in der Bestrafung der den Ordo verletzenden Protagonisten wie die Kastration des Pfaffen generiert. Hier wird Komik durch die Drastik in Figurenkonstellation, Handlungsverlauf, Gewaltanwendung und der daraus resultierenden Schadenfreude am Schicksal der Protagonisten erzeugt. Haug sieht im Verstoß gegen erstarrte und dadurch brüchige Ordnung einen Hebel für die Erzeugung von Komik. Er deutet die Komik dieser Schwänke wie folgt: »Das Vergnügen nährt sich also aus der Fragwürdigkeit der Replik, in der Lebendigkeit und Zerstörung eine explosive Verbindung eingehen.«<sup>490</sup> André Schnyder spricht von Komik als einem Kontrastphänomen, das die moralische Inkongruenz im Verhalten des Angegriffenen zeigt, sowie von Komik als sozialem Phänomen, da das Verlachen des Geschädigten in der Gruppe geschieht.<sup>491</sup> Letzteres kann sicherlich auch unabhängig von der Rezeption in geselliger Runde gesehen werden, da der Bezug und die Zugehörigkeit des Rezipienten zum gesellschaftlichen Gefüge immer gegeben sind. Schnyders Annahme in Bezug auf Gruppen wird auch von Röcke und Hans Rudolf Velten vertreten, die den

---

<sup>486</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S.199.

<sup>487</sup> Vgl. HARTMANN, Geschichte des Lachens, S. 110.

<sup>488</sup> MIERKE, Ordnungen, S. 190.

<sup>489</sup> MIERKE, Ordnungen, S. 191.

<sup>490</sup> HAUG, Wahrheit, S. 363. GRUBMÜLLER sieht mit Blick auf die schwindende Orientierung an französischen Vorlagen allerdings einen Rückgang der Komik in den spätmittelalterlichen Mären. Mit der Zunahme des Körperlichen und des Sexuellen als Gewalttat schwinde das Lachen. Damit stellt er bewusst eine Gegenthese zu BACHTIN auf, welcher in der Darstellung von Gewalt, Sexualität und Obszönität eine Befreiung der unterdrückten Lust vermutet und so ein groteskes, aber befreiendes Lachen über diese Texte evoziert, vgl. GRUBMÜLLER, Wer lacht, S. 122. Möglicherweise ist hier ein Punkt erreicht, an dem die Art des Lachens modifiziert werden sollte, da das heitere Vergnügen der contes à rire einem morbiden Verlachen weicht.

<sup>491</sup> Vgl. SCHNYDER, Kaufringer, S. 53.

Begriff »Lachgemeinschaft« maßgeblich prägen. Neben Effekten wie Konsens, Verstehen, Nähe und Affinität zwischen den Gruppenmitgliedern hat das gemeinschaftliche Lachen auch Ausgrenzung und Bestrafung zur Folge.<sup>492</sup> Dies kann sicherlich im Rahmen der Mären am ehesten greifen. Röcke und Velten nennen zudem Anlässe und Orte für Lachgemeinschaften, die, wie Schnyder ebenfalls vermutet, an Geselligkeit gebunden sind, beispielsweise Zusammenkünfte in Wirtshäusern, Spinnstuben und auf Waschplätzen.<sup>493</sup>

Schnyers These von Komik als sozialem Phänomen kann an eine Theorie der Komik angeschlossen werden, die im Rahmen des spätmittelalterlichen Schwankmāres greift: die Überlegenheitstheorie, deren Grundgedanke von Tom Kindt bis in die Antike zurückgeführt wird. Den »locus classicus« sieht Kindt bei Thomas Hobbes. Nach dieser Theorie kann davon ausgegangen werden, dass das Schicksal der Protagonisten beim Rezipienten ein Gefühl von Überlegenheit oder zumindest Erleichterung hervorruft, da ihm die geschilderten Sanktionen oder Schläge nicht selbst widerfahren.<sup>494</sup> Es handelt sich also um ein triumphierendes Lachen, das daraus entsteht. Die moralische Inkongruenz, die Schnyder nennt, schließt an die Inkongruenztheorie an, wie sie zuletzt ausführlich von Kindt besprochen wurde. Basis ist die Annahme, dass sich Komik nur durch Einbeziehung eines Missverhältnisses und dessen Wahrnehmung verstehen lässt.<sup>495</sup> Im Falle des Māres besteht die Diskrepanz zwischen den moralischen und normativen Ansprüchen und dem tatsächlichen Verhalten. Beide Theorien scheinen sich zu ergänzen, da die erste auf die Wirkung von Komik durch ein Überlegenheitsgefühl auf Seiten des Rezipienten und die zweite auf die Entstehung von Komik durch Diskrepanz innerhalb des Textes zielt.<sup>496</sup>

Die in Q565 gesammelten Texte *Die Wolfsgarbe* und *Der fahrende Schüler* weisen drastische Elemente auf. Kully bezeichnet beide Māren vermutlich aufgrund der jeweiligen Liebesverhältnisse als erotisch.<sup>497</sup> Im Fall *Der Wolfsgarbe* kann die Kastration des Pfaffen und die weitere Verwendung seiner Hoden durchaus als obszönes Element

---

<sup>492</sup> Vgl. RÖCKE/VELTEN, Lachgemeinschaften, S. XI-XX.

<sup>493</sup> Vgl. RÖCKE/VELTEN, Lachgemeinschaften, S. XX.

<sup>494</sup> Vgl. KINDT, Komik, S. 41f.

<sup>495</sup> Vgl. KINDT, Komik, S. 41. KINDT gibt einen Einblick in verschiedene Komiktheorien, entwickelt die Inkongruenztheorie weiter und wendet sie auf die Komödie des 18. Jahrhunderts an. Eine ausführliche Übersicht über Formen literarische Komik innerhalb der Theorie findet sich auf S. 153.

<sup>496</sup> Vgl. KINDT, Komik, S. 44.

<sup>497</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 35.

gewertet werden. Auch die auf das sexuelle Verhältnis verweisende Jagdmetaphorik wirkt durch die semantische Verknüpfung von sexuellem Akt und dem Jagen eines Tieres obszön. Hier liegt das Lachen im Spott über den Schaden des Pfarrers und der Ehebrecherin.

Im Märe *Der fahrende Schüler* sind keine sexuellen oder skatologischen Elemente aufgeführt. Lediglich die Existenz des Verhältnisses zwischen Ehefrau und Pfarrer wird aufgezeigt. Folglich trifft Kullys Bezeichnung erotisch zu. Sie nimmt keine Definition des Begriffs Erotik im von ihr verwendeten Sinne vor. Ihre Verwendung zeigt jedoch, dass der Begriff sowohl auf implizite als auch auf explizite Hinweise und Schilderungen sexueller Handlungen referiert. Die weitere Untergliederung durch die Termini priapisch und skatologisch gewährt eine relativ eindeutige Abgrenzung, während sich die Kategorien obszön und erotisch weniger deutlich voneinander trennen lassen. Heribert Hoven spricht sich gegen eine Trennung beider Begriffe aus, um »das wenig fruchtbare Feld der Grenzziehung zu vermeiden«. <sup>498</sup> Hier soll dennoch eine Unterscheidung getroffen werden, um den Grad der Obszönität der Texte in Q565 einschätzen zu können. Der Unterschied liegt in der dargestellten Direktheit des Sexuellen. Als Erotisch soll nur das bezeichnet werden, was indirekt auf sexuelle Bereiche anspielt. Damit steht die Verwendung des Begriffs der von Herchert entgegen, die Erotik in direkten Bezug zum Geschlechtsakt und damit gleichbedeutend mit dem Begriff Sexualität gebraucht. <sup>499</sup> Komik wird zwar wiederum über den Schaden, genauer den Ehr- und Gesichtsverlust der Figur des Pfaffen und seine Torheit erzeugt, dieser geschieht hier allerdings nicht durch obszöne Elemente, sondern durch die List des Studenten.

Während *Der fünfmal getötete Pfarrer* ebenfalls keine sexuelle oder skatologische Thematik aufweist, ist sie in *Der verklagte Zwetzler* Kern der Geschichte. Komik wird in diesem Märe durch die Personifikation des männlichen Geschlechts erzeugt und durch die Naivität, mit welcher die weibliche Protagonistin dem Zwetzler begegnet, verstärkt. Die eher zurückhaltende Darstellung des Beischlafs, der durch das Verb *befstreichen* metaphorisch umgesetzt wird, ruft zunächst eine erotische Deutung hervor, die erst durch die Eigenständigkeit des Penis und seine zentrale Stellung als Protagonist ins

---

<sup>498</sup> HOVEN, Märendichtung, S. 16.

<sup>499</sup> Vgl. HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 34.

Obszöne überführt wird. Der obszöne Modus wird mit Fortschreiten der Geschichte gesteigert – einerseits durch die Beschreibung des Geschlechtsteils (*Er Ift gelatzet als der alt mayer / Vnd hat zwen flügel als zway ennten ayer*) (V. 39f.), andererseits durch die angedrohte Kastration des *Zwetzlers* und durch seine Erektion beim Anblick des Mädchens vor Gericht. Die Naivität des Mädchens, die weiterhin in verschiedenen Momenten, so in seiner Beschreibung des männlichen Geschlechts, Ausdruck findet, hält das komische Element aufrecht.

Die Rätsel, insbesondere die Scherzfragen, lassen ebenfalls vermuten, auf das Erzeugen von Komik ausgerichtet zu sein, da sie immer auf eine Pointe besitzen. Auch hier ist Komik nicht zwingend an das obszöne Element geknüpft, sondern speist sich aus verschiedenen Themen und deren Darstellung. Umgekehrt sind die obszönen Beiträge ausschließlich auf das Erzeugen von Komik angelegt, da sie der gleichen Spielart unterliegen. Die Pointe kommt durch den Bruch zwischen der aus den gegebenen Hinweisen entstandenen Erwartungshaltung des Ratenden und der tatsächlichen Lösung zustande. Die obszönen Rätsel nutzen hierfür Metaphern, die dem Bildbereich des Sexuellen entspringen, dann jedoch in ihrer ›unschuldigen‹ wörtlichen Bedeutung aufgelöst werden. In der konkreten Auslegung des sexuellen Witzes in seinem wörtlichen Sinn sieht Johannes Müller das Funktionsprinzip des obszönen Witzes. Damit einher gehe aber auch das Bemühen des Publikums, das Erkennen des metaphorischen Sinnes zu signalisieren, um nicht als naiv oder unerfahren entblößt zu werden.<sup>500</sup> Herchert vermerkt zur Metapher:

»Komik kann ebenfalls erzeugt werden, wenn konventionelle Metaphern, die traditionell Erotisches bezeichnen, im Textzusammenhang rekonkretisiert benutzt werden und entgegen der Erwartungshaltung des Rezipienten einen völlig ›harmlosen‹ Sinn offenbaren. Dieser Grenzbereich zwischen realer und übertragener Bedeutung kann Grundlage für Pointen sein[...].«<sup>501</sup>

Ähnlich verhält es sich mit den Sprüchen. Obszönität entsteht hier teils durch Wortspiele, teils durch die direkte Schilderung sexueller Handlungen oder eindeutige Benennung von Geschlechtsteilen. Mitunter wird auch hier Komik durch Pointen hergestellt. Wortspiele und Metaphern dienen ebenfalls der Erzeugung von Komik. Ein weiteres Mittel ist jedoch die Vermittlung von Wissen über sexuelle Handlungen,

---

<sup>500</sup> Vgl. J. MÜLLER, Schwert, S. 30.

<sup>501</sup> HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 185.

Praktiken und über Genitalien. Die sachliche Darstellung der Wissensvermittlung steht in Kontrast zur Banalität der obszönen Inhalte und des verwendeten obszönen Wortschatzes. Dieser Kontrast zielt auf Belustigung.

Damit lässt sich die Umsetzung von Komik in Rätseln und Sprüchen ebenfalls mit der Theorie der Inkongruenz beschreiben. Während der Scherz der Rätsel durch das Missverhältnis von Rezipientenerwartung und tatsächlich Gemeintem funktioniert, liegt die Komik vieler Sprüche in der Diskrepanz zwischen Spielart und Inhalt. Neben der bereits behandelten Inkongruenz von Metaphern lässt sich diese im Grunde auch bei den Wortspielen finden, da hier semantische Mehrdeutigkeit Möglichkeiten eines Missverstehens und, wenn verstanden, eines potentiellen Missverhältnisses zwischen Bedeutungen impliziert.

Ein ganz offensichtlicher Fall von Komik, die durch Inkongruenz erzeugt wird, sind der Kriegsbericht *Eroberung der Stadt Fudanna* und der Zeitungsbericht *Zeitung auf Jtalia*. Beide bedienen sich der konventionellen formalen und stilistischen Gestaltung der Textsorte. Der Einsatz anstößigen Vokabulars und die Transparenz zum eigentlich Beschriebenen werden im Kontrast zur nüchternen, distanzierten Darstellung hervorgehoben und verstärken so die obszöne Wirkung. Der inhaltliche Bruch mit den Konventionen dieser Textsorte, begangen durch das Schildern fiktionaler obszöner Ereignisse, bricht auch mit der Erwartung des Rezipienten. Die Semantik der Wortfelder der kriegerischen Eroberung und der Entdeckung und Beschreibung eines unbekannten Ungetüms wird jeweils genutzt, um den eigentlichen Inhalt wiederzugeben, was wiederum Komik herstellt. Somit sind auch hier Obszönität und Komik eng miteinander verknüpft. Im Gegensatz zu den bisher aufgeführten Beispielen werden beide Phänomene nicht erwartet, was wiederum Voraussetzung für ihr Gelingen ist.

Weniger überraschend ist das Antreffen des Obszönen in der Gattung Rede, wie Fischer sie definiert.<sup>502</sup> Er hat für das Mittelalter den Begriff »Obszönrede« gebräuchlich gemacht als eine Gruppe von »in die Form der Rede gefassten Sexuelscherzen und Sexualwitzen«.<sup>503</sup> Die in Q565 gesammelten Reden, die sexuelle und skatologische Themenbereiche ausführen, sind nach Fischer allerdings Grenzfälle zwischen Märe und Obszönrede, wie in den Kapiteln 3.2.2, 3.2.4 und 3.2.5 erörtert wurde. In der Rede

---

<sup>502</sup> Vgl. Kapitel 3.2.

<sup>503</sup> FISCHER, Studien, S. 45.

*Gespräche dreier Frauen* werden Obszönität durch das Benennen des männlichen Glieds und damit verbundene sexuelle Vorgänge oder Eigenschaften herbeigeführt. Das Geschlechtsteil steht als Antwort auf eine Ausgangsfrage, die auf alltägliche Vorgänge, meist in Bezug zu Eigenschaften von Tier, Fleisch und Pflanzen, zielt. Das Gleichsetzen des Penis und seiner Eigenschaften mit denen aus der Tier- und Pflanzenwelt ist komisch. Der komische Effekt, der auf die Verknüpfung und den Vergleich zwischen diesen unterschiedlichen Bereichen zurückzuführen ist, kann ebenfalls der Theorie der Inkongruenz zugeordnet werden.

In den Reden *Der gefundene Ring* und *Die Bauernmagd* werden sexuelle und skatologische Vorgänge benannt. Im ersten Fall handelt es sich um Erlebnisse, die von Frauen geschildert werden mit dem Ziel, sich gegenseitig in der Nähe zum jeweiligen Liebhaber zu übertrumpfen. Angeleitet wird der Wettstreit von einem Mann, der sich die Naivität der Frauen zu Nutze macht, um ihre sexuelle Bereitschaft in Erfahrung zu bringen und letztlich, so lässt es die Aufforderung mit ihm zu gehen vermuten, selbst davon zu profitieren. Im zweiten Fall findet ein Dialog zwischen Mann und Frau statt, der solche Ereignisse hypothetisch darlegt. Hier ist es der Mann, der naiv erscheint, indem er eine Frage nach dem Weg stellt, die offensichtlich ein sexuelles Angebot offeriert, dann jedoch von der unverhohlenen, auf das Angebot eingehenden Antwort schockiert ist. Beide Reden wirken aufgrund ihrer Wortwahl und derben Darstellung der sexuellen und skatologischen Vorkommnisse obszön. Die Komik in *Der gefundene Ring* wird durch die Überlistung des Mannes initiiert, die aufgrund der Naivität der Frauen gelingt. In *Die Bauernmagd* ist es die unerwartete Reaktion der Frau, die Lachen erzeugt. Zudem ist hier die Überlagerung von zwei semantischen Ebenen erkennbar. Die Frage nach einer Ortsauskunft scheint zunächst harmlos, die Bezeichnung des Ortes und seiner Lage zielt jedoch explizit auf das weibliche Geschlecht. Die Antwort darauf gleicht einer Pointe, da sie mit dem bisherigen Ton bricht und unerwartet den Protagonisten direkt auffordert: *Kom hehr vnd stoß mir die zung ihn ars*, um dann Bezug auf die Ausgangsfrage zu nehmen: *So hengt dir die Nafen mitte ihns dorff* (V. 10f.). Die Provokation, die in der Antwort liegt, ist hier das Überraschende, das sich nicht mit der Erwartungshaltung des Rezipienten deckt. Somit werden hier zwei Erwartungshaltungen gebrochen: die des Erzählers und die des Rezipienten.

Ein weiterer und letzter Text in Q565, der als obszön bezeichnet werden kann, ist *Das Almosen*, dessen satirischer Charakter bereits beschrieben wurde. Es ist das einzige Lied,

das Tendenzen zum Obszönen erkennen lässt. Sie liegen in der Metaphorik, die den Beischlaf von Ehefrau und Bettler ausdrücken, wie etwa dem Öffnen des Bettelsacks und der Gaumenfreuden, die der Inhalt hervorruft. Hier greift nicht nur Müllers These, Metaphern verstärken das Sexuelle aufgrund ihrer Bildlichkeit.<sup>504</sup> Auch Hercherts Annahme, Metaphern beziehungsweise Metapherreihen erzeugten Komik,<sup>505</sup> bestätigt sich. Die Mehrdeutigkeit, die in ihrer eigentlichen Bedeutungszuordnung eindeutig ist, ermöglicht dem Rezipienten Verstehen auszudrücken, indem er den Wortwitz durch Lachen honoriert und zeigt, dass er weiß, was tatsächlich ausgesagt wird. Der gesellschaftliche, im Grunde gemeinschaftliche, Rezeptionskontext, der sich durch Refrain, Gerüstzeilen und onomatopoetische Elemente erschließt,<sup>506</sup> unterstützt diese Annahme. Die obszönen wie humoristischen Züge, die im *Almosen* zu finden sind, sind laut Hercherts Untersuchung der Erotik in mittelalterlichen Liedern nicht ungewöhnlich.<sup>507</sup> In Bezug auf die Komik der obszönen Elemente kann wiederum auf das Verhältnis von Inkongruenz bei Metaphern verwiesen werden. Kindt vermerkt dazu, dass die Metapher nur dann Komik erzeuge, wenn sich ihre Auflösung »nicht von der Erfahrung, auf eine falsche Fährte gelockt worden zu sein, trennen lässt.«<sup>508</sup> Er spricht in diesem Zusammenhang von einer scheinbaren Auflösung, die für metaphorische Strukturen typisch sei.<sup>509</sup> In den Scherzfragen ist die falsche Fährte offensichtlich. In den anderen Texten ergibt sie sich aus den Deutungsoptionen, die dem Rezipienten dargelegt werden, auch wenn die obszöne Deutung obligatorisch erscheint. Eine Auflösung der Inkongruenz, so Kindt, müsse in jedem Falle gegeben sein. Anderenfalls könne nur von Nonsenshumor gesprochen werden.<sup>510</sup>

Deutlich wird, dass in den als obszön gedeuteten Texten von Q565 die obszönen Merkmale ausnahmslos über Konzepte realisiert werden, die Komik erzeugen. Alle diese Konzepte sind auf Inkongruenzen zurückzuführen. Daneben sind in der Weimarer Handschrift Texte gesammelt, die nicht obszön sind, aber dennoch auf Komik zielen. Dies trifft auf die Mären *Der fahrende Schüler*, *Der fünfmal getötete Pfarrer* und *Die Wolfsgarbe* zu. Hier wird ebenfalls Inkongruenz hergestellt, indem moralische und

---

<sup>504</sup> Vgl. J. MÜLLER, Schwert, S. 29.

<sup>505</sup> Vgl. HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 185.

<sup>506</sup> Vgl. HERCHERT, Liederbuchlieder, S. 113.

<sup>507</sup> Wie in Kapitel 3.7.3 ausgeführt wurde.

<sup>508</sup> KINDT, Komik, S. 136.

<sup>509</sup> Vgl. KINDT, Komik, S. 137.

<sup>510</sup> Vgl. KINDT, Komik, S. 114-119.



normative Verhaltensansprüche vom tatsächlichen Handeln der Protagonisten abweichen. Das Lachen der Rezipienten ist hier ein verurteilendes, das ihr Wissen um diesen Widerspruch deutlich macht.<sup>511</sup> Ein weiterer Text, der als komisch, aber nicht als obszön charakterisiert werden kann, ist das *Polemische Lied*, das als Fragment in Q565 überliefert ist. Die politische Kontrafraktur eines Kirchenliedes ruft durch das Überführen von bekannten Form und Motiven in einen anderen Kontext Inkongruenz hervor und erzeugt Komik. Der politische Gegenentwurf zum von Lazarus Spengler verfassten Kirchenlied ist als Satire zu verstehen. Die nicht obszönen, komischen Texte zeigen, dass Obszönität hier immer über Komik realisiert wird, nicht aber umgekehrt. Die Obszönität der Texte, die Sexuelles und Skatologisches zum Gegenstand haben, ergibt sich allerdings nicht allein aus dem Thema selbst, sondern erst durch die Form der Darstellung. Folglich befindet sich Obszönität auf der Erzähl-Ebene<sup>512</sup>, dem discours, während Sexuelles und Skatologisches die Geschichte, die *histoire*, bilden. Komik äußert sich ebenfalls auf der discours-Ebene, da Obszönes über Komik vermittelt wird.

#### 4.1.3 Absicht und Darstellung des Obszönen

Bedingungen, unter denen Obszönität verwendet wird, sind laut Stempel der moralische Zweck, der die Obszönität in ein gegensätzliches Verhältnis zu sich selbst setzt, und die satirische Absicht zur Bloßstellung sittlicher Missstände.<sup>513</sup> Stockhorst und von Kossak fassen Stempels Aufzählung unter dem Begriff »moraldidaktische Satire« zusammen. Neben diesem Zweck, den Obszönität in literarischen Texten verfolge, sehen sie eine weitere Funktion im Unterhaltungswert.<sup>514</sup>

Ein Großteil der obszönen Texte in Q565 steht weder in einem moralischen noch einem satirischen Kontext. Er scheint primär auf das Vergnügen des Rezipienten zu zielen, indem sexuelle und skatologische Sachverhalte durch Pointen aufgelöst werden, Grundlagen und Ausgangspunkte für Aufgaben oder Wettstreitereien bilden oder im Spiel mit Gattungskonventionen und Bedeutungsbereichen auftauchen. Die Komik, über

---

<sup>511</sup> Vgl. GRUBMÜLLER, Wer lacht, S. 116.

<sup>512</sup> Vgl. GENETTE, Erzählung, S. 16f.

<sup>513</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S. 193.

<sup>514</sup> Vgl. KOSSAK/STOCKHORST, Sexuelles, S. 32.

welche die Erzeugung und Darstellung des Obszönen realisiert wird, ist eine rein auf Unterhaltung ausgelegte Komik, ohne Anspruch auf tieferen Sinn. Die Aussagen dieser Texte beschränken sich auf profane Lebensweisen, Charakteristika von Geschlechtsteilen und Vorlieben sexueller und skatologischer Vorgänge.

Eine Provokation, wie sie eingangs des Kapitels als Bedingung für das Entstehen von Obszönität genannt wurde, ist dennoch vorhanden. Die zur Provokation führende Grenzüberschreitung erfolgt durch die Verletzung terminologischer Tabus, wie von Stempel ins Feld geführt.<sup>515</sup> Offensichtlich geschieht dies in der Mehrzahl der Sprüche und in einigen Rätseln. Hier werden Geschlechtsteile und sexuelle Praktiken direkt benannt und ausgeführt. Auch in den Texten, in denen durch Wortspiele auf sexuelle Gegebenheiten verwiesen wird, wie die *Eroberung der Stadt Fudanna* und *Die Bauernmagd*, ist die terminologische Provokation deutlich. Weniger klar erkennbar wird der terminologische Tabubruch in den Texten, die durch das Aufrufen mehrdeutiger Bilder Obszönität erzeugen und so mit der Erwartung des Lesers spielen. Ein Beispiel hierfür ist ein Großteil der Scherzfragen. Die Verletzung durch ein obszönes Vokabular wird vom Rezipienten angenommen, ist aber durch die Harmlosigkeit des gesuchten Gegenstandes oder Vorgangs und die damit verbundene Harmlosigkeit der sprachlichen Auflösung nicht gegeben.

Im Kontrast zu den auf Unterhaltung ausgerichteten obszönen Texten stehen die Mären, die häufig durch das Ordoschema einem moralischen Zweck unterliegen. Dieser wird in *Die Wolfsgarbe* deutlich. Der Ordoverstoß wird gesühnt und die gesellschaftliche Ordnung wiederhergestellt. Die sexuellen Elemente, die im Rahmen des Ehebruchs und der Bestrafung dessen auftauchen, spielen hier eine untergeordnete Rolle. Obszönität ist in dieser Erzählung nur latent vorhanden, in *Der verklagte Zwetzler* steht sie im Fokus. Der moralische Zweck wird in diesem Märe allerdings ad absurdum geführt, indem die Bestrafung der Verführung nicht vollzogen wird und letztlich die Erektion des *Zwetzlers* zu Mitleid und Gnade führt. Somit erfüllt auch dieser Text stärker einen Unterhaltungsanspruch als einen lehrhaften.

Nicht ungewöhnlich, dennoch auffällig in der Darstellung sexueller Themen ist die häufige Verbindung des Sujets mit der Terminologie körperlicher Gewalt, die immer

---

<sup>515</sup> Vgl. STEMPEL, Obszönität, S. 204f.

dann auftritt, wenn der Geschlechtsakt beschrieben wird.<sup>516</sup> In einem Spruch heißt es: *fol den zers ftoffen in die dirn* (Nr. 9, V. 6). In den Rätseln wird der Geschlechtsakt wie folgt beschrieben: *Schlach der junckffraw zwaÿ aÿer jn ars* (Nr. 8, V. 5), *Reÿßt der fûd der part* (Nr. 39, V. 4), *Woll zue gestochenn, / Die knye gepogenn, / Hart zue gefchobenn* (Nr. 70, V. 4-6). Die *Eroberung der Stadt Fudanna* bedient sich ausschließlich eines Kriegsvokabulars. Die Eroberung verläuft gewaltsam. Die Stadt wird angegriffen und beschossen. Es gibt Verwundete. Die Gewalt geht in diesen Beispielen stets vom männlichen Protagonisten beziehungsweise vom männlichen Geschlecht aus, während das weibliche Geschlecht Ziel ist und letztlich unterliegt. In der Darstellung des sexuellen Aktes spiegelt sich das gesellschaftliche Ordnungssystem jener Zeit wider. Claudia Brinker-von der Heyde interpretiert diese Darstellung umgekehrt: »Sexualität ist kein Freiraum, in dem Geschlechterhierarchien aufgelöst wären, sondern hat sich an das Regelsystem von männlicher Dominanz und weiblicher Unterwerfung zu halten.«<sup>517</sup> Sie sieht in der literarischen Ausgestaltung sexueller Themen in mittelalterlichen Texten den Kampf der Geschlechter, der von Gewalt gekennzeichnet ist. Zur engen Verknüpfung von Sexualität und Gewalt und dem mit beidem verbundenen Rollenschema von Dominanz und Subdominanz schreibt Foucault:

»[...] die Penetration versetzt zwei Partner in ein Verhältnis von Beherrschung und Unterwerfung; sie ist Sieg auf der einen Seite, Niederlage auf der anderen; sie ist beanspruchtes Recht für den einen der Partner, aufgezwungene Notwendigkeit für den anderen; sie ist Stand, den man geltend macht, oder Bedingung, in die man sich schickt [...]«<sup>518</sup>

Mit der dominierenden und Gewalt ausübenden Rolle des männlichen Geschlechts wird nur in wenigen Texten gebrochen. In *Der verklagte Zwetzer* ist zwar jener der Verführer. Die Entehrung des Mädchens geschieht jedoch auf sanfte Weise durch *befstreichen*. In den Gesprächen dreier Frauen werden unterschiedliche Formen der Zubereitung des Penis thematisiert. Hier geht die Gewalt, wenn auch nur hypothetisch erörtert, von Frauen aus, allerdings nicht im Zuge des Geschlechtsaktes. In *Der verklagte Zwetzer* und *Die Wolfgrube* ist Kastration Gegenstand der Gewalt. Im ersten Fall nur angedroht, im

---

<sup>516</sup> Auf die enge Verbindung von Sexualität und Gewalt, besonders im Kontext von Gewalt zwischen Geschlechtern, haben unter anderem BRAUN und HERBERICHS hingewiesen, vgl. BRAUN/HERBERICHS, Gewalt, S. 25.

<sup>517</sup> BRINKER-VON DER HEYDE, Weiber, S. 60.

<sup>518</sup> FOUCAULT, Sexualität Bd. 3, S. 43.

zweiten durchgeführt, wird hier wiederum der Penis Opfer von Gewaltanwendung. In den beiden Mären geht diese jedoch vom gleichen Geschlecht aus.

Die Rolle von Geschlechtlichkeit, Sexualität und das wiederholt auftauchende Motiv der Kastration in den späten Mären ist von vielen Seiten beleuchtet worden. Ein naheliegender Schluss ist der folgende: Die Darstellung der ehebrecherischen, listigen und manches Mal Gewalt gegen Gatten oder Liebhaber ausübenden Frau, die auf den ersten Blick als Misogynie der männlichen Autoren und ihres Publikums abgetan werden kann, sowie die Darstellung der Kastration, sei es als Strafe oder als Loslösung zwischen Mann und Geschlecht, unterliegt einer männlichen Sexualangst. Bachorski sieht in jenen Mären eine »Enthüllung der aggressiven männlichen Projektion als Angstbewältigungssyndrom«.<sup>519</sup> John Margetts spricht von Angst- und Versagenserlebnissen männlicher Autoren, die über das Erzeugen von Komik zu kompensieren versucht werden.<sup>520</sup> Ute von Bloh sieht in Mären, in denen Gewalt als Replik auf Ordoverletzung angewandt wird, Sexualität und Gewalt als »unauflösliche Symbiose, wobei sich die Auseinandersetzung mit der Sexualität in der Regel auf die weibliche Sexualität richtet, genauer auf das Stereotyp der beständig begehrenden Frau.«<sup>521</sup> Die hier angesprochene Angstphantasie findet besonders im Märe *Die Wolfsgarbe* durch das Wolfsmotiv Ausdruck, welches für die animalische, das heißt die unkontrollierte und schwer kontrollierbare Triebhaftigkeit steht und nur »durch heftigste Gewalt unterdrückt werden kann.«<sup>522</sup>

In den Mären *Die Wolfsgarbe* und *Der verklagte Zwetzer* wird Gewalt beziehungsweise ihre Androhung primär als Gegenwehr zur Sexualität eingesetzt. Der Geschlechtsakt selbst wird im Märe nicht zum Gegenstand gemacht. Die Schilderung dessen bleibt in der Regel vage. Gewalt taucht dann auf, wenn es den ungehörigen Akt zu sühnen gilt. Sie ist ordnungsstiftende Kraft, kann aber auch gegen die Ordnung eingesetzt werden und sie zerstören, wie es beispielsweise am Leichnam in *Der fünfmal getötete Pfarrer* vorgeführt wird. Selbst wenn sich das Ausüben von Gewalt in Mären nicht nur gegen Geschlechtspartner, sondern auch pars pro toto gegen Geschlechtsteile richtet, steht sie nicht in Zusammenhang mit der Darstellung des Geschlechtsaktes.

---

<sup>519</sup> BACHORSKI, *Geschlecht*, S. 280.

<sup>520</sup> Vgl. MARGETTS, *Sexualität*, S. 262.

<sup>521</sup> BLOH, *Sexualität*, S. 75.

<sup>522</sup> BACHORSKI, *Ehe und Trieb*, S. 17.

Wenn es zur Darstellung des Geschlechtsaktes kommt, und dies muss sich folglich auch auf andere Textsorten übertragen lassen, dann ist der Konnex zur Gewalt meist gegeben, wie die Texte in Q565 zeigen. Müller spricht von einer »unterschwellig gewalttätigen oder sadistischen Einstellung«, die in der Darstellung des Koitus deutlich wird. Er stellt für die Fastnachtspiele ebenfalls die Passivität der Frau in derartigen Szenarien fest und damit ihre symbolische Unterwerfung.<sup>523</sup> Zeyen zeigt an Liedern des 12. bis 14. Jahrhunderts die für den Koitus eingesetzte Kriegsmetaphorik auf. Eine starke Gewaltausrichtung weist er in den Liedern Neidhardts nach. So gibt er für SL 8 an, dass mit den Verben schlagen, stoßen und raufen der Geschlechtsakt umschrieben wird.<sup>524</sup>

Die Obszönität der Texte in Q565 scheint nicht nur über die von Stempel aufgestellten Kriterien wie die unverhüllte Benennung sexueller und skatologischer Themen oder die detaillierte Darstellung und Beschreibung dieser zu funktionieren. Sie scheint ebenso einen entscheidenden Anteil aus der gewaltsamen Darstellung des Sexuellen zu gewinnen. Würde das Gewaltvokabular ersetzt werden, beispielsweise Verben wie stoßen und schlagen durch gleiten oder berühren, würde das den obszönen Gehalt verringern. Die Obszönität des Geschlechtsaktes wird also durch die gewaltsame Darstellung potenziert. Gewalt befindet sich auf beiden Ebenen, *histoire* und *discours*. Sie ist Thema, dient aber auch als Form der Darstellung der Erzeugung von Obszönität. Jene Texte, die keinen Koitus schildern und somit nicht über Darstellung von Gewalt realisiert werden, können dennoch als gewaltsam charakterisiert werden, denn letztlich ist Obszönität immer eine Form von Gewalt – in Texten terminologische Gewalt –, da sie immer auf eine Verletzung, nämlich die Verletzung der Schamgrenze, abzielt.

Ein weiteres Phänomen, das in engem Zusammenhang mit der Darstellung von Obszönität steht, ist das Hässliche oder gar Ekelerregende, wie es ausführlich von Schnell untersucht wurde.<sup>525</sup> Schnell nimmt eine Abgrenzung zwischen Obszönem und Ekligem vor. Während sexuelle Vorgänge im Allgemeinen Attraktion und Begehren auslösen, sei das Ekelhafte mit einer emotionalen Abwehr belegt. Zähle man das Skatologische zum Obszönen, ergäbe sich allerdings eine größere Nähe. Schnell gibt an,

---

<sup>523</sup> Vgl. J. MÜLLER, *Schwert*, S. 146-151.

<sup>524</sup> Vgl. ZEYEN, *Metaphorik*, S. 68-85.

<sup>525</sup> SCHNELL bezieht sich dabei auf zahlreiche Untersuchungen aus den Disziplinen Philosophie, Soziologie, Psychologie und der Literaturwissenschaft. Was für das Phänomen Komik gilt, gilt auch hier. Der geführte Diskurs, der letztlich auf den Zivilisationsprozess rekurriert, soll nur im Rahmen der Texte der Weimarer Handschrift als Impuls dienen und nicht weitergeführt werden.

dass das Obszöne beziehungsweise Sexuelle dennoch zuweilen mit dem Ekelerregenden konvergiere, dies aber einer bestimmten Perspektivierung bedürfe, wie die Vermengung von Sexuellem mit Ekelerregendem.<sup>526</sup> Ziel kann sein, unter dem Vorwand des Ekels Sexuelles auszudrücken<sup>527</sup> oder aber eine absichtliche Distanz zum Begehrten zu schaffen.<sup>528</sup>

In den Texten des Q565 sind neben detaillierten und derben Beschreibungen skatologischer Vorgänge einige Beispiele zu finden, in denen die Darstellung von Sexuellem mit einer Ekel provozierenden Darstellung oder Assoziation einhergeht. In Spruch Nummer 23 heißt es in Bezug auf die Trägheit eines Mannes: *Bis jm ein mauß fein zers abfreß / Vnd jm bede hodenn dürkell bis* (V. 10f.). In Rätsel Nummer 60 muss sich der Rätsellöser entscheiden, ob er einer Ziege oder einer Jungfrau zur Fortpflanzung verhilft. Diejenige, die er begattet, muss er von einem Dach stoßen, bei der anderen soll er für immer bleiben. Die Lösung ist, die Ziege *als lanng jm ars* [zu] *leckenn* bis sie wund wird und *jr maden jne dem ars wachfenn* (V. 9f.). Rätsel Nummer 69 referiert auf eine erigierte Klitoris. Die Lösung ist allerdings ein reifer Pickel. Die geographische Beschreibung in *Die Bauernmagd*, die auf die weibliche Anatomie abzielt, ordnet das Dorf *futbach* einem Land bei *dreckbach* zu. Das weibliche Genital wird also mit etwas Schmutzigem, vermutlich ist mit *dreckbach* der After gemeint, assoziiert. In den ersten beiden Fällen korreliert das Ekelerregende zwar mit dem Anstößigen, es bezieht sich jedoch nicht darauf. In den letzten beiden Beispielen dient es der Beschreibung oder Einordnung des weiblichen Genitals. Ekel und Vulva werden hier miteinander verbunden. Für das männliche Geschlecht lassen sich keine äquivalenten Darstellungen finden. Allenfalls *Der verklagte Zwetzler* wird näher bestimmt. Seine Beschreibung ist jedoch kaum als ekelerregend einzustufen. Sie birgt in ihrer metaphorischen Anschaulichkeit eher komische Aspekte: *Er Ift gelatzet als der alt mayer / Vnd hat zwen flügel als zway ennten ayer* (V. 39f.). Hier scheint in der sexuellen Begierde des Mädchens nach diesem grotesken Objekt eine ironische Komponente zu liegen.

Die Verschränkung von Ekel und Sexuellem ist also nur in Texten zu beobachten, in denen das weibliche Genital thematisiert wird, und auch hier lediglich in wenigen Fällen. Häufiger werden Beschreibungen der Vulva über die Beschreibung ihrer Eigenschaften

---

<sup>526</sup> Vgl. SCHNELL, Ekel, S. 413f.

<sup>527</sup> Vgl. SCHNELL, Ekel, S. 418.

<sup>528</sup> Vgl. SCHNELL, Ekel, S. 424.

umgesetzt wie beispielsweise im letzten Gespräch der *Gespräche dreier Frauen*: *hat gewunen einen rauhen part, / [...] / Vnd tag vnd nacht voll waffer stat, / [...] / Sie faugt noch ein dutten als gern* (V. 5, 10, 15).<sup>529</sup> Diese bleiben meist ohne Wertung. Der Ekel vor dem Körperlichen findet in erster Linie in den skatologischen Texten Ausdruck, wie Klopfan Nummer 10 eindrücklich zeigt: *Do yß ein gemain Scheyßhawß. / Supffz vnntz an podenn aus! / Die knödlein, Die die münch jn ars habenn, / die nag mit den zenen her abe!* (V. 15-18). Ekel scheint so weniger an das Ziel geknüpft zu sein, Sexuelles zur Lusterfüllung oder zur Abschreckung darzustellen. Während er im Zuge der Skatologie unabdingbar ist, um das Kriterium der Provokation und letztlich des Tabubruchs zu erfüllen, ist er im Zuge des Sexuellen nur eine Darstellungsmöglichkeit, die in den hier vorliegenden Texten selten genutzt wird.

Mit der Absicht zu unterhalten, werden die sexuellen Themen hier hauptsächlich auf spielerische Art behandelt. Ihre Darstellung steht zwar meist in engem Zusammenhang mit Gewalt, der Fokus liegt jedoch auf der Erzeugung von Komik, realisiert über inkongruente Verhältnisse in Wort, Bild, Textsortenkonvention oder Erwartungshaltung. Damit ist das Sexuelle Mittel zum Zweck. Weil es in seiner obszönen Ausgestaltung provoziert und Grenzen überschreitet, ergibt sich Raum zum Spiel, denn so sind vielseitige Ausgestaltungen und Verschleierungsmöglichkeiten des Sexuellen gegeben, die durch Konventionalisierung, verschiedene Formen und Stärken von Markierung und das Spiel mit Eindeutigkeit gebrochen werden können und so Obszönität erzeugen. Der Rezipient kann sich einer Expertengruppe anschließen, indem er Metaphern zuordnet, Hinweise kombiniert oder Wortspiele aufdeckt und so Erkenntnis erlangt. Auch die nicht lös- oder aufdeckbaren, auf Pointen ausgerichteten Texte führen zu einem Erkenntnisprozess beim Rezipienten und tragen zur Unterhaltung bei, wie Grubmüller feststellt: »Lachen setzt immer einen Akt der Erkenntnis voraus: über Situationen, über sich, über andere.«<sup>530</sup>

Der Unterhaltungswert der Texte konstituiert sich ferner aus der zwischen Scham und Erregung liegenden Wirkung, die der Tabubruch, wenn auch nur terminologisch, besitzt. Der Rezipient bewegt sich in einem Spannungsverhältnis zwischen Extremem und Profanem. Daraus wiederum ergibt sich eine Gemeinschaft, ein exklusiver Kreis an

---

<sup>529</sup> Die Vorstellung einer idealen Vulva findet sich im ersten Priamel der Gruppe Priameln und Sprüche, vgl. Kapitel 3.4.4, S. 74.

<sup>530</sup> GRUBMÜLLER, Wer lacht, S. 117.

Rezipienten, der durch das Lachen über die Grenzüberschreitung und die Erfahrung der Wechselwirkung miteinander verbunden ist.

Eine erkennbare Sonderrolle kommt dem Sexuellen sowie Skatologischen der Texte der Weimarer Handschrift im Kontext anderer Texte ihrer Zeit zwar nicht zu, innerhalb der Handschrift allerdings schon. Kein anderer Themenbereich ist so stark und in so vielen unterschiedlichen Textsorten vertreten. Thematisch betrachtet, ist das Obszöne das Verbindende zwischen den Texten des 15. Jahrhunderts, die ausschließlich von Hand A aufgenommen worden sind, und den späteren, von unterschiedlichen Händen geschrieben Texten. Sozial-kritische, religiöse, gnomische und erotische Themen finden sich ausschließlich in den frühen Texten. Die späten Texte nehmen neben dem Obszönen hauptsächlich politische Stoffe auf. Das Interesse des ersten Sammlers, das über Hand A seinen Ausdruck findet, zeigt bereits eine tendenziell obszöne Ausrichtung der Handschrift, die von den Händen D, E und F fortgeführt wird. Die Nutzerspuren, die in Kapitel 3 bereits behandelt wurden, heben hauptsächlich obszöne Elemente hervor und unterstützen so die These, dass Obszönität einen hohen Stellenwert bei der Zusammenstellung des Q565 besaß.

#### **4.2 Unterhaltungsanspruch versus Wissensvermittlung**

Die Absicht der obszönen Texte, Unterhaltung für den Rezipienten zu generieren, scheint das gesamte Programm der Handschrift widerzuspiegeln. Neben den obszönen Beiträgen sind Texte unverfänglichen Inhalts zu finden, die ebenfalls Unterhaltungselemente wie Schwankhaftes, Pointiertes oder Spiel- und Lösungsaufforderung tragen. Bereits die Untersuchung des Rätselbestandes der Weimarer Handschrift hat ergeben, dass das Memorieren und Tradieren von Wissen sowie die Schulung von Merk- und Denkfähigkeit keinen zentralen Stellenwert in der Sammlung einnimmt. Das zeigt vornehmlich das Verhältnis von Scherzfragen und Logik- und Wissensrätseln. Die wenigen nicht obszönen Denkaufgaben und Wissensfragen schließen aufgrund ihres mit Erkenntnisgewinn verknüpften Spielcharakters den Unterhaltungswert nicht aus.



Wenn Wissen transportiert wird, dann ist es biblisches und kirchliches. Lediglich ein Rätsel beinhaltet Wissen aus dem Bereich Volksglauben und Humoralpathologie.<sup>531</sup> Rätsel und Sprüche sind bei der Frage nach dem Anspruch der Handschrift ein geeigneter Wegweiser, da sowohl obszöne als auch nicht obszöne Texte darunter fallen. Die nicht obszönen Sprüche sind wie die obszönen meist auf Pointen und Wortspiele hin konzipiert. Was in Q565 als gnomisch beschrieben werden kann, trägt nur geringe Anteile von Wissen beziehungsweise an Weisheiten oder Handlungsanweisungen für das tägliche Leben. Allein in manchen Klopfan-Sprüchen werden satirische Elemente mit politischen und gesellschaftlichen Ereignissen verknüpft, und so wird, neben der Umsetzung des Unterhaltungsanspruchs, Wissen weitergegeben.<sup>532</sup> Der erste Klopfan-Spruch in Q565 befasst sich darüber hinaus mit der Farbenlehre und kann somit zugleich als Wissensträger identifiziert werden.<sup>533</sup> Neben diesen Texten sind es lediglich die als Fachprosa bezeichneten, die die Weitergabe von Wissen beabsichtigen. Die *Zwei Rezepte gegen Impotenz* geben volksmedizinisches Wissen weiter, die religiösen Texte kirchliche Verordnungen und Verhaltensregeln.

Die sozialkritischen und politischen Lieder und Reden sowie das Fastnachtspiel setzen hingegen Wissen voraus. Der Rezipient muss mit den gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten jener Zeit vertraut sein, um die Bezüge und Anspielungen zu verstehen. Das Polemische Lied erfordert das Kennen seiner religiösen Vorlage. Nur so kann es als Kontrafraktur wahrgenommen werden. Für das Textverständnis selbst ist diese Kenntnis nicht zwingend notwendig. Die tiefere Bedeutung des Textes erschließt sich jedoch nur durch sie. Darüber hinaus ist das Wissen um die politischen Ereignisse der Zeit Voraussetzung für das Verstehen, da nur so Wallenstein und seine Handlungen erkannt, eingeordnet und bewertet werden können. Ebenso verhält es sich mit der *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg*. Hier müssen Anspielungen auf lokale und überregionale Ereignisse registriert werden, beispielsweise der Hinweis auf das Schicksal Stralsunds. In Gänze wird das Lied erst einzuordnen sein, wenn der Liedtypus Magdeburglied dem Rezipienten geläufig ist. Die Kenntnis von Typen und Textsorten beziehungsweise literarisches Konzeptwissen ist auch beim Minnelied und

---

<sup>531</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, Nr. 66, S. 134.

<sup>532</sup> Hier sei nochmals auf die Klopfan-Sprüche Nummer 4 und 5 verwiesen, vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 169-172.

<sup>533</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 162-167.

den beiden Berichten relevant, um den jeweiligen Text vollständig erfassen und literarisch einordnen zu können. Neben Textsorten und Konzepten muss der Rezipient Wortspiele, Metaphern und Allegorien erkennen, hauptsächlich, aber nicht ausschließlich aus dem sexuellen Bereich.

Die Weimarer Handschrift ist so zu einem nicht unbedeutenden Teil auf Eigenleistung des Rezipienten ausgelegt, auf einen Grundstock an Wissen um das politische und gesellschaftliche Geschehen, auf Kombinations- und Denkvermögen und auf literarisches Erfahrungswissen. Ihr Unterhaltungswert und das Textverständnis können nur über diese Kompetenzen erfasst werden. Der Rezipient wird durch sein bereits vorhandenes Wissen und seine Fähigkeiten in eine exklusive Wissens- und Lachgemeinschaft aufgenommen, wie der Hymnus und manche Rätsel explizit aufzeigen.

Wissensvermittlung findet sich hingegen lediglich in den von Hand A niedergeschriebenen Fachtexten. Diese tragen nicht nur religiöse und volksmedizinische Wissensbestände, sondern damit verbunden auch Handlungsanweisungen und Richtlinien weiter. Der Gebrauchsaspekt der Handschrift bezieht sich auf Lebensführung, vermittelt durch gnomische Sprüche und religiöse Fachtexte, und, weit ausführlicher, auf Unterhaltungsmöglichkeiten. Reichels eingangs erwähntes Verständnis eines Hausbuches, nämlich eine Sammlung unterschiedlicher literarischer und Gebrauchstexte, aufgenommen »unter dem Gesichtspunkt des Nützlichen, Wissenswerten oder Interessanten«,<sup>534</sup> entspricht damit dem in Q565 vermittelten Anspruch. Auch in den hier gesammelten Mären sind Moralisation und Lehre kaum vorhanden. Unterhaltung durch groteske Elemente wie den autonomen *Zwetzler* oder durch chaotische wie den immer wieder getöteten und letztlich tötenden Pfarrer stehen im Vordergrund.

### **4.3 Die Performativität der Texte**

Der Blick auf die inhaltliche Ausrichtung der Texte in Q565 und die sich daraus ergebende Funktion stellt den Unterhaltungsanspruch der Handschrift heraus. Dieser lässt wiederum Vermutungen über den Gebrauchskontext zu. Die kurzen und fast

---

<sup>534</sup> REICHEL, Rosenplüt, S. 35.

ausschließlich unterhaltsamen Texte verweisen auf einen Gebrauch in geselliger Runde. Die Rätsel unterstützen durch ihre auf dialogische Kommunikation angelegte Struktur diese Annahme. Für Textsorten wie Mären, Fastnachtsspiel, Reden, Berichte und Sprüche ist ein öffentlicher Rahmen anzunehmen beziehungsweise bekannt. Kully vermutet aufgrund der Herkunft der Handschrift und der sexuellen und skatologischen Themen eine Beziehung zur Fastnacht. Sie vertritt die These, dass es sich bei dem ersten Besitzer, dem Hauptgestalter der Handschrift, um einen im Kontext der Fastnacht ansässigen Spruchsprecher gehandelt haben könnte. Hinweise gäben zudem Textsorten wie Priamel, Spruch, Rätsel und Rede, die in den Fastnachtspielen häufig zu finden sind.<sup>535</sup>

All diese Textsorten weisen auf eine mündliche Vortragssituation hin. Die Annahme der vorherrschenden Mündlichkeit in Q565 soll an dieser Stelle geprüft werden. Für die Bezeichnung der jeweiligen Aufführungspraxis und ihrer Kriterien bietet sich der Begriff der Performativität an.<sup>536</sup> Obwohl er im Sinne der Analyse literarischer Produkte Verwendung findet, wird sein Transfer aus Linguistik und Sprachphilosophie heraus in literatur- und kulturwissenschaftliche Zusammenhänge nach wie vor diskutiert. Performativität soll hier in der Bedeutung von Mündlichkeit und damit verbundenem Aufführungscharakter literarischer Produkte Anwendung finden. Velten spricht im Kontext der Vermischung mündlicher und schriftlicher Kultur und deren Ausbreitung auf vielfältige soziale Bereiche und Gruppen von Aufführungskulturen. Er stellt das Performative als wesentlichen Bestandteil des Literarischen heraus.<sup>537</sup> Zeitlich fällt die Weimarer Handschrift in eine Übergangsphase von abnehmender Mündlichkeit bei zunehmender Schriftlichkeit, die als »performativer Turn« bezeichnet wird. Dieser Ablösungsprozess betrifft auch die Abnahme von Aufführungspraktiken zugunsten der individuellen Lektüre. Dennoch bleibt eine enge Verbindung zwischen Aufführung und

---

<sup>535</sup> Vgl. KULLY, Codex Weimar, S. 46f.

<sup>536</sup> BACHORSKI u.a. begreifen Performativität als qualitativen Begriff in Bezug auf Performanz. Während Performanz eine in die face-to-face-Kommunikation eingebettete Aktion darstellt, ist Performativität in Texten ein Charakteristikum, vgl. BACHORSKI u.a., Performativität, S. 162. Zur weiteren Abgrenzung des Begriffs von den verwandten Fachtermini performance und Performanz vgl. VELTEN, Literatur, S. 218-222. VELTEN versteht Performativität unter anderem als Methode, die Ereignishaftigkeit und Materialität von Kultur sowie den Handlungs- und Konstruktionscharakter kultureller Praktiken zu beschreiben. Dies bezieht sich auch auf die mediale Überschneidung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, vgl. VELTEN, Literatur, S. 223.

<sup>537</sup> Vgl. VELTEN, Literatur, S. 229.

Text sichtbar.<sup>538</sup> Haug merkt zu den Bedingungen mündlicher und schriftlicher Vermittlung von Texten an:

»Bei mündlicher Kommunikation trägt der Kontext der Aufführung die Bedeutung in mehr oder weniger hohem Maße mit. Schriftlichkeit verlangt demgegenüber einen »höheren Aufwand an Versprachlichung«, denn sie muß den Verlust an Sinnkonstruktion über den Kontext durch explizite Bedeutungssetzung kompensieren. Diese Differenz ist gerade auch da zu bedenken, wo man es mit Zwischenformen zu tun hat, bei denen sie zurückgenommen erscheint, etwa bei Texten, die von vornherein für den Vortrag bestimmt sind, die also die Aufführung einkalkulieren, und dies gilt um so mehr, je spezifischer die Situation ist, für die ein Text geschrieben wird.«<sup>539</sup>

Eine umfassende und in die Tiefe gehende Analyse performativer Strategien in den Texten des Q565 soll hier nicht geleistet werden. Anspruch ist, Aussagen über den Gebrauch der Handschrift zu treffen, indem Textelemente, die ein Publikum intendieren, herausgestellt und bewertet werden. Hierfür soll eine Differenzierung von Textperformativität vorgenommen werden.

Irmgard Maassen unterscheidet zwei Arten der Textperformativität: Zum einen die strukturelle Performativität, die Machart von Texten, zum anderen die funktionale Performativität, die Wirkmacht von Texten.<sup>540</sup> Gemeinsam mit Bernd Häsner, Henning S. Hufnagel und Anita Traninger erläutert sie diese Differenzierung. Strukturelle Performativität bezieht sich auf die Simulation von Körperlichkeit und Ereignishaftigkeit im Text, also auf Textelemente, die Aufführungscharakter suggerieren. Hierunter fallen beispielsweise fingierte Mündlichkeit, Blicklenkung, Visualisierung, Indexikalität<sup>541</sup> und Apostrophierung des Lesers.<sup>542</sup> Die strukturelle Performativität lässt sich des Weiteren in zwei Ebenen untergliedern. Die beschriebenen Textelemente befinden sich auf der discours-Ebene. Diese Ebene ist von einer »schwächeren« strukturellen Performativität auf der histoire-Ebene zu unterscheiden. Jene »schwächere« Ebene bezieht sich auf die Textualisierung von performativen Praktiken wie Fastnachtbräuchen, ist also die literarische Darstellung von Performanz. Maassen stellt fest, dass es sich bei

---

<sup>538</sup> Vgl. BACHORSKI u.a., Performativität, S. 170.

<sup>539</sup> HAUG, Verwandlung, S. 190f.

<sup>540</sup> Vgl. MAASSEN, Performanz, S. 289.

<sup>541</sup> Ausführlich zum Konzept der Indexikalität vgl. HÄSNER u.a., Performativität, S. 87-91. Kleinere Textformen wie die in Q565 können nur einen Teil dieses Konzeptes, die deiktischen Verweise, beinhalten.

<sup>542</sup> An dieser Stelle sind nur wenige Beispiele genannt, die möglicherweise in den Texten des Q565 zu entdecken sind. Elemente, die offensichtlich nur im Rahmen größerer Erzählformen auftreten, beispielsweise Metalepsen und autorreflexive Strategien, sind ausgespart.

struktureller Performativität nicht um Spuren von Oralität handele, die als Überreste in Texten zu finden seien, sondern um Textstrategien intendierter Inszenierung.<sup>543</sup> Funktionale Performativität in Abgrenzung zur strukturellen beschreibt die Wirkung des Textes im Zuge des Rezeptionsvorgangs. Sie bezieht sich auf sinnliche und emotionale Reaktionen, auf die Dynamik zwischen Text und Rezipient sowie auf den kulturellen Kontext, auf Verbreitung und Verwendung des Textes.<sup>544</sup> Maassen verweist hierbei auf Prozesse des Aufführens und Austauschens.<sup>545</sup> Die beiden Performativitätsbegriffe stehen in einem interdependenten Verhältnis zueinander. Aus den Strategien struktureller Performativität entwickelt sich die funktionale.<sup>546</sup>

In den Texten des Q565 sind verschiedene Formen struktureller Performativität zu beobachten. Augenfällig sind fingierte Mündlichkeit beziehungsweise Bestandteile der auf Mündlichkeit hindeutenden Texte und deiktische Strukturen, die auf Textexternes referieren. In den Mären wird das Publikum explizit über die Verben sprechen und hören adressiert: *Nun Sweÿgt, So will ichs heben ann; Als jr her nach wol werdt horn (Die Wolfsgrobe, V. 1, 4); Vnd horet zue, was do geschach; Nun horet, was fie do trayb (Der fünfmal getötete Pfarrer, V. 36, 199); Hort: Seyt jch vonn wunder fagen foll, / So beweiß ich das mit der warhait wol (Der verklagte Zwetzler, V. 1f.)*. Die Autorennennung in *Der fahrende Schüler* erfolgt ebenfalls über das Verb sprechen: *Spricht Schneprer Rofen plutt (V. 128)*. Eine an das Publikum gerichtete Moralisierung findet sich allerdings nur in *Der Fünfmal getötete Pfarrer*. Darüber hinaus ruft sich in einigen Mären der Erzähler immer wieder durch ad hoc eingeworfen wirkende Äußerungen ins Gedächtnis des Rezipienten: *Doch weis ich nit, wes fie gedacht (Der fünfmal getötete Pfarrer, V. 216); Jch wais nit, was er jr gehieß; Jch wais nit, wie fie jn erfach (Der verklagte Zwetzler, V. 22, 43)*.

Mündlichkeit suggerierende Verben und die damit verbundene Ansprache an ein Publikum sind im Hinblick auf die Aufführungspraxis auch im Fastnachtspiel zu erwarten. In K78 leitet der Herold das Spiel ein mit den Worten *Hört vnd schweigt stille / Vnd merckt, was ich eüch fagen will (V. 1f.)*. Darauf folgen eine Beschreibung der Szenerie und die Aufzählung des Personals. Für den visuellen Vortrag ist vorstellbar, dass der Herold bei der Nennung der Akteure auf sie zeigt und das Publikum die Figuren, soweit

---

<sup>543</sup> Vgl. MAASSEN, Performanz, S. 291.

<sup>544</sup> Vgl. HÄSNER u.a., Performativität, S. 84f.

<sup>545</sup> Vgl. MAASSEN, Performanz, S. 289-191.

<sup>546</sup> Vgl. HÄSNER u.a., Performativität, S. 82-86.

durch die Aufmachung noch nicht geschehen, identifizieren kann. Das Spiel funktioniert jedoch aufgrund der Situationsbeschreibung auch ohne das Sehen, allein durch Hören oder Lesen. Der Ausblick, dass der Spielverlauf ein gemeinsames Lachen von Herold und Publikum hervorbringen wird, lässt nicht nur auf eine Rezeption in der Gemeinschaft schließen, sondern verdeutlicht nochmals die auf Mündlichkeit ausgelegte Rolle des Herolds. Die deiktischen Elemente sind in Fastnachtspiel und Mären ähnlich angelegt. Neben dem *ich* des Sprechers, dem *ihr* in Bezug auf die Zuhörer- oder Leserschaft und einem Gemeinschaft stiftenden *wir* gibt es dialoge Strukturen, die textintern bleiben. Die Dialoge der Mären sind über die Pronomen *er* und *sie* geregelt, die sich auf genannte Protagonisten beziehen. Die Redebeiträge des Spiels sind mit der Bezeichnung des jeweils Sprechenden überschrieben, und die innerhalb der Beiträge genannten Pronomen beziehen sich auf den Vorredner.<sup>547</sup> Der Ort des Spiels wird nicht explizit genannt. Am Ende lässt der Herold vor dem Wirt, der somit die Referenz zum Ort des Geschehens gibt, verlauten, dass sich die Beteiligten in einem Jahr erneut an diesem Ort treffen. Ob das *wir*, das in diesem Zuge genannt wird, allein auf die Spieler oder auf Spieler und Publikum referieren, ist nicht eindeutig.

In den Grenzfällen zwischen Märe und Rede, *Der gefundene Ring* und *Die Bauernmagd*, sind textinterne Dialoge, Ich-Erzähler und, im zweiten Fall mit der Aufforderung *seht an*, auch die Adressierung an ein Publikum vorhanden. Die Ansprache an das Publikum verweist auf eine visuelle Ebene. Weitere externe Bezüge sind nicht vorhanden. Der jeweilige Beginn der Reden hat narrativen Charakter: *Einsmalß kam ich ihn ein padten* (*Der gefundene Ring*, V. 1); *Einsmalß kam ich auf einen grünen waßen* (*Die Bauernmagd*, V. 1). Somit sind die beiden Reden, wie es auch bei den Mären der Fall ist, inhaltlich geschlossen und tragen trotz der Mündlichkeit suggerierenden Gattung kaum Hinweise auf Oralität. Die anderen Reden weisen keine Merkmale wie Publikumsansprache oder auf Externes bezogene Deixis auf. Lediglich in *Die Auslegung der Ehe* findet sich am Ende der Ausruf *do behüt vns got vor!*

Gleiches gilt für die Berichte, die textintern keinen Hinweis darauf geben, ob das Berichten mündlich oder schriftlich geschieht. Die Fiktionalität der Inhalte wird durch die offizielle Form und den Anspruch an Wahrhaftigkeit der geschilderten Ereignisse,

---

<sup>547</sup> CATHOLY stellt fest, dass vor allem das Nürnberger Fastnachtspiel auf Elementen der Rede aufbaut, die sich erst im späten Spiel zunehmend aufeinander beziehen und zu Dialogen werden, vgl. CATHOLY, Fastnachtspiel, S. 27.

der die Bezeichnung Bericht unterliegt, untergraben. Somit ist ein Bezug zur realen Welt impliziert.

In den Rätseln und Sprüchen wird der Rezipient, wie in Mären und Fastnachtspiel, direkt adressiert, allerdings nicht als Gruppe im Plural, sondern meist in der zweiten Person Singular. Explizit genannt beziehungsweise inszeniert ist die Mündlichkeit dieser Textsorten in den Rateaufforderungen der Rätsel: *Rat, was ift das; Reüm zue famen; kanftu erraten; sprich alfo* sind einige Wendungen, die den Rezipienten anleiten, was er verbal zu tun habe. An mancher Stelle folgen nach gestellter Aufgabe noch einmal Rückbezüge zum Ratenden wie *Jr maint es feÿ* oder *ettlich fprechenn*. Deixis wie Pronomen und lokale Adverbien zeigt in der Regel auf die Außenwelt, da keine textinternen Bezüge gegeben sind. Benannte Gegenstände, Personenbezeichnungen und Orte sind an den Rätselsteller (*am Ruck lag ich / guter ding pflag Ich*) (Nr. 5, V. 1f.), den direkten Adressaten (*wenn dw einen lieben pulen heft vnd dw folft zue jr komen*) (Nr. 28., V. 1) oder einen indirekten Adressaten (*wavmb henck man albeg ein panner aus der kirchenn*) (Nr. 34, V. 1) außerhalb der Textwelt gebunden, da das *du*, *ich* und *der/man* im Text nicht ausgewiesen ist. Folglich bezieht sich auch das Genannte auf die textexterne Welt. Allerdings bleibt so das Geschlecht der jeweiligen Referenzperson offen. Ausgehend von den meist auf weibliche Genitalien ausgerichteten Rätseln und Sprüchen, den genannten Lokalitäten wie Wirts- und Freudenhaus und von Männern zugedachten Aktivitäten, kann in der Regel ein männlicher Sprecher und Adressat angenommen werden. An mancher Stelle wechselt zudem die direkte Ansprache des Adressaten über eine Personendeixis zu einer indefiniten Form, wie Rätsel Nummer 59 zeigt. Die Aufgabenstellung ist explizit an den Rezipienten gerichtet: *Jtem, Nun Rat: wenn dw eine hexe wolft nehmen [...]* (V. 1). Die Auflösung bezieht sich auf Mann und Frau: *So fol fich die ffrau auff den man legen [...]* (V. 6). Durch das Abstandnehmen von einem speziellen Rätsellöser zu einem potentiellen Jedermann erhält das Rätsel Allgemeingültigkeit.

Die Personendeixis der Sprüche verhält sich der der Rätsel ähnlich. Auch sie verweist auf die Außenwelt. Daraus folgt wiederum die Annahme, dass die mit den Personen verbundenen Inhalte ebenfalls auf die Realität referieren. Deutlich wird der Wirklichkeitsbezug in den Klopfan-Sprüchen durch die Nennung realer Ereignisse. Die vom Sprecher-Ich geäußerten Wünsche richten sich in der Regel an eine Person, an wenigen Stellen auch an mehrere, was durch *ihr* und *euch* gekennzeichnet ist. Der

Ausgangspunkt der Klopfer, die Ankündigung anzuklopfen, hat einen stark performativen Charakter.

Die Lieder implizieren ebenfalls eine Aufführungspraxis in Form von Gesang. Im Hymnus und im Polemischen Lied adressiert das Sänger-Ich Gott. Der letzte Vers des Hymnus verweist auf eine bestimmte Person oder Personengruppe: *Ffürftlichs kindt, nym Rath!* (V. 52). Im Polemischen Lied wird von einem *er* gesungen, das sich aufgrund des inhaltlichen Verlaufs auf Wallenstein beziehen muss. So ist auch hier die Außenwelt nicht nur Thema, sondern steht in unmittelbarer Beziehung zum Text. Im Minnelied sind die Personalpronomen und die lokale Deixis gleichfalls nicht näher bestimmt. Helmut Tervooren schreibt in seiner Untersuchung zur Aufführung mittelhochdeutscher Lyrik:

»Nun ist die referenzlose Einführung der personae dramatis durch Substitutionen wie er und sie (bzw. ihre flektierten Formen) keine vereinzelte Erscheinung in Minnekanzonen [...], sondern ein qualitativ und quantitativ signifikantes Merkmal der Gattung. [...] Solche Erscheinungen würden in der Alltagskommunikation in der Regel Rückfragen provozieren. In den Minneliedern scheint das Publikum die grammatische ›Unkorrektheit‹ aber hinzunehmen.«<sup>548</sup>

Er vermutet in Hinblick auf die Performanz dieser Texte die gewollte Möglichkeit, das Informationsdefizit in der jeweiligen Aufführungssituation füllen zu können.<sup>549</sup> In *Das Almosen* und in der *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* ist die Personendeixis innerhalb des Textes zugeordnet. Im *Almosen* wird das Personal aus Eheleuten und Bettler vom Erzähler eingeführt und auch der Ort der Handlung, das Haus der Eheleute, genannt. Mündlichkeit wird hier zu Beginn mit dem Aufruf *Wöll wir aber heben an / Vnd Singen von einem Reichen kargen man* (V. 1f.) erzeugt und durch den am Ende jeder Strophe wiederkehrenden Refrain aufrechterhalten. Die *Werbung Herzog Friedlands* ist mit einem Einführungstext überschrieben, der Personen, Ort und Datum weitergibt, allerdings keine auf Mündlichkeit ausgelegten Elemente enthält. Im Dialog zwischen Magdeburg und Friedland ist jeder Redebeitrag wie im Fastnachtspiel mit dem jeweiligen Redner überschrieben. Die klare Kennzeichnung der Beiträge scheint beim Lesen des Textes nicht zwingend erforderlich, da neben dem regelhaften Wechsel die Anrede im ersten Vers meist Hinweis darauf gibt, wer spricht: *aller Damen Zierdt, hochgeborner Herr, Dama* etc. Für das Singen, möglicherweise mit wechselnden Rollen, ist die optische Aufbereitung jedoch erleichternd.

---

<sup>548</sup> TERVOOREN, Aufführung, S. 54.

<sup>549</sup> Vgl. TERVOOREN, Aufführung, S. 55.



Weniger zu erwarten ist Mündlichkeit in den unter die Fachprosa geordneten Texten. Der medizinische Text leitet zum Handeln an, und seine deiktischen Bezüge richten sich auf den Rezipienten. Es sind keine mündlichen Elemente oder Hinweise auf eine Aufführungspraxis vorhanden, was mit Blick auf die Funktion eines Rezeptes nicht verwundert. Auf die Gebrauchsfunktion der religiösen Texte wurde bereits hingewiesen. Es handelt sich um Nachschlagkataloge, eine schriftliche Anordnung kirchlicher Verhaltensregeln. So zeigen die deiktischen Bezüge auch hier auf Welt und Rezipienten. Der Beginn der Kommuniensverbote nennt die Mündlichkeit und Schriftlichkeit des Textes: *Dise nachgeschribenn, als man eüch erzelen wirdet [...]* (Z. 1). Der geschriebene Text ist hier also die Grundlage für die mündliche Verwendung im Rahmen von Predigten. Das muss auch für die Papstdekrete gelten, da sie die gleiche Gebrauchsfunktion besitzen. Die Performanz dieser Texte ergibt sich besonders im linguistischen Sinne. Beide Texte schaffen Tatsachen mit rechtsgültigem Charakter und verändern so die Realität der am Sprechakt Beteiligten.<sup>550</sup>

Im Gedicht *Artelshoven* ist ebenfalls der Hinweis auf die Schriftlichkeit gegeben: *Diefer Reimen ift vnter das ingrundtgelegte Hauß Artlshoven geschribn vnd gemacht [...]* (Zusatz). Obwohl es vorstellbar ist, dass dieser Text zu festlichen Anlässen in besagtem Haus vorgetragen wurde, scheint die schriftliche Form zuerst vorhanden gewesen zu sein, da die geschilderten Festlichkeiten im Präteritum verfasst sind. Die Funktion des Gedichts, den neuen Hausbesitzer und seinen Einstand für die Nachwelt festzuhalten, kann nur über die schriftliche Umsetzung erfolgen und trägt wiederum deutlich den Bezug zur Welt.

Der Realitätsbezug ist im Großteil der Texte gegeben. Einige stehen ganz im Kontext realer Ereignisse und/oder weisen den Rezipienten an, wie er sich in der Welt zu verhalten hat. Einige nutzen fiktionale Elemente, um dann explizit auf Welt und Rezipient zu verweisen. Nur wenige Texte verzichten auf textexterne Bezüge. Die Nähe der Sammlung zum alltäglichen Leben, die thematisch bereits offensichtlich ist, wird so gestützt.

Auch die Mündlichkeit der Texte ist an vielen Stellen explizit, beispielsweise durch Verben des Sprechens und die direkte Ansprache an den Hörer. Zeyen gibt in Bezug auf

---

<sup>550</sup> Vgl. AUSTIN, Words, S. 1-7.

Oralität und Aufführung von Texten die Komplexität von Metaphern zu bedenken, die für das Verständnis Vorkenntnisse beim Hörer erfordert.<sup>551</sup> Mündlich vorgetragene Metaphern verlangen eine höhere Aufmerksamkeit und schnelle Entschlüsselungsfähigkeit des Hörers, da das Rezeptionstempo nicht von ihm bestimmt ist. In Q565 sind vor allem die obszönen Inhalte über Metaphern und Allegorien realisiert. Diese sind in ihrer Mehrschichtigkeit allerdings überschaubar und können vom Leser ohne Weiteres entschlüsselt werden. Sie dienen eher der Veranschaulichung und unterstützen dadurch die Merkbarkeit des Textes.<sup>552</sup> Zudem sind die Inhalte schon aufgrund der Kürze der Texte weniger verschlungen und somit auch durch Hören leicht zu verstehen und zu merken. Inwiefern es sich um mündliche Beiträge handelt, die verschriftlicht wurden, oder um schriftliche, die für den mündlichen Vortrag gedacht waren, ist für die meisten Texte nicht eindeutig feststellbar. Allerdings kann aufgrund der zeitlichen Gegebenheiten und der Existenz von Vorlagen mancher Texte von einer schriftlichen Form als Ursprung ausgegangen werden, die dann ins Mündliche überführt wurde und/oder, für den mündlichen Vortrag gedacht, zunächst schriftlich konzipiert wurde.

Für das Lesen und Vorlesen spricht die optische Gestaltung der Texte. Visuelle Strategien zur Stützung der Inhalte und des Textverständnisses sind zwar marginal – es sind keine Bilder, Zeichnungen und konsequent durchgeführte optische Strukturierungen vorhanden –, aber dennoch erkennbar. Die Texte der ersten Hand besitzen eine einfache Rubrizierung, die den Text- und Versbeginn kennzeichnet. Dialoge zwischen Figuren sind meist voneinander abgesetzt und mit der Bezeichnung des jeweiligen Sprechers überschrieben. In den Sprüchen werden thematisch zusammengehörige Alterspriameln mit einer Überschrift versehen. Auch wenn die späteren Hände ohne Rubrizierung arbeiten und auf ein sauberes Schriftbild weniger Wert zu legen scheinen, sind Strukturierungen sichtbar. Liedstrophen werden wie von Hand A voneinander abgesetzt und Redebeiträge überschrieben beziehungsweise nummeriert. Diese Strukturierungsmaßnahmen stützen die Lesbarkeit der Texte und lassen vermuten, dass die schriftliche Vorlage Grundlage für den mündlichen Vortrag war.

---

<sup>551</sup> Vgl. ZEYEN, *Metaphorik*, S. 221.

<sup>552</sup> Zur mnemotechnischen Funktion von Metapher und Allegorie vgl. WENZEL, *Einführung*, S. 414-478.

Mündlichkeit oder gar Aufführung scheint das zentrale Anliegen der Texte dieser Handschrift zu sein. Die dialogischen oder verschiedene Rollen beinhaltenden Stücke wie das Fastnachtspiel oder die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* funktionieren im mündlichen Vortrag durch verschiedene Sprecher oder Stimmvariation weitaus besser als beim Lesen der Texte und geben Raum für Spiel und Aufführung. Gleiches gilt für die Rätsel. Hier ist die Art der schriftlichen Fixierung für den Lesevorgang ungünstig, da die Antworten weder separiert noch von der Rätselfrage abgesetzt sind. Im Vortrag besteht die Möglichkeit, die Antwort auszusparen und nach der Frage zu pausieren, um einen Denkprozess auszulösen. Beim stillen Lesen der Rätsel ist das kaum möglich. Gerade die kurzen Texte wie Rätsel und Sprüche und jene Texte, die Dialoge beinhalten, erhalten ihre Lebendigkeit durch Intonation, Pausen oder Akzente. Insbesondere die obszönen Elemente, vornehmlich die verschlüsselten, lassen sich durch Betonung, Gestik und Mimik verstärken oder entkräften.<sup>553</sup> Bachorski u.a. sprechen bei Kurzformen, die im Kontext von Karnevals- oder Festkulturen stehen, von körperlich bedingten Lachvorgängen, in denen Zeigegesten und Sprachgebärden in Verbindung zum Wort stehen und komische Effekte erzielen.<sup>554</sup> Haug weist darauf hin, dass in der schriftlichen Rezeption von Texten eine ästhetische Barriere entsteht, die die mündliche Rezeption aufgrund körperlicher Präsenz nicht hervorruft.<sup>555</sup> Gerade im Hinblick auf die obszönen Texte kann Präsenz und Einsatz von Körper einen entscheidenden Impuls für den Unterhaltungswert geben. Zugleich können gestische Signale wie ›auf etwas oder jemanden zeigen‹ textexterne deiktische Bezüge herstellen oder verdeutlichen. Der Unterhaltungscharakter der Texte bietet somit im mündlichen Vortrag Entfaltungsmöglichkeiten, die im Lesevorgang nicht enthalten sind.

Damit ist bereits der Konnex zur funktionalen Performativität gegeben. Aufführungspraxis und dynamische Text-Rezipienten-Prozesse, die im Fastnachtspiel aufgrund expliziter Angaben rekonstruiert werden können<sup>556</sup> und auch für Minnesang und Sangspruchdichtung hinreichend untersucht worden sind,<sup>557</sup> lassen sich für die anderen Texte anhand ihrer strukturellen Performativitätsmerkmale ebenfalls erschließen. Während das Lesen der Texte durch Metatexte an nötigen Stellen und in

---

<sup>553</sup> Zur Beeinflussung polysemer Elemente durch Gestik und Mimik vgl. TERVOOREN, Aufführung, S. 62f.

<sup>554</sup> Vgl. BACHORSKI u.a., Performativität, S. 179.

<sup>555</sup> Vgl. HAUG, Verwandlung, S. 196.

<sup>556</sup> Ausführlich zum Aufführungsrahmen vgl. LENK, Fastnachtspiel, S. 7-44.

<sup>557</sup> Vgl. CORMEAU, Einführung, S. 3.

der Regel durch optische Gestaltung ausreichend gesichert ist, ergibt sich aus dem mündlichen Vortrag ein Mehrwert für den Unterhaltungsanspruch der Texte. Scherz, Zote und Gnomik können mit Hilfe körperlicher Gebärden und Intonation in Aussagekraft und Wirkung verstärkt oder verändert werden. Durch Intonation kann auch Nachdruck im Aussagecharakter der religiösen und sozial-kritischen Texte geschaffen werden. Der hohe Anteil an Komik erzeugenden Texten spricht zudem für den mündlichen Vortrag in Gemeinschaft, da Lachen ein soziales Phänomen ist und Gruppeneffekte hervorrufen kann, wie Velten ausführt:

»Der Lachvorgang ist aus dieser Perspektive [mit Blick auf die Gemeinschaft, S.R.] etwas Prozessuales, denn Komik und Witze ›sagen‹ weniger etwas, als dass sie es in Gang setzen, sie manipulieren, reorganisieren, kurz, sie tun etwas mit den an der Interaktion beteiligten.«<sup>558</sup>

Hinweis für den Rahmen des mündlichen Vortrags könnten einige Rätsel, Sprüche und die ›Schlemmerversen‹ geben. Hier werden immer wieder Themen wie Essen, Trinken und Bewirtung genannt, was auf ein Erzählen in Wirtshäusern oder bei Tisch hindeutet.<sup>559</sup>

#### **4.4 Die Funktion der Nutzerspuren**

Die wohl auffälligsten Spuren in Hinblick auf die Rezeption der Handschrift sind die Nutzerspuren. Sie wurden gemeinsam mit den Texten, in denen sie auftreten, bereits besprochen. Es wurde festgestellt, dass drei Arten von roten Markierungen in den Texten der ersten Hand zu finden sind, Unterstreichungen von Wörtern und Versen, Schlangenlinien am linken oder rechten Textrand und die Marginalien *N* beziehungsweise *NB* am linken Textrand. Daneben existieren Bleistiftspuren wie die Blattzählung und einzelne Wortunterstreichungen.<sup>560</sup> Jene können als späte Spuren bezeichnet werden, die unter Berücksichtigung der Verbreitung, Popularität und Erschwinglichkeit von Graphitminen in Deutschland erst ab dem 18. Jahrhundert ihren

---

<sup>558</sup> VELTEN, Lachgemeinschaft, S. 130.

<sup>559</sup> Ausführlich zum Erzählen bei Tisch vgl. WACHINGER, Erzählen, S. 256-287. Velten gibt mit Verweis auf Gerd Althoff verschiedene soziale Rahmen an: Essen, Trinken, Feste und Spiele, vgl. VELTEN, Lachgemeinschaft, S. 130.

<sup>560</sup> Die Zeichnung einer Blume auf dem nicht beschriebenen Blatt 81v scheint ebenfalls mit Bleistift vorgenommen worden zu sein, ebenso wie das blasse Kreuz am linken Rand eines Klopfan-Spruchs auf Blatt 66v.

Weg in die Handschrift finden konnten.<sup>561</sup> Die Blattzählung ist der Bibliothek zuzusprechen. Ein auf das an der Innenseite des Buchdeckels angeklebte erste Blatt eingeklebter Besitzvermerk nennt das Jahr 1914 als Eingangsjahr der Handschrift. Unterhalb des eingeklebten Zettels befinden sich der Bibliotheksstempel und die Eintragung der Signatur mit Bleistift. Die Bleistiftspuren sind wahrscheinlich im Anschluss daran entstanden.

Des Weiteren befinden sich zwei Literaturangaben in der Handschrift, die erste auf Blatt 1v, die zweite auf Blatt 43r. Beide sind mit der gleichen Tintenfarbe wie die Eintragung im Besitzvermerk geschrieben, scheinen aufgrund des Schriftbildes jedoch nicht von derselben Hand zu stammen. Die erste Angabe informiert darüber, dass in der *Bibliothek des litterar. Vereins XXX Faßnachspiele III S.1453* eine Inhaltsangabe der Handschrift zu finden sei. Zudem seien einige Klopfan-Sprüche im Weimarer Jahrbuch II und einige Rätsel im Weimarer Jahrbuch V abgedruckt,<sup>562</sup> 1855/1856 erschienen. Verwunderlich ist, dass sich der Eintrag auf der Rückseite des Textes *Der fahrende Schülers* befindet, obwohl er in keinem Bezug zu dem Inhalt steht und ebensogut unterhalb des Besitzvermerkes Platz gefunden hätte. In der zweiten Angabe wird ebenfalls das Weimarer Jahrbuch II genannt. Hier soll ein Text abgedruckt sein, was sich zunächst auf das darüber stehende Minnelied zu beziehen scheint. Tatsächlich ist jedoch *Das Almosen* im Weimarischen Jahrbuch abgedruckt, das auf der Rückseite des Blattes beginnt.<sup>563</sup>

Der ursprüngliche Gebrauch und damit die Sammlerintention der Handschrift lassen sich aus den frühen Nutzerspuren erschließen, die hauptsächlich in Form von roten Markierungen vorliegen.<sup>564</sup> Die Unterstreichungen, Wellenlinien und Marginalien

---

<sup>561</sup> Vgl. STEIN, *Schriftkultur*, S. 280.

<sup>562</sup> Die Nummerierung der Jahrbücher erfolgt, entgegen der römischen Nummerierung in Q565, durch lateinische Ziffern. Die Angaben der Klopfan-Sprüche enthalten zudem zu den Angaben in Q565 abweichende Seitenzahlen, vgl. FALLERSLEBEN/SCHADE, *Weimarisches Jahrbuch*, Bd. 2, S. 75-147. Die Angabe der Rätsel stimmt überein, vgl. FALLERSLEBEN/SCHADE, *Weimarisches Jahrbuch*, Bd. 5, S. 329-355. Hier wird Q565 durch eine Bleistiftnummerung als Vorlage genannt, vgl. FALLERSLEBEN/SCHADE, *Weimarisches Jahrbuch*, Bd. 5, S. 329.

<sup>563</sup> Vgl. FALLERSLEBEN/SCHADE, *Weimarisches Jahrbuch*, Bd. 3, S. 465-470. KULLY korrigiert die falsche Angabe bereits, vgl. KULLY, *Codex Weimar*, S. 16, 136.

<sup>564</sup> Die roten Markierungen betreffend, sind die Angaben der Edition unvollständig. KULLY gibt eine Auflistung der Nutzerspuren, in welcher die Spuren auf den Blättern 18v, 20v, 21r, 21v, 22r, 32v, 33r, 36r, 37v, 39v, 40r und 44v fehlen. Ihre Angabe von Blatt 40v ist falsch, da hier keine Nutzerspur erkennbar ist, vgl. KULLY, *Codex Weimar*, S. 16. Im Apparat der Edition sind die Angaben unvollständig. Auf die Abweichungen wurde an entsprechender Stelle in den Teilkapiteln zu den Nutzerspuren der Texte verwiesen.

befinden sich ausschließlich in den Texten der ersten Hand, in den Reden, Sprüchen und Rätseln.<sup>565</sup> Sie gleichen sich in Farbwahl, Dicke und Art der Linienführung. Dennoch stellt sich die Frage, ob die unterschiedlichen Markierungstypen von unterschiedlichen Händen beigelegt wurden. Dafür würden die Mehrfachmarkierungen an manchen Texten sprechen. Gerade die Unterstreichungen und die Markierungen durch Wellenlinien könnten auf zwei unterschiedliche Nutzer hindeuten. Sie heben sowohl unterschiedliche als auch dieselben Texte hervor.

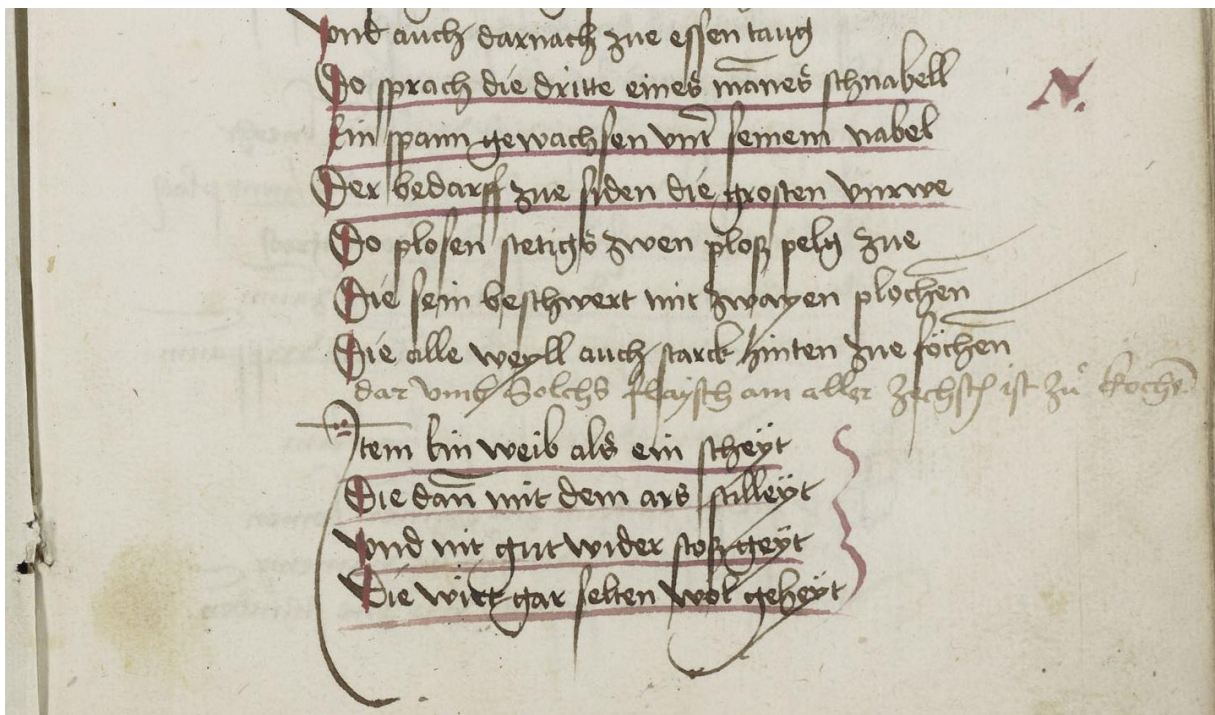


Abb. 7: HAAB digital. Blatt 14r. *Gespräche dreier Frauen und Spruch.*

<sup>565</sup> Weitere, jedoch teilweise schwer erkennbare rote Markierungen sind Ausrufezeichen am rechten Rand des Märes *Die Wolfgrube* auf Blatt 23v, als Haken am linken Rand des ersten Priamel auf Blatt 16v, als blasse kreuzartige Linien unterhalb des Wortes *part* im Rätsel Nummer 39 auf Blatt 35v und in Form eines kleinen rautenartigen Kreuzes am rechten Rand und Blattende der Kommuniionsverbote auf Blatt 4r/77v zu finden. Die Singularität und teilweise die Undeutlichkeit der Markierungen verwehren einen Rückschluss auf ihre Absicht.

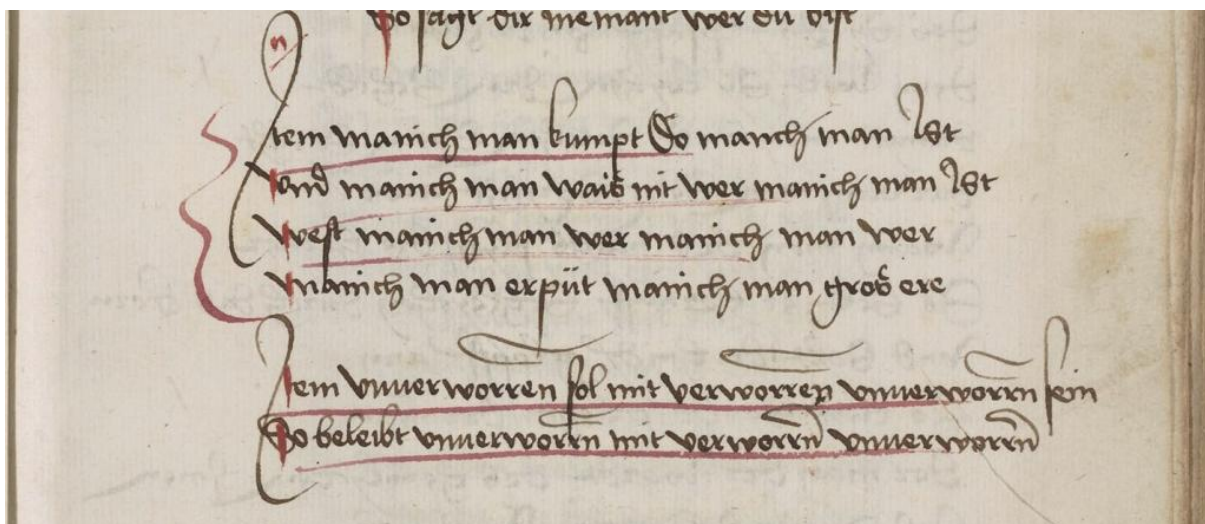


Abb. 8: HAAB digital. Blatt 22r. Spruch Nr. 40.

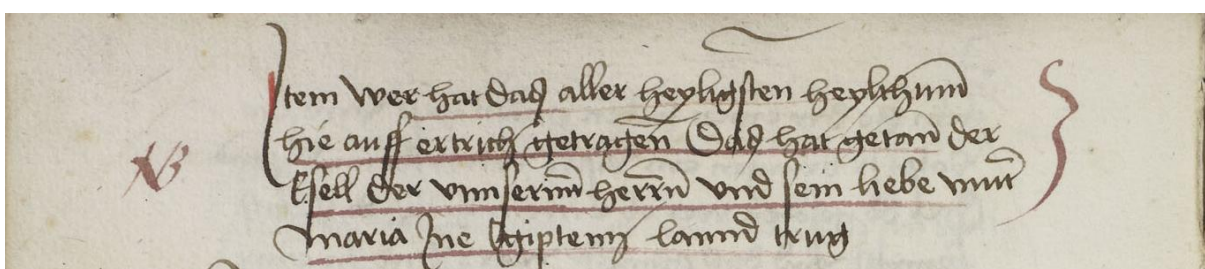


Abb. 9: HAAB digital. Blatt 37v. Rätsel Nr. 54.

Die Markierungen sind nachlässig vorgenommen worden. Die Linien sind unsauber und ungenau, beispielsweise laufen sie während einer Versunterstreichung aus. Sie sind oft nicht gerade gesetzt. Häufig sind Abfärbungen der Linien auf dem gegenüberliegenden Blatt zu erkennen. Die Blätter wurden also unmittelbar umgeschlagen, ohne das Trocknen der Tinte abzuwarten. Hier drängt sich zunächst die Frage nach der Lesegeschwindigkeit auf. Selbst bei einem schnellen Leser müsste die Tinte zumindest angetrocknet gewesen sein, bevor er das Blatt umschlagen konnte. Die Stärke der Abfärbung weist allerdings darauf hin, dass die Tinte beim Markieren noch sehr nass war. Daraus lässt sich entweder schließen, dass zum Zeitpunkt der Markierung bereits Textkenntnis vorgelegen haben könnte, der Rezipient den Text also bereits gelesen hatte oder möglicherweise der Schreiber selbst die Nutzerspuren zu verantworten hat. Oder die Markierungen wurden aus den Vorlagen übernommen, was jedoch bei jenen Texten,



für die eine Parallelüberlieferung bekannt ist, nicht zutrifft, so dass dies unwahrscheinlich ist.

Im Rahmen der Einzeluntersuchungen der Texte wurde festgestellt, dass hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, obszöne und humoristische Passagen markiert wurden. Die wenigen nicht obszönen markierten Passagen sind in kurzen Rätseln und Sprüchen mit *Pointe* zu finden. Die ›Merke‹-Markierungen durch *NB* stehen ebenfalls neben Rätseln und Sprüchen. Eine Markierung durch *N* findet sich im ersten Gespräch der *Gespräche dreier Frauen* an der Stelle der obszönen *Pointe*. Alle Markierungen weisen darauf hin, dass Obszönes, Kurzes, Unterhaltsames für den Gebrauch der Handschrift relevant war, und stützen so die These, dass die Textsammlung ursprünglich zum Vortragen gedacht war. Das Aussparen von Rahmenelementen, Hinleitungen oder die Markierung längerer Texte sprechen ebenfalls dafür, dass die Spuren in Hinblick auf eine visuelle Unterstützung relevanter Vortragsstellen und zum Vortrag gedachter Texte entstanden sind. Der Großteil der Markierungen bezieht sich auf ganze Sprüche, kürzere Sätze, *Pointen* oder Rätselaufgaben und/oder Rätsellösungen. Nur in einem Fall, im fünften Gespräch der *Gespräche dreier Frauen*, wurde ein einzelnes Wort markiert. Diese Hervorhebung befindet sich allerdings in unmittelbarer Nähe zu weiteren Unterstreichungen.<sup>566</sup> Ob die roten Markierungen von der ersten Hand, einer späteren Hand oder einer am Sammeln und der Verschriftlichung der Texte unbeteiligten Hand vorgenommen wurden, ist nicht feststellbar. Die Vermutung liegt jedoch nahe, dass Hand A als Sammler beziehungsweise der Auftraggeber von Hand A oder ein Nutzer im unmittelbaren zeitlichen Kontext die Spuren zugefügt hat und die Handschrift mit ihrer Entstehung im 15. Jahrhundert in den Gebrauch des öffentlichen Vortrags kam. Das Interesse der späteren Sammler, Schreiber und Nutzer am Obszönen und an Gattungen wie Liedern und Reden wird anhand der späten Texte zwar deutlich, die Nutzerspuren markieren allerdings vornehmlich Rätsel und Sprüche, Textsorten, die im 16. und 17. Jahrhundert nicht in die Handschrift einfließen. Das Rot der für die Markierungen verwendeten Tinte wirkt allerdings etwas blasser als das Rot der Rubrizierungen, was zumindest gegen die unmittelbare Markierung der rubrizierenden Hand spricht.

---

<sup>566</sup> Hierbei sind die späteren, mit Bleistift vorgenommenen Unterstreichungen der Wörter *Vififaß* und *zwitzerzweck* in den Rätseln Nummer 17 und 19 ausgenommen.



Am Ende der Sammlung, in den von Hand A aufgeschriebenen Kommuniionsverboten, ist eine letzte, bisher ungenannte Unterstreichung sichtbar. Hier wurde das Wort *got* im 36. Verbot auf Blatt 76r/5v markiert. Diese Unterstreichung steht mit dem, was sie markiert, in Kontrast zu den vorangegangenen Markierungen. Jene deuten auf die Relevanz bestimmter, meist obszöner, ausschließlich unterhaltsamer Passagen und Texte, die für das mündliche Vortragen prädestiniert scheinen. Die Unterstreichung dieses einzigen Wortes in den Kommuniionsverboten scheint eher privater Natur zu sein. Für die Verwendung in Predigten wären größere Passagen, beispielsweise eine Auswahl jener, die von der Kommunion ausgeschlossen sind, von Interesse und somit hervorgehoben worden. Das Verbot, in welchem sich die Unterstreichung befindet, hebt sich weder inhaltlich noch in seiner Struktur wesentlich von den anderen ab. Da *got* beziehungsweise *vnser herr* in der Mehrzahl der Verbote genannt ist, bleibt die Frage, warum gerade und ausschließlich an dieser Stelle die Unterstreichung vorliegt.

Eckart Conrad Lutz verweist auf die unterstützende Funktion von Benutzungsspuren in Hinblick auf Leserführung.<sup>567</sup> Als Parergon für den Leser der Handschrift sind die frühen Nutzerspuren in Q565 jedoch kaum gedacht. Die von später Hand eingefügten Literaturhinweise sind weiterführende Hilfsmittel, tragen allerdings auch nicht zum näheren Text- oder Handschriftenverständnis bei.

In komplexeren Texten wie Romanen können graphische Mittel, so auch Markierungen, dem Rezipienten Leseanleitung oder Orientierung in der Strukturierung des Inhaltes geben, wie es beispielsweise die verschiedenfarbigen Linien, die sich durch Wittenwilers *Ring* ziehen, tun.<sup>568</sup> In den kurzen Texten des Q565 sind Funktionen wie Strukturierung, Orientierung und Leserführung in Hinblick auf externe Rezipienten nicht ersichtlich. Struktur und Orientierung scheinen die Hervorhebungen lediglich für den Eigenbedarf zu bieten, da sie ein schnelles Wiederfinden der markierten Passagen ermöglichen. Sylvia Huot stellt für die Unterstreichungen und die Markierungen durch *nota* im *Roman de la Rose* die Memorialisierungsstrategie solcher Mittel heraus:

---

<sup>567</sup> Vgl. LUTZ, Lesevorgänge, S. 18.

<sup>568</sup> Zur Bedeutung der Markierungen in Wittenwilers *Der Ring* vgl. PUTZO, Komik, S. 21-49.

»[...] the passages so marked may have been intended for memorialisation. Medieval readers certainly did train themselves to remember important lines and verses to recall them when reading other texts that contain similar ideas«<sup>569</sup>

Diese Strategie kann für Q565 ebenfalls zutreffen. Das handliche Quartformat und die wenig wertvolle Aufmachung der Handschrift implizieren zwar, dass sie für den Transport geeignet und vermutlich auch gedacht war. Doch neben dem Wiederfinden bestimmter Textstellen könnte auch eine gedankliche Stütze für den freien Vortrag, für den sich besonders Textsorten wie Rätsel und Sprüche aufgrund ihrer Kürze eignen, Ursache der Markierungen sein. Ein Wiederentdecken bestimmter Aussagen in anderen Handschriften mag weniger relevant gewesen sein. Die markierten Texte und Passagen finden sich in ihrer Art zuhauf in Sammelhandschriften des Spätmittelalters, was einen Wiedererkennungswert oder Übertragung des aus dem markierten Gegenstand gewonnenen Wissens inflationär macht.

Es scheint jedoch auch nicht so, dass interne Bezüge beziehungsweise Wiedererkennungswert über die Nutzerspuren deutlich werden. In den *Gesprächen dreier Frauen* finden sich nur Unterstreichungen und ein *N* für Nota. Die Markierungen heben die Benennung und die Eigenschaften von Geschlechtsteilen hervor. In den Sprüchen und Rätseln wechseln Unterstreichungen und Wellenlinien ab. An mancher Stelle sind beide Formen vorhanden. Die Doppelmarkierung ist in inhaltlich unterschiedlichen Texten zu erkennen, drückt also keine inhaltlichen Besonderheiten aus. In den Sprüchen sind neben obszönen Inhalten aller Art auch Alltagsthemen und Wortspiele markiert. Die Art der Markierung scheint in keinem Zusammenhang zum Inhalt zu stehen. Die Rätsel sind häufiger durch Wellenlinien hervorgehoben und vollständig markiert. Ab dem zweiten Rätselkomplex treten keine Unterstreichungen, sondern ausschließlich Wellenlinien auf. Während die Unterstreichungen verschiedene Themen herausstellen, sind die Wellenlinien, bis auf einen Fall, nur an obszöne Rätsel gezeichnet. Es lässt sich folglich ein Wandel in der Art der Markierung und eine inhaltliche Zuspitzung feststellen, was die These stützt, dass es sich um Nutzerspuren verschiedener Rezipienten handelt. Eine interne Vernetzung der Spuren ist allerdings nicht ersichtlich. Somit bleibt es bei der Funktion des Wiedererkennens, eventuell auch des Merkens von Texten und Passagen für den mündlichen Vortrag. Die Performativität

---

<sup>569</sup> HUOT, Drama, S. 504.

der Texte in Q565 wird damit auch an den Nutzerspuren deutlich. Kullys Annahme, ein Spruchsprecher sei Sammler der Weimarer Handschrift gewesen, sprechen die Nutzerspuren nicht entgegen. Es ist vorstellbar, dass ein solcher Sammler die Markierungen beigelegt hat. In jedem Fall lässt sich daraus ein Nutzertyp erkennen sowie der Gebrauchskontext der Handschrift.

## 5. Schluss

In der äußeren Anschauung der unauffälligen, kaum geschmückten Handschrift lässt sich ein Urteil fällen, das der Blick auf den Inhalt bestätigt: Q565 ist keine repräsentative Handschrift. Einband und Beschreibstoff sind unaufwendig und erschwinglich, ebenso die graphische Gestaltung, die lediglich einige Rubrizierungen verzeichnet. Das Format ist für diese Zeit üblich und darüber hinaus handlich. Diese Beobachtungen legen bereits den Schluss nahe, dass es sich um eine für den privaten Gebrauch bestimmte Handschrift handelt. Das handliche Format ermöglicht einen einfachen Transport, was einen Gebrauch im öffentlichen Kontext erleichtert.

Im Äußeren bescheiden aufgemacht, zeigen sich mit dem Blick ins Innere mehrere Auffälligkeiten. Die Strukturierung der Handschrift in Unterhaltungstexte unterschiedlicher Gattungen, Klopfan-Sprüche und religiöse Gebrauchstexte sowie die freien Blätter und Lagen dazwischen lassen ein umfangreiches Vorhaben des ersten Sammlers erkennen. Die leer stehenden Lagen, einheitliche Linierungslöcher und der Wechsel der Wasserzeichen innerhalb eines Textes geben Hinweis darauf, dass die Handschrift zuerst gebunden und dann beschrieben wurde. Der ursprüngliche Sammler hatte folglich vor der Entstehung der Handschrift ein geschlossenes Konzept im Sinn, das nicht vollständig umgesetzt wurde.

Dieses anzunehmende Konzept untergliedert die Handschrift in drei Teile. Die Kurzformen verschiedenen Inhaltes mit dominierender Unterhaltungstendenz bilden den größten Teil, darunter viele Rosenplüt-Texte, vertreten durch Mären, Sprüche, Reden und das Fastnachtspiel. Der hohe Anteil an Rosenplütschen Texten legt nahe, dass zunächst eine Autorensammlung angestrebt wurde. Falls vorhanden, wurde dieses Vorhaben zugunsten autorenunabhängiger Unterhaltungstexte fallengelassen. Unterhaltung wird vorrangig über obszöne Inhalte generiert. Daher ist es verwunderlich, dass gerade Fastnachtspiel und Märe als beliebte Gattungen für Unflat kaum zum obszönen Gehalt der Handschrift beitragen. Die Schwankmären präsentieren eine brüchige, chaotische Welt, gehören aber, bis auf das priapische Märe *Der verklagte Zwetzler*, zu den gemäßigeren Texten der Gattung. Das Fastnachtspiel ist eines der wenigen politischen Spiele. Die häufigste Gattung dieses ersten Teils der Weimarer Handschrift sind Rätsel, vorrangig Scherzfragen, und Sprüche. Sie sind in mehreren

Komplexen teils gemeinsam, teils separat gesammelt. Der erste Rätselkomplex, der auch einige Sprüche beinhaltet, sowie der erste Spruchkomplex sind die umfangreichsten. Die nachstehend gesammelten Gruppen erwecken aufgrund ihrer geringen Größe den Anschein, gleich der einzeln stehenden Sprüche und Rätsel als Füllelemente auf leer stehende Blätter, Rückseiten und in Lücken nachgetragen worden zu sein. Dies erklärt, warum die beiden Gattungen nicht geschlossen in jeweils einer Gruppe aufgenommen wurden. Zählt man die Klopfan-Sprüche, die den zweiten Handschriftenteil gestalten, hinzu, machen die Rätsel und Sprüche den Großteil der Handschrift aus. Der erste Abschnitt der Handschrift kann insgesamt als heterogen bezeichnet werden. Er beinhaltet nicht nur unterschiedliche, sich abwechselnde Textsorten und Themen, sondern wurde auch als einziger Teil im 16. und 17. Jahrhundert ergänzt.

Der zweite Teil, die Klopfan-Sprüche, ist ausschließlich von Hand A verfasst. Es scheint, dass hier eine spezifische Ausprägung des Unterhaltungsprogramms des ersten Teils isoliert wurde – das Neujahrsprogramm. Die Feststellung, dass jene Sprüche ein Kunstprodukt darstellen, schließt ihren Gebrauch im Sinne des Vortragens an Neujahr nicht aus. Mit Blick auf ihren ursprünglichen Gebrauch zeigen die Klopfan-Sprüche neben dem Fastnachtspiel am deutlichsten den städtischen Kontext, in dem Q565 entstanden ist. Die wenigen sozial-kritischen Texte thematisieren durch Personal oder Lokalität ebenfalls das städtische Umfeld, während die Unterhaltungstexte meist auf ein ländliches, bäuerliches Umfeld referieren.

Der letzte Teil der Handschrift hebt sich stark vom Rest des Codex ab. Die religiösen Gebrauchstexte stehen weder inhaltlich noch textsortenbezogen in Verbindung zum Vorangegangenen. Diese Divergenz wird durch den umfangreichen Leerbestand vor den Texten und die verkehrt herum beschriebenen Blätter noch vergrößert. Dass es sich bei der ›Über-Kopf-Stellung‹ der religiösen Texte um Absicht handelt und nicht um eine fehlerhafte Bindung rechtfertigt nicht nur die inhaltliche Sonderstellung, sondern wird durch die zuvor erwähnten Anzeichen der Entstehungsabfolge gestützt. Die mehrfach gekennzeichnete Isolation der religiösen Gebrauchstexte scheint auf das Bestreben einer klaren Gestaltung und Trennung einzelner Gebrauchskontexte zurückzuführen zu sein. Der Blick auf Schriftbild und damit verbundene inhaltliche Überlegungen hat die Möglichkeit aufgeworfen, dass die von Kully als Schreiber C identifizierte Hand Schreiber A sein könnte. Folglich wäre auch der letzte Teil der Handschrift ausschließlich vom ersten Schreiber gestaltet. Alle darauffolgenden Interessen beziehen

sich damit auf den ersten Komplex der Handschrift und suchen diesen zu ergänzen. Das weitere Gestaltungsvorhaben des ersten Sammlers findet bei den späteren Nutzern keine Berücksichtigung.

Die fehlende Umsetzung der anfänglichen Intention hinter Q565 wird nicht nur am Leerbestand und dem Aussparen von Ergänzungen des zweiten und dritten Teils der Handschrift deutlich. Neben dem Nachlassen der Aufmachung, ersichtlich an den nicht rubrizierten und unsauber wie uneinheitlich aufgeschriebenen späten Texten, zeichnen sich inhaltliche Veränderungen des ersten Teils ab. Das Spektrum der gesammelten Texte des 15. Jahrhunderts spitzt sich in den folgenden Jahrhunderten auf wenige Arten von Texten zu. Während Hand A Mären, Fastnachtspiel, Reden, Sprüche, Rätsel, Lieder und Fachprosa aufgeschrieben hat, sind von den späten Händen nur die Reden und Lieder fortgeführt. Allerdings variieren diese inhaltlich stark. Hinzu sind die Berichte gekommen. Die thematische Bandbreite der frühen Texte reicht von obszön über gnomisch bis hin zu sozial-kritisch, volksmedizinisch und religiös. In den späten Texten findet sich lediglich das obszöne Thema wieder. Daneben werden politische und historische Stoffe gesammelt. Damit ist ein Interessenwandel beziehungsweise eine Interessenverengung der Sammler zu verzeichnen. Des Weiteren zeigt sich hier, dass das Obszöne inhaltlich das einzige Verbindungselement innerhalb der Handschrift darstellt. Allein zwei obszöne Reden, die *Gespräche dreier Frauen* aus dem 15. Jahrhundert und *Der gefundene Ring* aus dem 16./17. Jahrhundert, stehen durch ihre strukturelle Ähnlichkeit in einer engeren Verbindung. Sie bilden eine interne Referenz, an der nochmals die Fokussierung des späten Sammlerinteresses deutlich wird. Auffällig in den späten Texten ist zudem eine Neigung zum Spiel mit Gattungskonventionen, die in den frühen Texten nicht vorhanden ist. Die beiden Berichte und das politische Lied als Kontrafraktur eines Kirchenliedes bezeugen diese Vorliebe. Da der Bericht *Eroberung der Stadt Fudanna* von einer anderen Hand stammt als die beiden anderen Texte, kann das Spiel mit Gattungen nicht einer einzelnen Person zugeschrieben werden. Die beiden politischen Lieder des 16./17. Jahrhunderts stammen jedoch von derselben Hand. Entgegen der auch durch politische Themen getragenen Sozialkritik mancher Texte des 15. Jahrhunderts beziehen sich die *Werbung Herzog Friedlands um die Stadt Magdeburg* und das Polemische Lied auf konkrete und vermutlich aktuelle politische Ereignisse. Beide Texte sind ›entschärft‹ worden. Zur *Werbung Friedlands* hält Q565 ein parodistisches obszönes Gegenstück bereit. Das Polemische Lied ist nur als Fragment

vorhanden. Eingangs wurde in Hinblick auf den großen Leerbestand in Q565 und die Schnittkanten und Schriftrückstände der herausgetrennten Blätter von Zensur ausgegangen. Diese scheint sich nicht auf die obszönen Texte zu beziehen, da sie an anderer Stelle sichtbar ist und die obszönen Texte nach wie vor umfangreich vertreten sind. Da in beiden Fällen, in denen Blätter herausgetrennt wurden, davon ausgegangen werden kann, dass sich nicht nur der dadurch fragmentierte Text, sondern ein weiterer darauf befunden hat, ist die Art der Zensur nicht nachvollziehbar. Die historisch-politische Situation der Stadt Nürnberg Anfang und Mitte des 17. Jahrhunderts lässt auf eine mögliche Zensur des Polemischen Lieds schließen. Der Verlust der ersten Lage und damit des Großteils des *Fahrenden Schülers*, das Fehlen des Anfangs der *Wolfsgrube* und die anderen fehlenden Blätter können nicht erklärt werden.

Die obszönen Texte betragen etwa ein Drittel der Handschrift. Kein anderer Themenbereich ist so stark und durch so viele Textsorten vertreten. Das verbindende Element, die Obszönität, formt sich einerseits durch die direkte Benennung von skatologischen Vorgängen, Geschlechtsteilen und Geschlechtsverkehr, meist mit einer gewaltsamen Darstellung verbunden, andererseits durch Andeutungen sexueller Handlungen und Körperteile, deren Auflösung ›harmlose‹ Handlungen und Gegenstände aufzeigt. Dabei sind die priapischen und skatologischen Themen nicht im Rahmen einer Moraldidaxe zu verstehen, sondern zielen ausschließlich auf Unterhaltung ab.

Mit der durchgehenden Sammlung obszöner Themen steht das Unterhaltungsprogramm der Handschrift folglich im Vordergrund. Die nicht obszönen Sprüche und Rätsel sowie die schwankhaften Mären tragen ebenfalls dazu bei. Selbst politische und sozial-kritische Texte beinhalten teilweise unterhaltsame Tendenzen beispielsweise durch Ironisierung, das Spiel mit Gattungen oder Wortspiele. Die Kürze der Texte, die explizit genannte Mündlichkeit und Aufführungspraxis lassen einen oralen Gebrauch vermuten.

Kullys These, es könnte sich beim ersten Sammler um einen Spruchsprecher gehandelt haben, wird von den Nutzerspuren, die in den Texten des 15. Jahrhunderts zu finden sind, gestützt. Die Markierungen scheinen dem Wiederauffinden und als Gedächtnisstütze zu dienen. Sie legen den Fokus auf kurze Sätze, vornehmlich Rätsel und Sprüche – Textsorten, die im 16. und 17. Jahrhundert nicht mehr gesammelt wurden. Auch wenn die unterschiedlichen Markierungsarten und Mehrfachmarkierungen keinen inhaltlichen Zusammenhang erkennen lassen, ist im

Laufe der Handschrift eine Zuspitzung der Hervorhebungen zugunsten obszöner Inhalte, markiert durch Wellenlinien, festzustellen. Diese und der Wechsel der Art der Markierung deuten auf mehrere Nutzer im 15. Jahrhundert hin, die ihre Spuren in Q565 hinterlassen haben. Die Gebrauchsfunktion der Handschrift scheint sich dadurch jedoch nicht zu ändern.

Einen weiteren Hinweis auf die Funktion gibt das Gelegenheitsgedicht – der einzige Text, der direkt in Verbindung zum Besitzer des Codex steht und offensichtlich zu Erinnerungszwecken geschrieben wurde. Es enthält Informationen zum situativen Kontext des Codex um 1626. Wie festgestellt, befand er sich zu dieser Zeit vermutlich im Privatbesitz der Patrizierfamilie Tetzl. Das gesellige Leben der Familie wird in der Beschreibung der Feierlichkeit anlässlich der Übereignung von Schloss Artelshoven deutlich. Folgt man den Ausführungen des Dichters, handelt es sich um eine gastfreundliche und Feierlichkeiten zugetane Familie. Q565 mag im 16. und 17. Jahrhundert in solchen Runden seinen Beitrag geleistet haben. Ein Gebrauchswechsel vom öffentlichen Vortrag zum privaten ist somit denkbar. Die Einordnung Reichels, Q565 sei im 16. Jahrhundert zum Hausbuch geworden, muss dennoch kritisch betrachtet werden.<sup>570</sup> Die von ihm für diesen Gebrauch bestimmten, Nützliches und Lebenshilfe anbietenden, Gattungen wie Mären, Sprüche, Rezepte und geistliche Prosa, sind in den Eintragungen des 15. Jahrhundert zu finden. Die späteren Texte – die Reden, Berichte und Lieder – sind ausschließlich der Unterhaltung und politischen Agitation gewidmet. Reichels Annahme, dass nicht nur fachliche Gebrauchstexte, sondern auch literarische Texte im Kontext des Nützlichen gesammelt wurden,<sup>571</sup> kann für die Weimarer Handschrift bestätigt werden, wie der Wechsel der Textsorten von obszönen Rätseln hin zum religiösen Gebrauchstext zeigt. »Die Symbiose von poetischen Texten mit pragmatischer Prosa«,<sup>572</sup> wie sie auch Dieter H. Meyer für literarische Hausbücher des 16. Jahrhunderts festgestellt hat, ist im späteren, im 16. und 17. Jahrhundert entstandenen, Teil nicht deutlich. Fachliche Texte, die »das Interesse am Bewahren von Informationen, die dem Sammler für seine ganz individuelle Situation merkwürdig und nützlich schienen«,<sup>573</sup> widerspiegeln, sind zudem in der gesamten

---

<sup>570</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 35.

<sup>571</sup> Vgl. REICHEL, Rosenplüt, S. 34.

<sup>572</sup> D. MEYER, Hausbücher, Bd. 2, S. 766.

<sup>573</sup> D. MEYER, Hausbücher, Bd. 2, S. 766f.



Sammlung nur marginal vertreten. Daher bleiben Aussagen über die Sammler zu Beruf und spezifischen Interessen, die in Anleitungen, Lehren und anderen Fachtexten zum Ausdruck kommen, unsicher. Q565 gibt hauptsächlich ein literarisches Interesse wieder, was nach Meyer in der Regel einer generellen mittelständisch-bürgerlichen Weltansicht entspricht.<sup>574</sup> Letztlich bleibt für Q565 die Erkenntnis über sein Entstehen, seine sozialhistorische Eingrenzung und seinen Gebrauch vage. Ähnlich wie Strohschneider es für den Codex Karlsruhe formuliert hat, ist in Bezug auf die Weimarer Handschrift lediglich sicher, dass sie der Unterhaltung gedient hat.<sup>575</sup>

---

<sup>574</sup> D. MEYER, *Hausbücher*, Bd. 2, S. 767.

<sup>575</sup> Vgl. STROHSCHNEIDER, *Märe*, S. 152.

## 6. Literatur- und Abbildungsverzeichnis

### Forschung

A., F.: Beiträge zur Rätselforschung. Deutsche Rätsel aus alter Zeit. In: Anthropophyteia Bd. IX. Hrsg. v. Friedrich S. Krauss. Leipzig 1912. S. 481-492.

Achnitz, Wolfgang: Ein *maere* als Bîspel. Strickers Verserzählung ›Der kluge Knecht‹. In: Germanistische Mediävistik. Hrsg. v. Volker Honemann/Tomas Tomasek. Münster 1999 (Sonderdruck). S. 177-203.

Austin, John L.: How To Do Things With Words. Cambridge <sup>2</sup>1994.

Bachorski, Hans-Jürgen u.a.: Performativität und Lachkultur in Mittelalter und früher Neuzeit. In: Paragrana 10. Heft 1 (2001). S. 157-190.

Bachorski, Hans-Jürgen: Das aggressive Geschlecht. Verlachte Männlichkeit in Mären aus dem 15. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Germanistik 8. Heft 2 (1998). S. 263-281.

Bachorski, Hans-Jürgen: Ein Diskurs von Begehren und Versagen. Sexualität, Erotik und Obszönität in den Schwankerzählungen des 16. Jahrhunderts. In: Eros – Macht – Askese. Geschlechterspannungen als Dialogstruktur in Kunst und Literatur. Hrsg. v. Hans-Jürgen Bachorski/Helga Scieurie. Trier 1996. S. 305-343.

Bachorski, Hans-Jürgen: Ehe und Trieb, Gewalt, Besitz. Diskursinterferenzen in Mären und Schwänken. In: Der Hahnrei im Mittelalter. Hrsg. v. Danielle Buschinger/Wolfgang Spiewok. Greifswald 1994. S. 1-25.

Beine, Birgit: Der Wolf in der Kutte. Geistliche in den Mären des deutschen Mittelalters. Bielefeld 1999.

Bentzien, Ulrich v. (Hrsg.): Rat zu, was ist das. Rätsel und Scherzfragen aus fünf Jahrhunderten. Rostock 1975.

Beutin, Wolfgang: Das Lachen über das Obszöne in der Dichtung. In: Sprachspiel und Lachkultur. Beiträge zur Literatur und Sprachgeschichte Rolf Bräuer zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Angela Bader. Stuttgart 1994. S. 246-260.

Beutin, Wolfgang: Sexualität und Obszönität. Eine literaturpsychologische Studie über epische Dichtungen des Mittelalters und der Renaissance. Würzburg 1990.

Bismark, Heike: Rätselbücher. Entstehung und Entwicklung eines frühneuzeitlichen Buchtyps im deutschsprachigen Raum. Tübingen 2007.

Blank, Walter: Die deutsche Minneallegorie. Gestaltung und Funktion einer spätmittelalterlichen Dichtungsform. Stuttgart 1970.

Bloh, Ute v.: Die Sexualität, das Recht und der Körper. Kontrollierte Anarchie in vier mittelalterlichen Mären. In: Böse Frauen – Gute Frauen. Darstellungskonventionen in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hrsg. v. Ulrike Gaebel/Erika Kartschoke. Trier 2002. S. 75-88.

Braun, Michael/Cornelia Herberichs: Gewalt im Mittelalter: Überlegungen zu ihrer Erforschung. In: Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen. Hrsg. v. Michael Braun/Cornelia Herberichs. München 2005. S. 7-39.

Brincken, Anna-Dorothee v. den: Studien zur Universalkartographie des Mittelalters. Hrsg. v. Thomas Szabó. Göttingen 2008.

Brincken, Anna-Dorothee v. den: Martin von Troppau. In: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein im späten Mittelalter. Hrsg. v. Hans Patze. Sigmaringen 1987. S. 155-195.

Brincken, Anna-Dorothee v. den: Zu Herkunft und Gestalt der Martins-Chroniken. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 37 (1981). S. 694-735.

Brinker – von der Heyde, Claudia: Weiber – Herrschaft oder: Wer reitet wen? Zur Konstruktion und Symbolik der Geschlechterbeziehung. In: Manlīchiu wīp – wīplich man. Zur Konstruktion der Kategorien »Körper« und »Geschlecht« in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Ingrid Bennewitz/Helmut Tervooren. Berlin 1999. S. 47-66.

Catholy, Eckehard: Das Fastnachtspiel des Spätmittelalters. Gestalt und Funktion. Tübingen 1961.

Corneau, Christoph: Einführung (Vortrag – Abbildung – Handschrift am Beispiel der höfischen Lied- und Sangspruchdichtung). In: »Aufführung« und »Schrift« in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Weimar 1996. S. 3-7.

Cramer, Thomas: Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter. München <sup>3</sup>2000.

Davis, Mary Catherine: Klopfan. In: Modern Language Notes. Heft 66 (1951). S. 305-309.

Dicke, Gerd: Mären-Priapeia. Deutungsgehalte des Obszönen im »Nonnentunier« und seinen europäischen Motivverwandte. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 124. Heft 2 (2002). S. 261-301.

Dilcher, Gerhard: Zum Bürgerbegriff im späten Mittelalter. Versuch einer Typologie am Beispiel von Frankfurt am Main. In: Über Bürger, Stadt und städtische Literatur im Spätmittelalter. Hrsg. v. Josef Fleckenstein/Karl Stackmann. Göttingen 1980. S. 59-106.

Edwards, Cyril W.: Die Erotisierung des Handwerks. In: Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Jeffrey Ashcroft u.a. Tübingen 1987. S. 126-149.

Ehrstine, Glenn: Aufführungsort als Kommunikationsraum. Ein Vergleich der fastnächtlichen Spieltradition Nürnbergs, Lübecks und der Schweiz. In: Fastnachtspiele. Weltliches Schauspiel in literarischen und kulturellen Kontexten. Hrsg. v. Klaus Ridder. Tübingen 2009. S. 83-99.

Euling, Karl: Das Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. Hildesheim 1977.

Euling Karl: Hundert noch ungedruckte Priameln des fünfzehnten Jahrhunderts. Paderborn/Münster 1887.

Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung. Tübingen <sup>2</sup>1983.

Fix, Ulla: Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. Berlin 2008.

Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Bd. 3. Die Sorge um sich. Frankfurt am Main <sup>3</sup>1993.

Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Bd. 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main <sup>5</sup>1991.

Fränkel, Ludwig: Um Städte Werben und Verwantes in der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, nebst Parallelen aus dem 18. und 19. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 22. Heft 0 (1890). S. 336-364.

Friedrich, Udo: Die Paradigmatik des Esels im enzyklopädischen Schrifttum des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für Germanistik 25. Heft 1 (2015). S. 42-58.

Frosch-Freiburg, Frauke: Schwankmären und Fabliaux. Ein Stoff- und Motivvergleich. Göppingen 1971.

Fürbeth, Frank: Literatur in Frankfurter Bürgerbibliotheken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. In: Frankfurt im Schnittpunkt der Diskurse; Strategien und Institutionen literarischer Kommunikation im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Frankfurt am Main 2010. S. 54-81.

Fürbeth, Frank: Deutsche Privatbibliotheken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Forschungsstand- und perspektiven. In: Zur Erforschung mittelalterlicher Bibliotheken. Chancen – Entwicklungen – Perspektiven. Hrsg. v. Andrea Rapp/Michael Embach. Frankfurt am Main 2009. S. 185-209.

Genette, Gérard: Die Erzählung. München <sup>2</sup>1998.

Gerhardt, Christoph: ›Ein spruch von einer geisterin‹ von Rosenplüt, vier Priamel und ›Ein antwürt vmb einen ters‹. In: »Texte zum Sprechen bringen«. Philologie und Interpretation. Festschrift für Paul Sappeler. Hrsg. v. Christiane Ackermann/Ulrich Barton. Tübingen 2009 (Sonderdruck). S. 307-329.

Gerhardt, Christoph: Grobianische Diätetik. Zu den sieben größten Freuden in Rede, Lied und Priamel sowie zu dem Fastnachtspiel ›Das Ungetüm‹. Trier 2007.

Grimm, Jacob (Hrsg.): Traugemundslied. In: Altdeutsche Wälder. Hrsg. v. Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 2. Darmstadt 1966 (Nachdruck der Ausgabe 1815). S. 8-30.

Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle. Tübingen 2006.

Grubmüller, Klaus: Wer lacht im Märe – und wozu? In: Lachgemeinschaften. Kulturelle Inszenierungen und soziale Wirkungen von Gelächter im Mittelalter und der Frühen Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röcke/Hans Rudolf Velten. Berlin/New York 2005. S. 111-125.

Grubmüller, Klaus: Der Tor und der Tod. Anmerkungen zur Gewalt in der Märendichtung. In: Spannungen und Konflikte menschlichem Zusammenlebens in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Kurt Gärtner u.a. Tübingen 1996. S. 340-348.

Grubmüller, Klaus: Das Groteske im Märe als Element seiner Geschichte. Skizzen zu einer historischen Gattungspoetik. In: Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts. Hrsg. v. Walter Haug/Burghard Wachinger. Tübingen 1993. S. 37-55.

Habel, Thomas: Vom Zeugniswert der Überlieferungsträger. Bemerkungen zum frühen Nürnberger Fastnachtspiel. In: Artibus. Kulturwissenschaft und deutsche Philologie des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hrsg. v. Stephan Füssel/Gerd Hübner/Joachim Knappe. Wiesbaden 1994. S. 103-135.

Hain, Mathilde: Rätsel. Stuttgart 1966.

Hartmann, Sieglinde: Ein empirischer Beitrag zur Geschichte des Lachens im Mittelalter: Lachen beim Stricker. In: Mediaevistik 3 (1990). S. 107-129.

Häsner, Bernd u.a.: Text und Performativität. In: Theorien des Performativen. Hrsg. v. Klaus W. Hempfer/Jörg Volbers. Bielefeld 2011. S. 69-97.

Haug, Walter: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Tübingen 2003.

Haug, Walter: Die niederländischen erotischen Tragzeichen und das Problem des Obszönen im Mittelalter. In: Erotik aus dem Dreck gezogen. Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik. Bd. 59. Amsterdam/New York 2004. S. 67-90.

Haug, Walter: Schwarzes Lachen. Überlegungen zum Lachen an der Grenze zwischen dem Komischen und dem Makabren. In: Semiotik, Rhetorik und Soziologie des Lachens. Vergleichende Studien zum Funktionswandel des Lachens vom Mittelalter zur Gegenwart. Hrsg. v. Lothar Fietz u.a. Tübingen 1996.

Haug, Walter: Die Verwandlung des Körpers zwischen ›Aufführung‹ und ›Schrift‹. In: ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Weimar 1996. S. 190-205.

Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählungen. In: Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts. Hrsg. v. Walter Haug/Burghard Wachinger. Tübingen 1993. S. 1-37.

Heidemann, Kyra: *Grob und teutsch mit nammen beschryben*. Überlegungen zum Anstößigen in der Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts. In: Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Hans-Jürgen Bachorski. Trier 1991. S. 415-427.

Heinzle, Joachim: Altes und Neues zum Märenbegriff. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 117 (1988). S. 277-296.

Heinzle, Joachim: Kleine Anleitung zum Gebrauch des Märenbegriffs. In: Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Hrsg. v. Klaus Grubmüller u.a. Paderborn u.a. 1988. S. 45-49.

Herchert, Gaby: ›Acker mir mein bestes Feld‹. Untersuchungen zu erotischen Liederbuchliedern des späten Mittelalters. Münster/New York 1996.

Hillgärtner, Jan: Die Entstehung der periodischen Presse. Organisationen und Gestalt der ersten Zeitungen in Deutschland und den Niederlanden (1605-1620). Erlangen/Nürnberg 2013.

Holznagel, Franz-Josef: Verserzählung – Rede – Bîspel: Zur Typologie kleinerer Reimpaardichtungen des 13. Jahrhunderts. In: Eine Epoche im Umbruch. Volkssprachliche Literalität 1200-1300. Hrsg. v. Christa Bertelsmeier-Kierst/Christopher Young. Tübingen 2003. S. 291-307.

Hoven, Heribert: Studien zur Erotik in der deutschen Märendichtung. Göppingen 1978.

Huot, Sylvia: Drama and Exemplarity in the Narrative Text. Reader Responses to a Passage in the ›Roman de la Rose‹. In: ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Weimar 1996. S. 494-508.

Jankrift, Kay Peter: Mit Gott und schwarzer Magie. Medizin im Mittelalter. Darmstadt 2005.

Janota, Johannes: Studien zu Funktion und Typus des deutschen geistlichen Liedes im Mittelalter. München 1968.

Kellermann, Karina: Abschied vom ›historischen Volkslied‹. Studien zu Funktion, Ästhetik und Publizität der Gattung historisch-politische Ereignisdichtung. Tübingen 2000.

Kerth, Sonja: Das schmeckt lecker und tut gut. Scherzrezepte in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: Genußmittel in Literatur. Hrsg. v. Hans Wolf Jäger/Holger Böning/Gert Sautermeister. Bremen 2011.

Kiepe, Hansjürgen: Die Nürnberger Priameldichtung. Untersuchungen zu Hans Rosenplüt und zum Schreib- und Druckwesen im 15. Jahrhundert. München 1984.

Kindt, Tom: Literatur und Komik. Zur Theorie literarischer Komik und zur deutschen Komödie im 18. Jahrhundert. Berlin 2011.

Klein, Dorothea: Allegorische Burgen. Variationen eines Bildthemas. In: Die Burg im Minnesang und als Allegorie im deutschen Mittelalter. Hrsg. v. Ricarda Bauschke. Frankfurt am Main 2006.

Kossak, Wolfram v./Stefanie Stockhorst: Sexuelles und wie es zu Wort kommt. Die Frage nach dem Obszönen in den Liedern Oswalds von Wolkenstein. In: Daphnis 28 (1999). S. 1-33.

Krohn, Rüdiger: Der unanständige Bürger. Untersuchungen zum Obszönen in den Nürnberger Fastnachtsspielen des 15. Jahrhundert. Kronberg Ts. 1974.

Kugler, Hartmut: Literatur und spätmittelalterliche Stadt. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röcke/Marina Münkler. München/Wien 2004. S. 394-409.

Kugler, Hartmut: Selbstdarstellung und Gemeinschaftsleben. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röcke/Marina Münkler. München/Wien 2004. S. 409-420.

Lenk, Werner: Das Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Theorie und zur Interpretation des Fastnachtspiels als Dichtung. Berlin 1966.

Löser, Freimut: Rätsel lösen. Zum Singûf-Rumelant-Rätselstreit. In: Wolfram-Studien XV. Hrsg. v. Joachim Heinze u.a. Berlin 1998. S. 245-276.

Lutz, Eckart Conrad: Lesevorgänge. Vom *punctus flexus* zur Medialität. Zur Einleitung. In: Lesevorgänge. Hrsg. v. Eckart Conrad Lutz u.a. Zürich 2010. S. 11-35.

Maassen, Irmgard: Text und/als/in der Performanz in der frühen Neuzeit: Thesen und Überlegungen. In: Paragrana 10. Heft 1 (2001). S. 285-301.

Marcuse, Ludwig: Obszön. Geschichte einer Entrüstung. München 1962.

Margetts, John: Die Darstellung der weiblichen Sexualität in deutschen Kurserzählungen des Spätmittelalters: Weibliche Potenz und männliche Versagensangst. In: Psychologie in der Mediävistik. Hrsg. v. Jürgen Kühnel u.a. Göttingen 1985. S. 259-276.

Matter, Stefan: Was liest man, wenn man in Minneredenhandschriften liest? Exemplarische Lektüren des ›Ironischen Frauenpreises‹ (Brandis 22) in der Prager

Handschrift des sog. ›Liederbuches der Klara Hätzlerin‹. In: Lesevorgänge. Hrsg. v. Eckart Conrad Lutz u.a. Zürich 2010. S. 283-315.

Meyer, Dieter H.: Literarische Hausbücher des 16. Jahrhunderts. Die Sammlungen des Ulrich Mostl, des Valentin Holl und des Simprecht Kröll. Bd. 2. Würzburg 1989.

Meyer, Julie: Die Entstehung des Patriziats in Nürnberg. In: Mitteilung des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 27 (1928) S. 1-96.

Michels, Victor: Studien über die ältesten deutschen Fastnachtspiele. Straßburg 1896.

Mierke, Gesine: Riskante Ordnungen. Von der Kaiserchronik zu Jans von Wien. Berlin 2014.

Mihm, Arend: Überlieferung und Verbreitung der Märendichtung im Spätmittelalter. Heidelberg 1967.

Milde, Wolfgang: Metamorphosen: Die Wandlung des Codex durch den Leser oder dritte Aspekt der Handschriftenkunde – Ein Überblick. In: Periodical 70 (1995) S. 27-36.

Müller, Arnd: Zensurpolitik der Reichsstadt Nürnberg. Von der Einführung der Buchdruckerkunst bis zum Ende der Reichsstadtzeit. o.O 1950.

Müller, Jan-Dirk: Formen literarischer Kommunikation im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röcke/Marina Münkler. München/Wien 2004. S. 21-54.

Müller, Jan-Dirk: Noch einmal: Märe und Novelle. Zu den Versionen des Märe von ›Den drei listigen Frauen‹. In: Philologische Untersuchungen. Hrsg. v. Alfred Ebenbauer. Wien 1984. S. 289-311.

Müller, Johannes: Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Bern u.a. 1988.

Olberg, Gabriele v.: Ein sozialgeschichtliches Schlüsselzeugnis im Licht der Textsortenforschung. In: Frühmittelalterliche Studien 20 (1986). S. 123-136.

Parker, Geoffrey: Der Dreißigjährige Krieg. Frankfurt am Main/New York 1991.

Pastré, Jean-Marc: Fastnachtspiele: Eine verkehrte Anschauung der Welt und der Literatur. In: Fastnachtspiele. Weltliches Schauspiel in literarischen und kulturellen Kontexten. Hrsg. v. Klaus Ridder. Tübingen 2009. S. 139-151.

Petsch, Robert: Spruchdichtung des Volkes. Vor- und Frühformen der Volksdichtung. Halle/Saale 1938.

Putzo, Christine: Komik, Ernst und *Mise en page*. Zum Problem der Farblinien in Wittenwilers *Der Ring*. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 246 (2009). S. 21-49.



Rehm, Walther: Kulturverfall und spätmittelhochdeutsche Didaktik. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 25 (1927). S. 289-330.

Reichel, Jörn: Der Spruchdichter Hans Rosenplüt. Literatur und Leben im spätmittelalterlichen Nürnberg. Stuttgart 1985.

Reichlin, Susanne: Rhetorik der Konkretisierung: Zur Darstellung von Gewalt in Hans Rosenplüts *Die Wolfsgarbe* und Herrands von Wildonie *Die treue Gattin*. In: Kodikas/Code, Ars Semeiotica 32. Nr. 3-4 (2009). S. 279-297.

Ridder, Klaus u.a.: Spiel und Schrift. Nürnberger Fastnachtspiele zwischen Aufführung und Überlieferung. In: Literatur als Spiel. Hrsg. v. Thomas Anz/Heinrich Kaulen. Berlin 2009. S. 195-209.

Ridder, Klaus u.a.: Neuedition und Kommentierung der vorreformatorischen Nürnberger Fastnachtspiele. In: Deutsche Texte des Mittelalters zwischen Handschriftennähe und Rekonstruktion. Hrsg. v. Martin J. Schubert. Tübingen 2005. S. 237-257.

Röcke, Werner/Hans Rudolf Velten: Lachgemeinschaften. Einleitung. In: Lachgemeinschaften. Kulturelle Inszenierungen und soziale Wirkungen von Gelächter im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röcke/Hans Rudolf Velten. Berlin/New York: 2005. S. IX-3.

Röcke, Werner: Fiktionale Literatur und literarischer Markt: Schwankliteratur und Prosaroman. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röcke/Marina Münkler. München/Wien 2004. S. 463-507.

Röcke, Werner: Literarische Gegenwelten. In: Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röcke und Marina Münkler. München/Wien 2004. S. 420-446.

Rosenkranz, Karl: Ästhetik des Häßlichen. Leipzig 1990 (Nachdruck der Ausgabe 1853).

Ruh, Kurt: Versuch einer Begriffsbestimmung von ›städtischer Literatur‹ im deutschen Spätmittelalter. In: Über Bürger, Stadt und städtische Literatur im Spätmittelalter. Hrsg. v. Josef Fleckenstein/Karl Stackmann. Göttingen 1980. S. 311-328.

Scheuer, Hans Jürgen: Topos ›asinitas‹. Editorial. In: Zeitschrift für Germanistik 25. Heft 1 (2015). S. 8-14.

Schneider, Hermann: Mittelhochdeutsche Spruchdichtung. In: Mittelhochdeutsche Spruchdichtung. Hrsg. v. Hugo Moser. Darmstadt 1972. S. 134-146.

Schneider, Karin: Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung. Tübingen 1999.

Schnell, Rüdiger: Ekel und Emotionsforschung. Mediävistische Überlegungen zur ›Asthetik‹ des Häßlichen. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 79 (2005). S. 359-432.

Schnell, Rüdiger: Erzählstrategie, Intertextualität und ›Erfahrungswissen‹. Zu Sinn und Sinnlosigkeit spätmittelalterlicher Mären. In: Wolfram-Studien XVIII. Hrsg. v. Wolfgang Haubrichs u.a. Berlin 2004. S. 367-385.

Schnyder, André: Zum Komischen in den Mären Heinrich Kaufringers. In: Bausteine zur Sprachgeschichte der deutschen Komik. Hrsg. v. Alexander Schwarz. Hildesheim u.a. 2000. S. 49-73.

Schönfeldt, Alfred: Zur Analyse des Rätsels. In: ZfdPh 97 (1978). S. 60-73.

Simon, Gerd: Die erste deutsche Fastnachtsspieltradition. Zur Überlieferung, Textkritik und Chronologie der Nürnberger Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts. Lübeck/Hamburg 1970.

Simon, Eckehard: Fastnachtsspiele inszenieren die Reformation. Luthers Kampf gegen Rom als populäre Bewegung in Fastnachtsspielzeugnissen, 1521-1525. In: Fastnachtsspiele. Weltliches Schauspiel in literarischen und kulturellen Kontexten. Hrsg. v. Klaus Ridder. Tübingen 2009. S. 115-139.

Spiewok, Wolfgang: Das deutsche Fastnachtsspiel. Ursprung, Funktionen, Aufführungspraxis. Greifswald 21997.

Spriewald, Ingeborg: Literatur zwischen Hören und Lesen. Wandel von Funktion und Rezeption im späten Mittelalter. Berlin/Weimar 1990.

Stein, Peter: Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens. Darmstadt 2006.

Stempel, Wolf-Dieter: Mittelalterliche Obszönität als literarästhetisches Problem. In: Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen. Hrsg. v. Hans Robert Jauf. München 1968. S. 187-207.

Strohschneider, Peter: Der tûrney von dem czers. Versuch über ein priapeisches Märe. In: Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Jeffrey Ashcroft u.a. Tübingen 1987. S. 149-174.

Stuplich, Brigitte: *Das ist dem adel ain große schant*. Zu Rosenplüts politischen Fastnachtsspielen. In: Rollwagenbüchlein. Hrsg. v. Jürgen Jaehrling/Uwe Meves/Erika Timm. Tübingen 2002. S. 165-187.

Tervooren, Helmut: Die ›Aufführung‹ als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik. In: ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Weimar 1996. S. 48-67.

Thayer, Anne T.: Learning to Worship in the Later Middle Ages: Enacting Symbolism, Fighting the Devil, and Receiving Grace. In: Archiv für Reformationsgeschichte 99 (2008). S. 36-65.

Tomasek, Tomas: Das deutsche Rätsel im Mittelalter. Tübingen 1994.

Tomasek, Tomas: Scherzfragen – Bemerkungen zur Entwicklung einer Textsorte. In: Kleinstformen der Literatur. Hrsg. v. Walther Haug/Burghart Wachinger. Tübingen 1994. S. 216-234.

Tuchel, Susan: Kastration im Mittelalter. Düsseldorf 1998.

Velten, Hans Rudolf: Text und Lachgemeinschaft. Zur Funktion des Gruppenlachens bei Hofe in der Schwankliteratur. In: Lachgemeinschaften. Kulturelle Inszenierungen und soziale Wirkungen von Gelächter im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Hrsg. v. Werner Röche/Hans Rudolf Velten. Berlin/New York 2005. S. 125-145.

Velten, Hans Rudolf: Ältere deutsche Literatur (5 Performativität). In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Reinbek 2002. S. 217-242.

Wachinger, Burghart: Convivium fabulosum. Erzählen bei Tisch im 15. und 16. Jahrhundert, besonders in der ›Mensa philosophica‹ und bei Erasmus und Luther. In: Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhundert. Hrsg. v. Walter Haug/Burghart Wachinger. Tübingen: 1993. S. 256-287.

Wachinger, Burghart: Rätsel, Frage und Allegorie im Mittelalter. In: Werk – Typ – Situation. Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur. Hrsg. v. Ingeborg Glier u.a. Stuttgart 1969. S. 137-161.

Wales, Stephen L.: Social Humor in Middle High German Mären. In: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 10 (1976). S. 119-148.

Waltenberger, Michael: Situation und Sinn. Überlegungen zur pragmatischen Dimension märenhaften Erzählens. In: Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. v. Elizabeth Andersen u.a. Berlin/New York 2011. S. 287-308.

Wenzel, Horst: Einführung (Partizipation – Mimesis – Repräsentation in Liturgie, Recht und Hof). In: ›Aufführung‹ und ›Schrift‹ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Jan-Dirk Müller. Stuttgart/Weimar 1996. S. 141-149.

Wolf, Gerhard: Spiel und Norm. Zur Thematisierung der Sexualität in Liebeslyrik und Ehelehren des späten Mittelalters. In: Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. Günter Berger/Stephan Kohl/Werner Röcke. Trier 1991. S. 477-511.

Wolf, Klaus: Frankfurts literarisches Leben im ausgehenden Mittelalter. Zwischen Frömmigkeitstheologie und patrizischer Repräsentation. In: Frankfurt im Schnittpunkt der Diskurse; Strategien und Institutionen literarischer

Kommunikation im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Frankfurt am Main 2010. S. 41-54.

Zeyen, Stefan: *...daz tet der liebe dorn*. Erotische Metaphorik in der deutschsprachigen Lyrik des 12.-14. Jahrhunderts. Essen 1996.

Ziegeler, Hans-Joachim: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen. München/Zürich 1985.

### **Verzeichnis Editionen**

Fallersleben, Hoffmann v./Schade, Oskar: Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Bd. 2. Hannover 1855.

Fallersleben, Hoffmann v./Schade, Oskar: Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Bd. 3. Hannover 1855.

Fallersleben, Hoffmann v./Schade, Oskar: Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Bd. 5. Hannover 1856.

Fischer, Hanns (Hrsg.): Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts. München 1966.

Grimm, Jacob/Grimm Wilhelm: Kinder – und Haus – Märchen. Bd. 2. Berlin 1815.

Grubmüller, Klaus (Hrsg.): Novellistik des Mittelalters. Märendichtung. Bd. 23. Frankfurt am Main 1996.

Karrer, Otto (Hrsg.): Franz von Assisi. Legenden und Laude. Zürich <sup>3</sup>1945.

Keller, Adelbert: Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Bd. 1. Stuttgart 1858.

Kully, Elisabeth: Codex Weimar Q565. Bern/München 1982.

Sappler, Paul (Hrsg.): Heinrich Kaufringer. Werke. Tübingen 1972.

Schade, Oskar: Klopfan. Ein Beitrag zur Geschichte der Neujahrsfeier. Besonderer Abdruck aus dem II. Bande des Weimarischen Jahrbuchs. Hannover 1855.

Schmid, Ursula: Codex Karlsruhe 408. Bern/München 1974.

Schupp, Volker (Hrsg.): Deutsches Rätselbuch. Stuttgart 1972.

Vollmann, Benedikt Konrad (Hrsg.): Carmina Burana. Texte und Übersetzungen. Frankfurt am Main 1987.

Wackernagel, Philipp: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Bd. 3. Leipzig 1870.

## **Verzeichnis Nachschlagewerke**

Die Bibel. Übersetzt von Martin Luther. Stuttgart: 1935.

DWB = Deutsches Wörterbuch. Hrsg. v. Jacob und Wilhelm Grimm. Leipzig 1854-1971.

Enzyklopädie des Märchens. Bd. 13. Hrsg. v. Rolf Wilhelm Brednich. Berlin/New York 2010.

Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. Bonn <sup>2</sup>1920.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 3-8. Hrsg. v. Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin/Leipzig 1987.

Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Stuttgart <sup>3</sup>1992 (Nachdruck der Ausgabe 1885).

LGB = Lexikon des gesamten Buchwesens. Bd. 4. Stuttgart <sup>2</sup>1995.

Lexikon zur Bibel. Hrsg. v. Fritz Rienecker. Wuppertal 1960.

LLM = Lexikon Literatur des Mittelalters. Bd. 1. Red. Charlotte Bretscher-Gisiger. Stuttgart/Weimar 2002.

MLL = Metzler Lexikon Literatur. Hrsg. v. Dieter Burdorf u.a. Stuttgart/Weimar <sup>3</sup>2007.

MLS = Metzler Lexikon literarische Symbole. Hrsg. v. Günter Butzer/Joachim Jacob. Stuttgart/Weimar <sup>2</sup>2012.

RLW = Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. 1-3. Hrsg. v. Klaus Weimar. Berlin/New York 1997.

VL = Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. v. Wolfgang Stammer u.a. Berlin u.a. <sup>2</sup>1978ff.

Wörterbuch Deutsch – Hebräisch. Red. Oded Achiasaf. Tel Aviv 1993.

## **Abbildungen (Nr. 1-9):**

Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Monographien Digital ([http://ora-web.swkk.de/digimo\\_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat\\_anzeigen&a\\_id=15777](http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=15777)) (10.04.2015).